This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

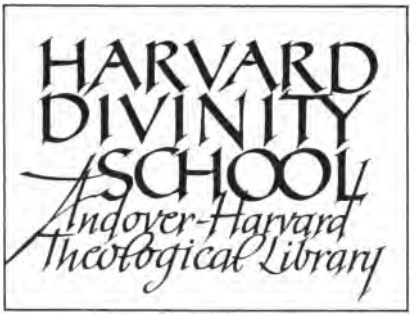
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

#2742 1 III


HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

Erinnerungen

aus dem

Leben eines Landgeiſtlichen.

Von

Dr. C. Büchſel,
General-Superintendent.

Dritter Band.

Dritte, durch Jugenderinnerungen vermehrte Auflage.

Berlin.
Verlag von Wiegandt & Grieben.
1889.

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

BX
8080
.B84
1836
v.3

Dem

Präsidenten des Consistoriums der Provinz Brandenburg

Herrn Immanuel Hegel

seinem verehrten und geliebten Freunde

zum Zeichen der Gemeinschaft im Glauben an Den,
der das Haupt ist der Gemeinde

der Verfasser.

Inhalt.

Seite

V. Die Seelsorge.

1. Die Seelsorge eine Pflicht aller Christen 1
2. Die allgemeine Seelsorge des Geistlichen 51
3. Die specielle Seelsorge 103
   - Behandlung der Indifferentisten 118
   - Behandlung der Selbstgerechten 126
   - Behandlung der Lasterhaften 140
   - Behandlung der Zweifler 159
   - Behandlung der Kranken 194
   - Behandlung der Familie 227

Anhang:

Jugend-Erinnerungen für meine Kinder 271

V.

Die Seelsorge.

1. Die Seelsorge eine Pflicht aller Christen.

Der wirkliche und wahre Seelsorger in der Christenheit ist Gott der h. Geist, aber auch jeder lebendige Christ übt bewußt oder unbewußt einen heilsamen Einfluß auf seine Umgebung aus. Die Sorge um seine Seele ist die treibende Kraft im ganzen Leben des Christen. Die ermüdende und vergebliche Sorge um die irdischen Güter hat der Herr den Seinen verboten und durch den Glauben abgenommen, aber die Sorge um die Seele hat er als eine heilige Pflicht ihnen aufgelegt. „Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.“ Jeder, der in der Zucht des h. Geistes steht, wird immerdar getrieben, mit Wachen und Beten seine Wege zu gehen, d. h. für seine Seele zu sorgen, und der Apostel fordert, daß sich diese Sorge steigern soll bis zu Furcht und Zittern. Alle unbekehrten Menschen müssen sorgen, theils wie sie des Leibes Nothdurft und Nahrung erwerben, theils wie sie ihre Schätze vermehren oder bewahren. Wer aber gern selig werden will und die Gefahr kennt, in der er hier auf Erden lebt, oder wer im Gnadenstande steht und den

Frieden seiner Seele gefunden hat, kann ohne Sorgen um seine Seele nicht sein.

Der Herr hat es aber so geordnet, daß er sich seiner Jünger bedient, um auf Andere zu wirken, und mit dem ersten Anfange der Gemeindebildung legte er um alle Glieder ein Band, so daß der Eine durch die Andern gehalten und getragen wurde. Wie die natürliche Liebe darauf gerichtet ist, dem Nächsten gute Tage zu bereiten und ihm in der zeitlichen Noth zu helfen, so herrscht in der Gemeinde der Christen die Liebe, die nicht gleichgültig mit ansehen kann, daß der Nächste in Verblendung und Gleichgültigkeit gegen sein ewiges Heil hingeht, oder daß er, wenn er angefangen hat, die Wege des Heils zu gehen, sich wieder verirre und in den Versuchungen des Lebens unterliege. So ist die Sorge um das Seelenheil des Nächsten nicht eine Pflicht, die dem Geistlichen allein obliegt, sondern sie ist allen lebendigen Gliedern am Leibe des Herrn nicht etwa bloß geboten, sondern sie geht hervor aus einem natürlichen Drange der Liebe. Dieselbe Liebe, die den Sohn Gottes aus des Vaters Schooß zur Erde herniederzog, ihn die Knechtsgestalt annehmen und ihn des Kreuzes Schmach tragen ließ, damit ein Sünder könne selig werden, regt sich auch in den Herzen der Seinen. Vorzugsweise wird freilich der Pastor ein Seelsorger genannt, aber kein Christ kann sich davon ausschließen, zu thun und zu üben, was der Name enthält. Es giebt Verhältnisse unter den Menschen, die nur dann im Segen und im Frieden bestehen können, wenn die Seelsorge sie heiligt. Die Erziehung der Kinder ohne die Seelsorge

kann nur Knechte der Menſchen oder Solche heranbilden, die allein auf das weltliche Wohlleben bedacht ſind. Die Auferziehung der Jugend in der Zucht und Vermahnung zum Herrn iſt bei chriſtlichen Eltern der Grundſatz, von dem ſie geleitet werden. Ein Kind, das nicht frühe lernt, den Kampf mit der angebornen Neigung zur Sünde zu kämpfen, das nicht unterwieſen wird, vor dem heiligen, allgegenwärtigen und allwiſſenden Gott zu wandeln, ſondern nur angehalten wird, ſich den Beifall der Menſchen zu erwerben oder vor der Strafe ſich zu fürchten, wird wohl lernen, mit Liſt und Lügen ſich den Augen der Menſchen zu entziehen und ſich zu verbergen, aber die Uebungen in den Wegen der Wahrheit und des Friedens bleiben ihm unbekannt. Das kräftigſte Mittel in der ganzen Arbeit der Erziehung iſt das Gebet. Ein Kind, das nicht gewöhnt wird, am Morgen das Angeſicht Gottes zu ſuchen, der durch das Gewiſſen zu uns redet, der da hilft in aller Noth, der uns beſchützt in allen Gefahren, der uns Kraft giebt zu jeder Arbeit, der uns warnt vor jeder Sünde; ein Kind, das nicht genöthigt wird, am Abend Gott zu danken für die Wohlthaten des vergangenen Tages, ſich zu prüfen, um Vergebung zu bitten und Schutz für ſich und die Seinen in der Nacht zu ſuchen, wird vielleicht körperlich gedeihen und ſeine natürlichen Anlagen entwickeln, aber die eigentliche Aufgabe des Lebens wird es kaum ahnen. Die Eltern verſäumen ihre heiligſte Pflicht, die ſie bei der Taufe des Kindes übernommen haben, und vergeſſen es, daß ſie ein Kind Gottes erziehen ſollen. Wie groß mag die Zahl der Kinder ſein, die durch die

Schuld der Eltern die Wege des natürlichen Menſchen gehen, die zum Verderben führen, und die Wege des Heils nicht kennen. Wie viel Jammer und Elend iſt doch über viele Eltern gekommen, die ihre Kinder nur für die Welt erzogen haben, und dann erfahren mußten, daß alle Opfer und alle ihre Liebe mit Gram und oft mit Schande belohnt wird. — Die Lehrer in der Schule ſollen die Seelſorge üben an der Jugend, die ihnen anvertraut iſt. Der Unterricht in Gottes Wort, die Erklärung des Katechismus ſoll nicht bloß dem Gedächtniß eingeprägt und als eine Uebung des Verſtandes behandelt werden, ſondern der Lehrer ſoll ſeine Hand nach dem Herzen des Kindes ausſtrecken und ein herzliches Verlangen haben, der Seele des Kindes die Waffen in die Hand zu geben zum Kampf gegen Teufel, Welt und Fleiſch, und ihm das wahre Brot des Lebens reichen. Ein Lehrer, der nur darüber wacht, daß das Kind nicht die Schulordnung übertritt, und es züchtigt, wenn es Ungezogenheiten begeht, mag vielleicht ein leidlicher Polizeibeamter ſein, aber die Hauptaufgabe ſeines Amtes hat er nicht erkannt. Viele Männer und Frauen haben im ſpäteren Leben ernſtlich beklagt, daß ſie in der Schule von dem Lebensodem nicht angeweht ſind und daß ſie von dem Lehrer ſelbſt Anleitung zum Unglauben und zur Abneigung gegen die Kirche erhalten haben.

Chriſtliche Herrſchaften geben dem Geſinde nicht bloß Lohn und Brot und fordern nicht allein die Arbeit in ihrem Dienſte, ſondern ſie erkennen es als ihre Pflicht, auch über die Seelen ihrer Untergebenen zu wachen. Wenn

gegenwärtig ſo viel Klagen über die Dienſtboten laut werden, wer trägt die Schuld? Das Geſinde gewiß nicht allein. Gott läßt ſein nicht ſpotten, was der Menſch ſäet, das muß er auch ernten. Iſt es wohl billig, zu fordern, daß das Geſinde einen chriſtlichen Wandel führen ſoll, wenn die Herrſchaft es nicht chriſtlich behandelt, ſondern als Laſtträger der Arbeit anſieht? Das chriſtliche Haus iſt eine kleine Gemeinde für ſich, und die Gemeinde kann ohne Gebet und Gottes Wort nicht beſtehen. Der Eigennutz der Herrſchaft ruft den Eigennutz, ja wohl die Unehrlichkeit des Dienſtboten hervor. Die Härte erzeugt die Liſt, die Unfreundlichkeit die Grobheit, das Mißtrauen und die Kargheit verleiten zur Untreue, die fortwährende Unzufriedenheit und Tadelſucht zur Gleichgültigkeit u. ſ. w. Mit dem Maaße, damit man mißt, wird man wieder gemeſſen. Die chriſtliche Hausordnung weiſt dem Geſinde ſeine Stellung nach den Kindern an und fordert daher auch für ſie chriſtliche Zucht und chriſtliche Liebe. Es giebt gegenwärtig leider viele Herrſchaften, die nicht allein dem Geſinde kein Beiſpiel der Frömmigkeit und der Gottesfurcht geben, ſondern es demſelben wirklich erſchweren, ihre Seelen mit Gottes Wort zu ſpeiſen, ſo daß ſelbſt der Sonntag ihnen geraubt wird, und ſie gewöhnt werden, ſich von der Kirche abzuwenden. Wie ſelten ſind die Häuſer, in denen die Dienſtboten die Liebe erfahren, die in ihnen die unſterbliche Seele, die auch durch das theure Blut Chriſti erlöſet iſt, zu bewahren und zu retten ſucht.

In dem Namen und in der Bedeutung des Patronats liegt offenbar ein Element der Seelſorge. Wo aber

sind die Patrone zu finden, die noch die Pflicht, über die Seelen der Gemeinden zu wachen, anerkennen oder überhaupt ein Bewußtsein davon haben? Wie leichtsinnig wird oft bei der Besetzung der Pfarr- und Lehrerstellen verfahren, und wie liegt doch die Entscheidung bei der Wahl oft in anderen Rücksichten, als in dem wahren Bedürfniß und in der Erwägung dessen, was der Gemeinde zum Heile dient. Wie viele Pastoren seufzen nicht allein darüber, daß sie bei den Patronen keinen Beistand und keine Unterstützung in der Ausübung des Amtes, sondern sogar die ärgsten Hindernisse finden. Der Maaßstab des kirchlichen Lebens in der Gemeinde liegt im Kirchenbesuch und in der Sonntagsfeier, es giebt aber noch immer Patrone, die selbst das dritte Gebot nicht achten und ihre Untergebenen zur Arbeit am Sonntage anhalten oder auch durch Jagden und andere Lustbarkeiten den Feiertag entheiligen. Wenn aber der Gutsherr oder dessen Vertreter in der Wirthschaft mit einem solchen Beispiele vorangehen, so reißt die Unordnung bei der ganzen Gemeinde ein. Der Patron soll dem Pastor seinen Beistand gewähren, um den Respect vor Gottes Gebot aufrecht zu erhalten, und besonders dahin wirken, daß Zucht und Ordnung in der Gemeinde herrsche, aber viele Patrone sind allein und ganz allein auf den möglichst hohen Ertrag des Gutes bedacht und strafen wohl den, der ihnen Schaden und Nachtheil verursacht, aber sehen gleichgültig zu, wenn Gottlosigkeiten allerlei Art begangen werden. In dem Patronate liegen nicht allein Rechte, sondern auch Pflichten. Die Herren nennen sich Patrone der Kirchen und Schulen,

aber der Name, der von einem väterlichen Herzen und von väterlicher Gesinnung hergeleitet ist, ist oft wie ein Anklage gegen den, der ihn trägt. Viele Pastoren klagen, daß der Gutsherr es den Tagelöhnern fast unmöglich macht, die Kirche zu besuchen, und daß selbst die Eltern genöthigt werden, ihre größeren Kinder vom Schulbesuch zurückzuhalten, um sie dem Wirthschaftsführer zur Disposition zu stellen. Es ist übrigens nicht zu verkennen, daß in neuerer Zeit mehrere Patrone anfangen, sich auf die Bedeutung ihres Namens zu besinnen, und ernstlich darauf bedacht sind, zur Förderung des Reiches Gottes in den ihrem Schutz befohlenen Gemeinden beizutragen. Sie verfahren bei Besetzung der Schul- und Kirchenämter mit Sorgfalt und Vorsicht und überwachen den Schulbesuch, halten auf die Sonntagsfeier und unterstützen mit kräftiger Hand den Pastor in der Ausübung seines Amtes. Gesegnet ist eine Gemeinde, in der Pastor und Patron in rechter Treue und Weisheit ihre Pflichten erfüllen.

Ein frommer Landrath, ein gottesfürchtiger Bürgermeister und Schulze können unmöglich die ihnen verliehene Macht ganz von der Seelsorge für die, welche unter ihrer Aufsicht stehen, trennen. Wenn sie ihrer Pflicht nachkommen, die Gottlosen zu strafen, so haben sie reichliche Gelegenheit, hinzuweisen auf die Folgen der Sünde und zur Ermahnung zum Wandel in Gottes Wegen. Schon der natürliche Mensch hat ein Mitgefühl mit dem, der die Strafen seiner Sünde trägt, einem Christen ist es aber ganz unmöglich, ohne Mitleiden bei dem vorüberzugehen, den der „Mörder von Anfang an" geschlagen und ver-

wundet hat. In einem Dorfe habe ich einen alten ehrwürdigen Schulzen gehabt, der bei den kirchlichen Katechisationen mit der erwachsenen Jugend öfters mitredete und dem Einzelnen das besonders einschärfte, was ihm nöthig und heilsam war, und ich weiß, wie sein Wort von großem Segen begleitet war. Wenn die Landräthe und Bürgermeister nicht allein ihre amtliche Pflicht darin erkennen, daß sie die Sünder strafen, sondern daß sie auch zur sittlichen Hebung des Volkes und zur Förderung wahrer Gottesfurcht beitragen, so können sie viel Gutes wirken. In unserer ländlichen Bevölkerung und bei dem gesunden Theil unseres Volkes überhaupt lebt noch immer die Pietät gegen die Obrigkeit, und das Beispiel derer, die die Obrigkeit repräsentiren, ist noch immer von großem Einfluß. Ein Wort, in dem ein Bekenntniß des Glaubens an den lebendigen Gott sich ausspricht, das aus dem Munde des Landraths oder des Richters oder des Bürgermeisters kommt, wird gern weiter erzählt und erweckt das Vertrauen. Ein alter Bauer hatte einen Sohn, der die Wirthschaft führte und sich gegen den Vater zum Aergerniß der Gemeinde schlecht betrug. Der Landrath, der durch das Dorf fuhr, hielt vor dem Hause still, der Vater und Sohn wurden gerufen, und die Leute, die auf der Straße waren, standen still. Er redete den Sohn an mit den Worten: „Wie lautet das vierte Gebot?" Mit dem Hut in der Hand sagte er es her, während der Landrath auch seine Hände gefaltet hatte, und sprach dann zu dem jungen Menschen: „Mein Sohn, es kann dir wahrhaftig nicht wohlgehen, wenn dich deines Vaters Seufzer bei Gott verklagen."

Er ließ ſich noch von ihm die Hand reichen und fuhr weiter, aber die Leute im Dorfe freuten ſich, und der Vorfall ward dem Sohne und anderen jungen Leuten zum Segen.

Die Seelſorge iſt eine Liebespflicht, die ein jeder Chriſt ſeinem Nebenmenſchen ſchuldig iſt, und wenn anders die Liebe Chriſti ihn dringet, ſo kann er ſich dieſer Pflicht nicht entziehen. Die Liebe iſt aber des Glaubens freie Tochter und läßt ſich durch Gebote und Geſetze nicht befehlen. Regeln und Vorſchriften laſſen ſich nicht geben; was die Liebe thut, das thut ſie von Innen heraus, es liegt in ihrer Natur und in ihrem Weſen, daß ſie gern dahin wirken möchte, daß auch der Nächſte den Weg zum Leben finde. Ein frommes junges Kindermädchen, das den Drang der Liebe Chriſti in ſich trug, wurde von ihren Eltern in das Haus eines reichen Gutspächters vermiethet; es that in gewiſſenhafter Treue ſeine Pflicht, und die Mutter des Kindes, das ihr anvertraut war, hatte ihre Freude daran, geſtattete auch, daß es dem Kinde kleine Gebete vorſagen durfte. Als aber das Kind in eine gefährliche Krankheit fiel und die Eltern in großer Sorge waren, da ſahen ſie, wie das Kindermädchen oft an der Wiege auf den Knieen lag und, wenn auch nicht mit Worten, ſo doch mit der That zum Gebete aufforderte. Als die Krankheit aber zunahm, und der Arzt keine Hoffnung mehr gab, da kniete zuerſt die Mutter und dann auch der Vater nieder, das Mädchen ward mit großer Freudigkeit erfüllt, ſprach die zuverſichtliche Hoffnung aus, daß das Kind nicht ſterben werde, und es ward wieder

gesund. Das arme Kindermädchen hatte wirkliche Seelsorge im Hause geübt. Der Glaube an die Kraft des Gebetes war in den Eltern lebendig geworden, sie wandten sich auch bald der Kirche zu und hörten gern Gottes Wort.

Wo die innere Befähigung für die Ausübung der Seelsorge fehlt, da hört sie von selber auf. Wer selbst seine arme Seele nicht achtet und selbst die Gefahr nicht kennt, in der ein natürlicher Mensch sich befindet, der kann auch nicht bekümmert sein um das Seelenheil des Nächsten. — Das Gegentheil von der Seelsorge ist die Verführung, und sie wird mit und ohne Absicht in einem schrecklichen Umfange geübt. Ohne Absicht wird sie von denen geübt, die den Beweis führen, daß man ohne Gebet, ohne Gottes Wort, ohne Kirche und ohne Sakrament ein bürgerlich ordentliches Leben führen kann, und mit Absicht von den bewußten Feinden des Evangeliums und der Kirche des Herrn. Der Einzelne wird gehalten und getragen von der Macht der Sitte, die in den Kreisen herrscht, in denen er lebt, und es gehört ein großer Ernst und viel Energie dazu, die Schranken zu durchbrechen, welche die Standesvorurtheile und die Gewohnheit um den Einzelnen legen. Dazu kommt noch der Spott und Hohn, der die trifft, die von des Herrn Erbarmen ergriffen werden und anfangen, nach dem Wege des Lebens zu fragen und das Heil ihrer Seele zu suchen. Auf dem Wege zur Verdammniß gehen gar sehr verschiedene Gestalten. Die Jugend sieht nicht auf die, die mit Schimpf und Schande bedeckt sind und offenbar die Sclavenketten der Sünde tragen, nicht auf die,

die durch schwere Verschuldungen unglücklich geworden sind und in Noth und Elend seufzen, sondern auf die, die das stolze Gewand der natürlichen Tugend tragen und die von der Welt mit Ruhm und Ehren gekrönt werden. Es ist aber zuletzt doch einerlei, ob ein Mensch von der Welt verachtet oder bewundert zur Hölle fährt. Das Wort steht fest: „Wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden", und es ist dem Menschen nur Ein Name gegeben, in dem er könne selig werden, nämlich der Name Jesu Christi unsers Herrn. Die gefährliche Lehre von der Mittelstraße, von dem mäßigen Genuß der Sünde findet bei der Jugend leicht Eingang und scheint dem alten Menschen als eine sehr vernünftige Regel. Viele halten die Gränze inne, so daß ihr irdisches Fortkommen dadurch nicht gefährdet wird, und die große Zahl derer, die von der Mäßigkeit zur Unmäßigkeit fortschreiten, wird getadelt und verachtet, aber daß in der Sünde ein Gesetz der Nothwendigkeit liegt, und daß aus der Sünde sich consequenter Weise das Laster erzeugt, wird geleugnet. Dazu kommt die neuere Literatur, die Romane, die Schauspiele, die das Gift des Unglaubens und der Verachtung des wahren Christenthums in der gefälligen Form der prosaischen oder poetischen Darstellung verbreiten, so daß der Wolf im Schafskleide schwer zu erkennen ist. Die Missionare des Unglaubens haben überall ihre Kanzeln, in den Gasthöfen, in den Eisenbahnwagen und den Postwagen, und an empfänglichen Hörern fehlt es nicht. Die Tagesblätter, Zeitungen unter allerlei Titeln, die heimlichen oder offenbaren Haß gegen das Wort Gottes in die Prunkgemächer

der Reichen und in die Dorfschenken tragen, werden nicht allein gelesen, sondern mit Begierde verschlungen. Der Hauptangriff ist auf die Auctorität der Bibel gerichtet. Die heilige Geschichte A. und N. T. wird bald als Mythe, bald als Legende, bald als Fabel behandelt, die Person des Heilandes ihrer göttlichen Natur beraubt und in den Bereich menschlich natürlicher Kräfte mit ihren Schranken und Unvollkommenheiten herabgezogen. In den unlängst erschienenen Darstellungen des Lebens des Herrn wird mit Beseitigung der klaren Aussprüche der heiligen Schrift seine wahrhaftige Gottheit geleugnet, und in arger Heuchelei wird er dafür geschmückt mit dem Flittergolde menschlicher Weisheit und mit dem durchlöcherten Gewande menschlicher Tugend, um die Kinder des Unglaubes desto sicherer zu machen, und denen, die noch nicht im Glauben befestigt sind, den alleinigen Grund des Trostes im Leben und Sterben, sein stellvertretendes Leiden und sein Sitzen zur Rechten der Majestät Gottes zu verdächtigen und möglichst ganz zu rauben. Besonders muß man sich wundern über die freche Zuversicht, mit der längst widerlegte Behauptungen und Lügen immer wieder von Neuem als ganz ausgemachte Wahrheiten dem armen Volke dargeboten werden. Menschen, die niemals die Bibel gelesen haben und am wenigsten den großartigen Zusammenhang vom 1. Capitel der Bücher Mose bis zum letzten Capitel der Offenbarung Johannis aufzufassen im Stande sind, reden und schreiben mit einer Leichtfertigkeit und Entstellung einzelner Stellen der h. Schrift, daß man kaum die Möglichkeit begreifen kann. Auf der Auc-

torität der Bibel ruhen in einem christlichen Lande alle Verhältnisse. Nicht allein die Kirche und der Altar werden unterwühlt, wenn die Auctorität der Bibel geleugnet wird, sondern auch die Throne der Fürsten und das Regiment der Obrigkeit verlieren ihre eigentliche Grundlage. Die Ehe, das Verhältniß der Kinder zu den Eltern, die Eide, die geschworen, und die Verträge, die geschlossen werden, sind ihrer Heiligkeit beraubt und in ihrem tiefsten Grunde erschüttert.

Fragt man, woher es komme, daß die Apostel des Unglaubens für ihre Lehren und Schriften ein so bereitetes Feld und so bereitwillig überall einen Eingang finden, so kann die Antwort nur gesucht werden in der Erkenntniß des Zustandes des Menschen, in dem er sich von Natur befindet. Er wird angezogen von zwei Kräften, die eine von oben, die andere von unten, die eine läßt ihn seine Abhängigkeit von einer ewigen, heiligen, höheren Ordnung fühlen und er kann das Gesetz, ihr gehorsam zu sein, nicht wegleugnen, die andere reißt ihn mit Gewalt in die irdische, sichtbare, materielle Welt hinab. In diesem Zwiespalt wird sich der Mensch seiner selbst bewußt, und doch trägt er in sich eine Sehnsucht nach der Ruhe der Seele und nach dem Frieden mit der Macht, die ihm ein heiliges, nicht wegzuleugnendes Gebot in das Herz gelegt hat. Das Himmelreich und die irdische Welt kämpfen in seinem Herzen um den Besitz, und Ruhe ist nur, indem die eine oder die andere Gewalt den Sieg gewinnt. Das Gesetz in den Gliedern, das durch Adams Fall den Menschen der irdischen Weltordnung unterworfen hat, wider-

ſtreitet dem Geſetz im Gemüth, das noch immer ein Bewußtſein von der Herrſchaft über die Natur und die Sehnſucht nach der Freiheit lebendig erhält. Der Menſch, der ein Herr ſein ſoll, ſieht, daß er ein Knecht geworden iſt. Das Geſetz in den Gliedern iſt mächtiger als das Geſetz im Gemüth und hält ihn gefangen. Die Seele iſt ähnlich einem Vogel, dem die Flügel beſchnitten ſind, die Region, in der er ſich bewegen ſoll, iſt die Höhe, die freie Luft, er will fliegen, aber er kann nicht, ſondern muß im Staube kriechen.

Das Ebenbild Gottes iſt zerſtört, das Paradies verloren, und dem Menſchen iſt das Gefühl ſeines Elendes geblieben. Zwei Wege liegen vor ihm, der eine, den die Offenbarung der Barmherzigkeit Gottes in der h. Schrift ihm eröffnet und der zum Leben führt, der andere, der ihn nöthigt, ſich der Kraft zu unterwerfen, die ihn an die trügeriſchen Güter und Genüſſe des irdiſchen Lebens weiſt, um in denſelben den Hunger und Durſt ſeiner Seele zu ſtillen. Der eine iſt der demüthigende Weg, Gnade zu ſuchen und anzunehmen und auf dem rauhen Pfade des Kampfes mit ſeinem Herzen und Fleiſch dem Frieden mit Gott nachzujagen; der andere iſt freilich bequemer und bietet ſich wie von ſelber dar, indem man entweder den innern Zwieſpalt verleugnet oder beſchwichtigt und ſich mit der Sünde ſo ſucht zu arrangiren, daß ſie dem irdiſchen Fortkommen nicht hinderlich wird. Auf der einen Seite ſteht Gottes heiliges ewiges Wort, auf der andern Seite menſchliche, wechſelnde und dem Irrthum unterworfene Weisheit. Erwünſcht und willkommen iſt denen, die den letzten Weg

einſchlagen, jeder Verſuch, die Auctorität der Bibel zu untergraben; denn ſie können ſich der unangenehmen Frage doch nicht ganz entziehen: was wird aus uns, wenn nun doch die Bibel recht hätte? Mit großem Beifall iſt daher die Behauptung begrüßt, daß die Bibel nicht Gottes Wort ſei, ſondern daß in der Bibel Gottes Wort von der Vernunft zu ſuchen ſei, ſo daß nun ein jeder zu unterſcheiden habe, was in der Bibel für Gottes Wort zu halten ſei; damit war die Bahn gebrochen zur endlichen gänzlichen Verwerfung der h. Schrift, und es wiederholte ſich, was der Prophet von Israel ſagt: „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein Jeglicher ſahe auf ſeinen Weg.“ Der Unglaube incommodirt den alten Menſchen nicht, er leugnet die Macht der Sünde und die Gefahr, in der der Menſch in ſeinem natürlichen Zuſtande ſich befindet, er erſinnt ſich einen Gott, der die Sünde nicht ſtraft und der zufrieden iſt, wenn man in irdiſchen Dingen in ſo weit ſeine Obliegenheiten erfüllt, daß man ſein tägliches Brot hat und möglichſt den äußern Anſtand aufrecht erhält. Der Gott der Kinder dieſer Welt wird von ihnen ſelbſt ſehr gering gehalten, ſie ſelbſt haben keinen Glauben an ſeine helfende Hand und beugen darum auch die Kniee nicht vor ihm, er iſt in ihren eigenen Augen nicht werth, daß ſie ihn anbeten. Gegenwärtig geht die Zeit des verdummenden und einſchläfernden Rationalismus immer mehr vorüber, und wenn auch die weit überwiegende Mehrzahl unſerer Zeitgenoſſen bei Gebildeten und Ungebildeten ſich noch auf der Stufe zu halten ſucht, Gott und Chriſtenthum möglichſt zu ignoriren und ſich gleichgültig dagegen zu verhalten

oder den christlichen Glauben wie einen überwundenen Standpunkt zu behandeln, über den es sich nicht schickt in gebildeten Kreisen noch zu reden, so beginnt doch das neu erwachte Leben in der christlichen Kirche als eine Macht sich zu regen, und auch die blöden Augen können sich nicht mehr ganz dagegen verschließen, daß der alte Glaube in neuen Gestaltungen sich wieder kräftig und lebendig erweiset. Die frischen und lebenskräftigen Zeugnisse, die in vielen Kirchen laut werden, sammeln wieder die, in denen noch nicht der letzte Odem des höhern Lebens aufgehört hat, und die noch andere Bedürfnisse haben als Essen und Trinken und des Leibes Pflege. Die Kirchen, in denen das einfache Wort Gottes als eine Gotteskraft verkündigt wird, füllen sich wieder. Die Werke der christlichen Liebe in der Heidenwelt und in der Christenheit sind nicht mehr wegzuleugnen, die Vereine, die sich der Armen, Kranken, Elenden und Verkommenen annehmen, lassen sich nicht mehr ignoriren. So tritt an Mehrere die Nothwendigkeit heran sich zu entscheiden. Der Kampf zwischen Welt und Kirche ist in ein neues Stadium getreten. Es ist der Fortschritt von der Gleichgültigkeit gegen die Kirche zur offenen Feindschaft gegen dieselbe, der sich anbahnt. Längst vergessene Lehren, Gedanken und Anschauungen treten wieder als lebendige Kräfte auf. Vielen ist zu Muthe, als wenn sie Gespenster sähen, aber es sind keine Geister, sondern sie nehmen Fleisch und Bein an und treten an sie heran. Ihre Erscheinung ruft Fragen hervor, die mit Nothwendigkeit eine Antwort verlangen. Die Welt schmückt sich indessen mit den Feigenblättern des Humanismus und der

Civiliſation und ſucht zu beweiſen, daß man auch ohne ein Chriſt zu ſein, doch gute Werke thun könne. Wenn aber auch dies Kleid vor den Augen der Menſchen die Blöße verdeckt und ſtattlich anzuſehen iſt, gegen Wind und Wetter ſchützt es nicht, wahre Wärme verleiht es nicht und Ruhe gibt es der armen Seele nicht. Die große Menge fährt freilich fort mit dem Morphium der Selbſttäuſchung ſich einzuſchläfern und behandelt die Fragen, ob ein Gott im Himmel, ob es eine Unſterblichkeit der Seele gibt, und ob ein Gericht nach dem Tode ſie erwartet, als offene Fragen, deren Beantwortung ſie in träger Gleichgültigkeit entgegenſehen; dennoch aber müſſen ſie erleben, daß hier und da einer aufwacht aus dem bleiernen Schlafe und ſie in ihrer Ruhe ſtört. Sie ſehen ſich um nach neuen und kräftigern Stützen ihres Unglaubens und hören gerne die falſchen Propheten, die die alten Lügen ihnen in ſchmackhafter Weiſe bereiten. Sie greifen begierig nach den Büchern und Blättern, die bald in plumper bald in feiner Weiſe die Wahrheit des Wortes Gottes leugnen und unter dem trügeriſchen Scheine der Wiſſenſchaftlichkeit und der Kunſt dem alten Menſchen immer wieder das Polſter, auf dem er ruht, bequem und behaglich machen. So führen die Meiſten ein faſt nur noch thieriſches Leben, ſie kennen keine andere Heimath als die irdiſche Welt, und die Sorge und die Luſt der Welt hält ſie gefangen. Je mehr nun die Kirche des Herrn ihre Glocken läutet und je mehr der Drang der Liebe Einzelne mit Muth erfüllt, auf die Kirchhöfe und zu den Gräbern zu gehen, wo der Unglaube ſeine Schlafenden ruhen läßt, um ſie in ihrer

Ruhe zu ſtören, deſto mehr machen ſich auch die auf, die ſchon bis zur bewußten Feindſchaft gegen das Kreuz des Herrn vorgeſchritten ſind. Je mehr die Kirche erſtarken und je entſchiedener der Glaube an Gottes Wort mit ſeinem Bekenntniß auftreten wird, deſto eifriger werden die Feinde ſich um ihre Fahnen ſammeln und ihre Waffen gebrauchen. Mit welchem Beifall wird jeder Angriff in Wort und Schrift auf das Chriſtenthum begrüßt! Jeder Verſuch, die Grundlehren des Evangeliums zu bekämpfen, wird mit Begierde aufgenommen und jede Lüge wird mit großem Eifer verbreitet. Witz und Spott werden nicht verſchmäht, um das, was dem Menſchen heilig ſein ſollte, in das Triviale und Gemeine herabzuziehen. — Dazu kommt die Heuchelei, die die Tugend und die Sittlichkeit im Munde führt und alle Grundlagen der Tugend und Sittlichkeit untergräbt. Beſonders groß iſt die Heuchelei, die mit der Forderung der Toleranz getrieben wird und die im Weſentlichen darauf hinausgeht, jeder Irrlehre volle Berechtigung zu erkämpfen; nur die, welche die Lehre der Kirche für die wahre Lehre erklären, ſollen nicht geduldet werden, und wenn dieſe ſich regen und um ihre Exiſtenz kämpfen, werden ſie verſchrieen und verläſtert als ſtörten ſie die Ruhe. Auch dem Kampfe um die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden liegt die Heuchelei zu Grunde. Es iſt keineswegs die Liebe zu den Juden, die dieſe Forderung ſtellt, ſondern der Haß gegen das Chriſtenthum. Unter dem Vorwande der Toleranz will man die Grundlage des chriſtlichen Staates unterwühlen. — Pantheiſten und Atheiſten, Leute, die nie die Kirche beſuchen und Gottes Wort

verſpotten, ſollen nicht allein als Glieder der Kirche gelten, ſondern ſollen auch berechtigt ſein zu entſcheiden, aus welchem Geſangbuche geſungen und nach welchem Katechismus die Jugend unterrichtet und ſchließlich auch was in der Kirche gelehrt werden ſoll. Dahin hat es der Unglaube gebracht, daß er mit ſolcher Frechheit ſein Haupt erheben darf. Die furchtbare Lüge, daß die Mehrheit zu entſcheiden habe, was gelten und was Recht ſein ſoll, und daß die Minderheit Unrecht habe, die auf politiſchem Gebiete nachgerade ſchon ſich zu entlarven beginnt, möchte man gerne auch auf die Kirche übertragen. Darum weil der Unglaube die feſte Grundlage verlaſſen hat und ſich nicht auf die Bekenntniſſe der Kirche und auf Gottes Wort berufen kann, ſetzt er gerne die Maſſen und den Pöbel in Bewegung. Es genügt, einige Schlagwörter — Hierarchie, Pfaffenthum, Pietismus, Orthodoxie, Lutherthum u. ſ. w. — zu gebrauchen, um unter dieſem Deckmantel die ewige Wahrheit des Evangeliums zu verläſtern und die Menge aufzuregen. Solchen Verführungen zum Abfall von der Kirche des Herrn und zur Gottloſigkeit ſteht das kleine Häuflein der lebendigen Chriſten gegenüber. Es ſoll hier nicht die Rede davon ſein, was die chriſtliche Obrigkeit, der der Schutz der Kirche befohlen iſt, zu thun hat, und was dem Regimente der Kirche obliegt, ſondern von dem, was jeder Einzelne, der ein Diener des Herrn ſein will, thun muß. Aeußerlich angeſehen iſt der Kampf ein ſehr ungleicher, und wer nicht den vollen Glauben an die Verheißungen des Herrn und an die Kraft des Wortes Gottes hat, kann leicht muthlos und verzagt werden, der Herr ſpricht

aber: „fürchte dich nicht du kleine Heerde“ und verheißt ihr den Sieg. Die Welt ſucht ihre Erfolge in den äußerlich in die Augen fallenden Dingen und Thaten, die Kirche dagegen in dem innerlichen verborgenen Leben des Menſchen. Wenn die Welt den Herrn kreuzigt, ſo thut ſie das öffentlich unter großem Zuſammenlauf der Menge; die Auferſtehung des Herrn aber erfolgt, während die Welt ſich ihres Sieges freuet, ganz in der Stille. So feiert auch noch heute die Kirche des Herrn ihre Siegesfeſte, wenn die Welt mit großem Geräuſch ſich ihres Triumphes freut. Alles aber, was dem Herrn hier auf Erden angehört, geht in der Knechtsgeſtalt einher und wird von den Kindern der Welt nicht verſtanden. Die Waffen des Chriſten dürfen nicht dieſelben ſein, deren ſich die Welt bedient, und wenn auch Mancher im Stande wäre, auf Witz und Spott mit Witz und Spott zu antworten, ſo ſind es doch immer ſehr gefährliche Hülfsmittel, an denen leicht Fleiſch und Blut ſichtbar wird und wodurch man dann mehr ſchadet als nützt, mehr erbittert als verſöhnt, mehr abſtößt als anzieht. Die Waffen des Chriſten ſind: bekennen, dulden, lieben. Sie ſollen aber nicht gebraucht werden, um ſeine eigne Ehre, ſondern allein die Ehre des Herrn zu vertheidigen, nicht um den Gegner perſönlich zu verletzen, ſondern ſeine Liebe zu gewinnen und ihn zu nöthigen, den Frieden zu ſuchen, wo er allein zu finden iſt.

Das Bekenntniß iſt eine ernſtlich gebotene Pflicht eines jeden Chriſten. „Wer mich bekennet vor den Menſchen, den will ich bekennen vor meinem himmliſchen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menſchen, den

will ich auch verleugnen vor meinem himmliſchen Vater.“ Die Sorge um das Seelenheil des Nächſten fordert das offene und ehrliche Bekenntniß deſſen, in dem man ſeines Herzens Frieden gefunden hat oder doch ernſtlich ſucht. Es geht aus von der klaren Erkenntniß, daß ein Menſch in der Entfremdung von Gott und ſeinem Wort nimmer mehr zur Ruhe ſeiner Seele kommen kann; und von der Erfahrung, daß in den Wegen der Bekehrung und Heiligung allein das gefunden wird, was den verkannten Hunger und Durſt der Seele ſtillen kann. Weltlich geſinnte Menſchen, die nie ihres Glaubens gewiß ſind, haben auch eine beſondere Neigung, wenn ſie jemand im Verdacht haben, daß er ein Chriſt ſein wolle, mit ihm ſich einzulaſſen und ihn zum Bekenntniß herauszufordern, um ſich entweder in ihrem Unglauben zu ſtärken oder um neue Gründe für ihre fleiſchliche Sicherheit zu finden. Es gehört viel Weisheit und oft auch Muth dazu, um das Bekenntniß in rechter Weiſe abzulegen. Es kommt beſonders darauf an, daß man den Gegner recht verſteht, und ſich nicht verleiten läßt auf Dinge einzugehen, die wirklich zweifelhafter Natur ſind, ſondern daß man möglichſt die Hauptſache im Auge behält und geradezu das hervorhebt, was der Grund alles Unglaubens iſt. Durch Disputiren, wobei gewöhnlich die Leidenſchaften aufgeregt werden, wird wenig ausgerichtet und oft mehr geſchadet als gebeſſert. Die Einwürfe gegen das Evangelium finden immer ein williges Ohr bei denen, die weltlich geſinnt ſind und ihre eigenen Wege dahin gehen, es kommt ihnen weniger auf Gründe als auf Behauptungen an. Die einfache, klar und beſtimmt

ausgesprochene Wahrheit, ohne Rücksicht auf die Aufnahme, die sie findet, macht oft einen überraschenden Eindruck, und in tiefstem Grunde des Herzens regt sich immer noch ein gewisser Respect vor Gottes Wort. Als im Jahre 1848 eine Volksversammlung in einer Schulstube abgehalten wurde und man sich in aufregenden gottlosen und frechen Reden über Staat und Kirche, über den König und besonders über die Geistlichen erging, stand der allgemein geachtete Lehrer auf, ging schweigend an die schwarze Wandtafel und schrieb mit großen Buchstaben darauf: „Habt die Brüder lieb. Fürchtet Gott. Ehret den König.“ Es entstand zuerst ein Tumult, aber der Eindruck war unverkennbar. Unerläßlich aber ist es, daß das Bekenntniß des Mundes von der Rechtschaffenheit des Wandels begleitet sein muß.

Das andere Mittel des Nächsten Seele für das Evangelium zu gewinnen, besteht in dem Dulden und Tragen des Kreuzes in der Nachfolge Christi. Wer wirklich im Reiche Gottes lebt, kann sich nicht der Welt gleichstellen und darf sich nicht beherrschen lassen von dem Geiste, der seine Standesgenossen beseelt. Er wird zunächst zu einem Sonderling gestempelt, und wenn man auch nicht sagt, daß man ihn seiner Frömmigkeit wegen verachte, so verdächtigt man ihn doch gerne der Heuchelei und sucht seinem Verhalten eigennützige Absichten unterzuschieben. Irdisch gesinnte Menschen, die immer darauf bedacht sind, zeitliche Güter zu gewinnen, können es entweder nicht begreifen oder es doch nicht zugeben, daß Jemand wirklich um seines Glaubens willen sich Manches versagt und

in ſeinem Berufe andere Wege geht. Bald ſoll es der Geiz ſein, weshalb er ſich von Luſtbarkeit fern hält, bald ſoll er die Abſicht haben, ſich bei Vorgeſetzten und Herrſchaften zu inſinuiren oder doch bemerkbar zu machen, bald ſoll er aus Aberglauben oder Beſchränktheit oder Liſt um andere zu täuſchen, damit er heimlich ſeine Bosheiten ausüben könne, ſich verſtellen als wäre er fromm. Mit einer gewiſſen Genugthuung werden die Fehler der Chriſten beſprochen und oft ungebührlich vergrößert. Wenn aber ein frommer Menſch wirklich zum Falle kommt, ſo können die Kinder der Welt ihre Schadenfreude kaum verbergen. Wie viel Urſache hat doch ein Chriſt zur Vorſicht und Sorgfalt im Wandel, damit die Kinder der Welt nicht in ihrem gottloſen Weſen beſtärkt werden! — Man ſtellt ihn auch gern auf die Probe und bereitet ihm Verſuchungen, legt ihm Stricke und Netze, um ihn möglichſt zum Falle zu bringen. Ein Fabrikarbeiter, der nicht alles mitmachen kann, was der große Haufe thut, und nicht einſtimmt in ihre Reden, ein Geſelle, der nicht mehr des Sonntags arbeiten kann, haben oft ſehr ſchwere Tage. Wie Kain ſeinen Bruder Abel verfolgte und wie Eſau Jakob haßte, wie Saul David nachſtellte und wie die heiligen Apoſtel viel Trübſal zu tragen hatten, ſo muß auch jeder Chriſt bereit ſein, das Kreuz auf ſich zu nehmen. Der Jünger iſt nicht über den Meiſter, und der Apoſtel ſchreibt an die Gemeinde: „Ihr Lieben, laßt euch die Hitze, ſo euch begegnet, nicht befremden —, als widerführe euch etwas Seltſames.“ Dennoch aber liegt eine große Macht in dem ſtillen gottſeligen Wandel des Chriſten, und wenn

auch die Welt ſchmähet und ſpottet, heimlich muß ſie doch ihn anerkennen. Viele Frauen haben in dieſer Weiſe die Männer gewonnen, und ein Kind, das in der Schule oder im Confirmanden-Unterrichte von dem Lebensodem angeweht wurde, hat oft Vater und Mutter überwunden. In dem Wandel liegt die unabſichtliche Seelſorge, die der Chriſt der Welt gegenüber ausübt. In eine unkirchliche Gemeinde zog ein frommer Tagelöhner, zuerſt fiel es auf, daß er regelmäßig mit ſeiner Frau die Kirche beſuchte, ſeine Kinder täglich in die Schule ſchickte, und die anderen fingen an ihn zu bereden, weil er des Sonntags nicht in den Krug ging, ſondern daheim mit ſeiner Frau ein Lied ſang und eine Predigt vorlas. Der Gutspächter ſagte von ihm, er ſei ein wunderlicher Mann, aber doch treu und fleißig in der Arbeit. Es verging kein Jahr, ſo war ſeine kleine Wohnung faſt zu enge geworden, weil ſich nun Mehrere einfanden, die des Sonntags Nachmittags mit ihm ſangen und zuhörten, wenn er vorlas. So übte der einfache Mann einen wohlthätigen Einfluß auf mehrere Mitglieder der Gemeinde aus und erneuerte in ihnen die Liebe zum Worte Gottes.

Die eigentliche Kraft der Seelſorge liegt in der Liebe zu der Seele des Nächſten. Jeder lebendige Chriſt trägt in ſich etwas von dem Geiſte Jeſu Chriſti, der in die Welt gekommen iſt, die Sünder zu ſuchen und ſelig zu machen. Aus dieſem der Chriſtenheit eingepflanzten Triebe ſind hervorgegangen die Heidenmiſſion, die Bibel- und Tractatgeſellſchaften, und die zahlreichen Vereine, die im Weſentlichen alle darauf hinaus gehen, Seelen für das

Reich Gottes zu gewinnen. — Die Weisheit Gottes hat es so geordnet, daß mit dem Eintritt der Sünde drei Factoren dazu dienen sollten, die Errettung des Menschen zu bewirken und die Erlösung vorzubereiten. Zuerst die Arbeit mit der Noth, sodann die Krankheit und der Tod, und endlich die Verheißung. Die Folgen der Sünde sind nicht allein Strafen, sondern auch Mittel in der Hand Gottes, den Menschen zu Gott zurückzuführen. Sie sind zugleich Zuchtproben und Zuchtmittel und daher von pädagogischer Bedeutung. Damit der Mensch nicht jählings und unaufhaltsam in den Abgrund sinke, dem er sich durch die Sünde zugewendet hat, darum hat die Barmherzigkeit Gottes ihn zwischen Himmel und Hölle gestellt und ihm nicht allein die Möglichkeit der Rettung offen gelassen, sondern auch seine Lage so geordnet, daß ihm die Nöthigung zur Umkehr nicht fehle. Die Arbeit ist von der einen Seite eine Last, von der andern Seite eine Wohlthat. Wenn der Herr spricht: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen," und aus dem Herrn der Natur einen Tagelöhner macht, so steht doch fest, daß „das menschliche Leben köstlich ist, wenn es Mühe und Arbeit ist." Unthätigkeit und träge Ruhe kann der Sünder nicht vertragen, und wenn er gegen Gottes Ordnung entweder im Mißbrauche des Reichthums oder in Arbeitsscheu seine Tage ohne Schweiß und Arbeit zubringt, so fällt er immer tiefer. Den siebenten Tag hat der Herr geheiligt und die Menschen sollen ruhen von der Last der Arbeit, aber wie wenige sind, die die Ruhe ertragen können, und wenn sie schon unter der Noth der Arbeit sündigen, am

Sonntage ſündigen ſie deſto mehr. Es hat jemand mit Recht geſagt, daß der Teufel am Sonntage ſeine Netze am reichlichſten fülle und die Menſchen am eifrigſten in ſeinem Dienſte ſehe.

Der Leib des Menſchen, der beſtimmt war, immer herrlicher und günſtiger ſich zu entwickeln, iſt durch die Sünde der Sterblichkeit, der Krankheit und den Schmerzen allerlei Art unterworfen. Du ſollſt des Todes ſterben, ſprach der Herr zu Adam, und ſeitdem iſt das Leben des Menſchen ein langſames Sterben, das ſich an ihm alle Tage mehr entwickelt, und doch trägt er in ſich einen Geiſt, der nicht dem Tode unterworfen iſt, und er kann ſich dem Bewußtſein nicht entziehen, daß nach dem Tode die Entſcheidung des Gerichtes Gottes ſeiner wartet. Die Krankheit und leibliches Leiden ſind daher auch ein pädagogiſches Mittel in der Hand Gottes, den Menſchen kräftig daran zu erinnern, daß er hier keine bleibende Statt hat, ſondern ein Fremdling in dieſer Welt iſt. Damit er nicht gedankenlos auf dem Wege der Sünde und der Losreißung von Gott hingehe, darum klopft der Tod bald leiſer, bald kräftiger bei ihm an, und ruft: „Menſch, du mußt ſterben," und das Gewiſſen ſchreit mit gewaltiger Stimme: „und darnach das Gericht." Viele haben in den Tagen der Krankheit die eigentliche Aufgabe des Lebens erkannt, und der Tod, der in ihren Häuſern und Familien bald nach langwierigeren Krankheiten, bald plötzlich ſeine Macht und ſein Recht erweiſt, hat ſchon oft die zum Nachdenken und zur Beſinnung gebracht, die bis dahin unaufhaltſam auf dem breiten Wege herabgingen. Die chriſtliche Liebe naht

ſich daher beſonders den Kranken und Elenden, um den zu verkündigen, der dem Tode ſeine Macht genommen hat, und auf die Wege Gottes hinzuweiſen, der auch durch die Schmerzen des Leibes uns zu ſich ziehen will.

Nachdem Gott der Herr den Schweiß und den Schmerz über den Menſchen verhängt hatte, fügte er die Verheißung ſeiner Gnade und der Erlöſung hinzu. Weil der Menſch durch Verführung des Teufels in die Sünde gefallen war, ſo blieb er ein Gegenſtand der göttlichen Barmherzigkeit, und der Herr gab ihm die Hoffnung und das Mittel, wieder zur Kindſchaft und zum Frieden zurückzukehren. Die Sehnſucht nach Frieden und nach Erlöſung ruht tief in des Menſchen Seele. Die Heiden ſuchten Vergebung der Sünden durch die Opfer, die ſie brachten, um ihre zürnenden Götter zu verſöhnen; die Verblendeten in Iſrael bemühten ſich mit ihrer eigenen Gerechtigkeit, dem Geſetz Gottes zu genügen, indem ſie ſowohl die Heiligkeit Gottes als auch das Weſen der Sünde verkannten. Die abgefallene Chriſtenheit betet zwar keine Götter an, die mit Händen gemacht ſind, es conſtruirt ſich aber jeder ſeinen eigenen Gott, wie er ihm bequem iſt und ihn in ſeinem natürlichen ſinnlichen Leben am wenigſten ſtört; etliche betäuben das verkannte Sehnen ihres Herzens durch die Luſt der Welt oder durch die Ehre vor den Menſchen oder durch den Beſitz der irdiſchen Güter und verbergen ſich hinter den Lügen des Unglaubens.

Jeder Schweißtropfen, der auf die Erde fällt, und jeder Schmerz, der in unſern Gliedern ſich regt, ſoll uns ſagen, daß wir Sünder ſind, die Gottes Zorn und Un-

gnade tragen, aber die Verheißung der Barmherzigkeit Gottes ſoll uns zum Glauben erwecken an den Herrn, der nicht des Sünders Tod will, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Wo nun die Noth des Lebens den Menſchen drückt, oder wo die Krankheit ihn zahm macht, oder wo die Seele in Irrwegen Ruhe ſucht und nicht finden kann, da ſind der Seelſorge die Anknüpfungspunkte gegeben. Ihre Arbeit iſt die Armen- und Krankenpflege und das Zeugniß, daß in Chriſto allein die Seele ihre wahre Befriedigung, Leben und volle Genüge finde. Die weltliche Armenpflege iſt darauf gerichtet, die irdiſche Noth zu mildern oder zu beſeitigen, die chriſtliche Armenpflege dagegen will nicht allein leibliche Hülfe bringen, ſondern auch zugleich entweder da, wo die Armuth aus der Trägheit, Unordnung und anderen Verſchuldungen hervorgeht, auf die Beſſerung des Wandels hinwirken oder doch das Herz hinrichten auf den Helfer in aller Noth und zum Gebete ermuntern, damit es bewahret bleibe vor Verzagtheit und Murren. Die weltliche Krankenpflege will nur die Schmerzen des Leibes heilen, die chriſtliche Krankenpflege will der Seele zugleich die Arznei anbieten, die Troſt und Frieden wirket und die Wunden des Gewiſſens heilen kann. Beſonders aber findet die Seelſorge ihr Arbeitsfeld bei denen, die ohne Gott und ſein Wort dahin leben. Wenn des Herrn Hand in den Gang ihres Lebens hineingreift, wenn ſie der heiligen Allmacht Gottes gegenüber ihre Ohnmacht fühlen, wenn Gram und Kummer ihre Herzen plagt, wenn der Tod ihre Familien heimſucht, dann hofft der chriſtliche Freund oder Verwandte

gern, daß ſie empfänglich ſein werden, um ſich ſagen zu laſſen, wo allein Troſt zu finden iſt. Oder wenn die Kinder der Welt die Folgen ihrer Sünden tragen und erfahren, daß es Jammer und Herzeleid bringt, wenn man den Herrn ſeinen Gott verläßt, wenn die Schande über ſie kommt und die Genoſſen der Sünde ſich von ihnen wenden und die Welt kalt bei ihnen vorübergeht, dann regt ſich in dem oft verſpotteten Chriſten die Samariter-Liebe, und er ſucht dem Sünderheilande die Thür zu öffnen.

Je mehr nun die Liebespflicht der Seelſorge allen lebendigen Chriſten von dem Herrn nicht allein befohlen, ſondern auch in das Herz gelegt iſt, deſto mehr iſt es die Aufgabe des Geiſtlichen, dieſen Zug und Trieb des Glaubens zu wecken und zu beleben. Er muß in der Gemeinde die Perſonen kennen, die die Wege Gottes erkannt haben und mit Weisheit und Verſtand von ihm begabt ſind, in ſeinem Dienſte den Verlornen und Verirrten nachzugehen und Zeit und Gelegenheit recht benutzen, ihnen das Eine, was Noth thut, nahe zu bringen.

Die Liebe iſt gar klug und macht erfindungsreich. Mancher Paſtor könnte ſehr viel von ſchlichten und einfachen Chriſten lernen. Auch wirkt der Glaube einen feinen Takt in ſonſt ungebildeten Leuten, und es iſt ſehr bewunderungswürdig, wie ſie oft gerade den Punkt zu treffen wiſſen, durch den ſie zum Herzen kommen können. Der Paſtor ſteht oft den Leuten in ihrer ganzen Bildung und Entwicklung zu fern, und wird daher von ihnen nicht ganz verſtanden und verſteht ſie oft nicht recht. Wenn

er auch den Chorrock nicht anhat, ſo meinen die Leute doch, er rede ſo wie er redet, weil ſein Amt ihn dazu verpflichte. Ein Mann, der zu ſeinen Standesgenoſſen zur rechten Zeit das rechte Wort reden kann, findet leichter Eingang als der Paſtor. Es giebt Stände und Berufsarten, in denen der Aberglaube ſich feſtgeſetzt hat, daß es unmöglich ſei oder auch für ſie nicht paſſe ein gottſeliges Leben zu führen, und wenn Einer den Beweis führt, daß es doch geht, ſo übt er einen heilſamen Einfluß auf die Uebrigen aus, ohne viele Worte. Der Geiſtliche muß ſich nicht ſcheuen, ſolche Standesvorurtheile zu bekämpfen und den Einzelnen Muth machen, die eingebildeten Schranken zu durchbrechen. Es giebt die h. Schrift dazu hinreichende Beiſpiele, daß man in allerlei Lebensverhältniſſen dem Herrn dienen kann. Den Soldaten iſt vorzuhalten, daß der Hauptmann zu Capernaum vom Herrn gerühmt wird wegen ſeines Glaubens, daß Cornelius und ſeine Kriegsknechte gottesfürchtige Leute waren. Knechten und Mägden ſind Oneſimus und Rhode als Muſter zu beſchreiben, den Steuerbeamten Zachäus und Matthäus, den Handwerkern die h. Apoſtel Petrus, Andreas, Jacobus und Johannes, die Fiſcher waren, und Simon der Gerber u. ſ. w.

Es iſt in der That ſehr zu beklagen, daß in unſern Tagen Viele zu glauben ſcheinen, als ſei die Pflicht der Seelſorge allein dem Geiſtlichen aufgelegt und nicht allen lebendigen Gliedern der Gemeinde. Es wird daher darauf ankommen, daß der Paſtor beſonders in der Predigt nachdrücklich und ernſtlich darauf hinweiſt, daß die Sünden der Einzelnen eine Laſt ſind, die die ganze Gemeinde zu

tragen hat; denn wenn ein Glied leidet, ſo leiden alle Glieder des ganzen Leibes mit. Mit Nachdruck und mit einiger Ausſicht auf Erfolg kann der Paſtor nur dann Seelſorge und Zucht in der Gemeinde üben, wenn er in der Geſamtheit eine Stütze und Hülfe findet. Die 7 Briefe in der Offenbarung St. Johannis ſollten in den Beichtreden und in den Bibelſtunden viel mehr behandelt werden als es geſchieht; in ihnen wird immer die Gemeinde als ein Ganzes angeredet, geſtraft und getröſtet. Die vornehme Erhebung über Gefallene, die Gleichgültigkeit, mit der darüber geſprochen wird, ſind ein Zeichen von dem Verfall der Gemeinde und von dem Herzenszuſtand derer, die kein Mitgefühl mit dem haben, deſſen Sünde offenbar geworden iſt, und nicht bedenken, daß ein Theil der Schande auch auf ſie fällt. Der alte gute Corporationsgeiſt, der früher den Einzelnen hielt und trug, iſt verſchwunden, ſeitdem der Unglaube die Bande gelöſt und den Eigennutz und die Selbſtſucht in dem Grade zur Entwicklung gebracht hat, daß jeder ſich für berechtigt hält, ſich um des Andern Noth und Gefahr nicht zu bekümmern. Die ſ. g. Vernunft-Religion hat die chriſtliche Liebe arm gemacht und je mehr der irdiſche Sinn dem Mammonsdienſte anheim fiel, deſto mehr mußte die wahre Liebe erkalten. Wen das Opfer der Liebe, das der Herr für uns gebracht hat, nicht erwärmt, der iſt auch unfähig, für den Nächſten wirkliche Opfer zu bringen. Das weltliche Leben, die Vergnügungs- und Genußſucht, die ſich gerne den Gedanken an Tod und Gericht zu entziehen ſucht, kann unmöglich Andern den Weg des Lebens zeigen. Zu dem

Allen kommt eine wahrhaft erſchreckende Unwiſſenheit in der Heilsordnung, ſelbſt bei denen, die hin und wieder von der ſittlichen Verkommenheit ihrer Umgebung mit Entſetzen ergriffen werden und gerne helfen möchten. Perſonen, die ſich ſchämen, wenn ſie in der Geſchichte und Literatur unwiſſend erſcheinen, ſchämen ſich nicht, wenn ſie die einfachſten Sachen aus der Bibel nicht wiſſen, und ſtellen ſich an, als wenn die fünf Hauptſtücke des Catechismus blos für die Schulkinder da wären, die ſie entweder nie ordentlich gekannt oder über andere viel wichtigere Dinge längſt vergeſſen haben.

Auf wen aber ſoll nun der Paſtor ſein Augenmerk richten? Wer iſt geſchickt ihm in der Ausübung der Seelſorge zu helfen? Zunächſt gewiß nicht der, der ſich um ſein eigenes Seelenheil ſelbſt nicht bekümmert. Wer die Gefahr nicht kennt, in der er ſelber ſteht, wie will der Andere ermahnen und zurechtweiſen! Wer die Wege des Heils nicht geht, wie will der Andere führen und leiten. Sie können wohl über einen armen Sünder hart richten und urtheilen, ſich entrüſten und ſchelten, aber helfen können ſie ihm nicht. Sodann aber iſt auch kein Phariſäer tüchtig, die chriſtliche Liebe gegen Gefallene zu üben. Es wird wohl viel auf die Phariſäer geſcholten, aber jeder unbekehrte Menſch iſt doch eigentlich ein Phariſäer, der ſich gerne über andere erhebt und mit Verachtung auf den armen Zöllner herabſieht. Viele finden eine Art von Befriedigung und Statisfaction darin, daß ſie mit affectirtem Entſetzen einen armen Menſchen verurtheilen. So von oben herab Andere ermahnen, damit wird nichts anderes

ausgerichtet als Erbitterung. Die Hausfrau, die nur die Magd ſchilt, und der Hausherr, der nur toben und ſchimpfen kann, wenn der Knecht gefehlt hat, bewirken gewiß keine wirkliche Beſſerung. Gewöhnlich iſt es auch nur der Eigennutz, der aus ihren zornigen Worten hervorleuchtet. Das Kind wird geſcholten, wenn es etwas zerſchmeißt, aber nicht wenn es Unarten begeht, die äußerlich keinen Schaden anrichten. Der Knecht und die Magd werden hart angegangen und geſtraft, wenn ſie etwas verſäumen oder verkehrt anfangen, aber nicht wenn ſie allerlei Gottloſigkeiten begehen. Eben ſo iſt es ſehr bedenklich, ſolche zur Einwirkung auf Andere zu ermuntern, die eben erſt aus dem Schlafe der Sicherheit oder aus dem Traume des weltlichen Lebens erwacht ſind. Ein Kind, das eben erſt anfängt gehen zu lernen, kann nicht Andere leiten und führen.

Oft haben die Neulinge im Reiche Gottes einen großen Eifer, ein Bekenntniß abzulegen oder Andere zur Bekehrung zu nöthigen, und richten leicht mehr Schaden als Nutzen an. Sie reizen zum Widerſpruch und verfallen leicht in fleiſchlichen Eifer; haben ſie natürliche Gaben und überwinden die Gegner oder bringen ſie zum Schweigen, ſo erbittern ſie die, mit denen ſie ſtreiten und blähen ſich ſelbſt auf. Die Erweckten muß man dringend ermahnen, ſich fein ſtille zu verhalten und lieber den Spott zu tragen, als zu ſehr auf die Vertheidigung bedacht zu ſein. Ehe der Soldat vor den Feind geführt wird, muß er ſorgfältig in den Waffen geübt werden. Wer noch nicht gelernt hat, ſein eigenes Fleiſch und Blut zu bekämpfen, darf ſich nicht unterwinden, den Kampf gegen

Andere aufzunehmen. Es fehlen nicht die Beispiele, daß Neulinge in den Wegen der Gnade, abgesehen davon, daß sie durch ihren Eifer für das Reich Gottes wenig ausrichten, selbst Schaden leiden und die eigene Entwickelung hemmen oder wohl gar bald ermüden und rückfällig werden.

Je erfahrener ein Mensch in den Heilswegen Gottes ist und je tiefer er in die Geheimnisse des eigenen Herzens eingedrungen ist, desto mehr ist er befähigt, auf Andere einzuwirken. Zuerst muß man nicht vergessen die Geduld und Treue Gottes, damit er uns zuvor getragen, und die Liebesarbeit des heiligen Geistes, die er an unsrer Seele gethan hat, damit wir uns nicht wundern, wenn wir scheinbar wenig oder gar nichts ausrichten. Die Irrwege, in denen Vernunft und Herz des natürlichen Menschen sich bewegen, sind so mannigfaltiger Art, daß nur der dem Andern folgen kann, der die List des Fleisches erkannt hat und weiß, wie bereit die Vernunft ist, die Thorheit des Herzens und die Verkehrtheit des Wandels zu beschönigen und wohl gar zu rechtfertigen, und das innere Zeugniß der Wahrheit zum Schweigen zu bringen. Ferner muß man die Ohnmacht des eigenen Willens aus reichlicher Erfahrung erkannt haben. Die Grundsätze des natürlichen Menschen sind besser als seine Thaten, aber die Verliebtheit in sich selbst weiß sich mit allerlei Entschuldigungsgründen abzufinden und das Gewissen zu beruhigen. Besonders sind hier die Standesvorurtheile von großer Macht. „Ich will kein Sonderling sein, die Standesgenossen leben auch nicht anders, und im Grunde bin ich noch besser als

mancher Andere." Wenn die Sünde offenbar geworden iſt, dann ſind Andere oder die Umſtände daran Schuld; Gott aber, ſagen ſie, ſieht das Herz an, und mein Herz iſt nicht ſchlecht. In der Jugend lebt der Menſch in Idealen und glaubt auch die Kraft zu haben, ſie zu realiſiren, aber bald muß er erfahren, daß zwiſchen dem Wollen und Können eine tiefe Kluft iſt. Nur wer weiß, wo die Hülfe zu finden iſt, und wer die Macht der Sünde erkannt hat, der allein iſt im Stande, den Andern recht zu verſtehen und zu dem hinzuführen, der Gebete erhört und in unſrer Schwachheit ſich mächtig erweiſt. Die Gefahren, in denen eine Seele ſteht, die aus dem Schlafe eben aufgewacht iſt, ſind gar mannigfach. Fleiſch und Blut haben ein geheimes Grauen vor dem Kreuze des Herrn, und die Vernunft ſträubt ſich gegen den Gehorſam des Glaubens. Viele Kinder ſterben in der zarten Jugend, und die erſten Regungen des neuen Lebens werden oft wieder unterdrückt. Die erſten Blicke in die neue Welt ſind von den Nebeln der Morgenröthe umhüllt. Die Gewohnheit des äußeren Lebens hat eine große Macht und ebenſo auch die des geiſtigen Lebens. Wenn die Seele einmal ihre Heimath in dem Staube dieſer Welt oder in dem vom Fleiſche geleiteten Gange der Gedanken gefunden hat, ſo wird ſie mit Macht immer wieder in die alten Wege zurückgezogen. Die Wünſche, Hoffnungen und Beſtrebungen, die auf das zeitliche Leben gerichtet ſind, die Sorgen und Pläne für die Zukunft, treten immer wieder in den Vordergrund und hemmen oder verſcheuchen die Gedanken, die ſich dem Ewigen zuwenden wollen. Die

moderne Erziehung, die von früh an das Kind gewöhnt, vor allen Dingen ſein irdiſches Fortkommen im Auge zu haben, und das Lob der Menſchen ſo hoch ſtellt, daß die eigentliche Aufgabe des Lebens faſt ganz zurücktritt; die Art und Weiſe, wie das Wort Gottes behandelt wird, ſo daß der Ernſt deſſelben in ſeinen Drohungen und Verheißungen der Seele des Kindes fern bleibt, geben dem Unglauben eine Macht, die ſchwer zu überwinden iſt. Es iſt viel Geduld und Treue erforderlich, um die Erweckten zu bewahren, daß ſie nicht wieder einſchlafen, und nur wer die Schwierigkeiten aus Erfahrung kennt, die ſie zu überwinden haben, iſt gegen Ermüdung geſchützt. Die auf doctrinärem Wege ſich dem Evangelio zugewendet haben und mehr oder weniger in der Anthropologie ſich dem Pelagianismus zuneigen, geben bei jedem Rückfall leicht die Hoffnung auf und urtheilen hart, weil ſie die Ohnmacht des Willens nicht kennen. Die unermeßliche Macht, die in der Gewohnheit liegt, wird in dem leiblichen Leben leicht als Entſchuldigungsgrund anerkannt, aber im geiſtigen Leben verlangt man oft mehr als billig iſt. Es gibt ja energiſche Naturen, die mit der Vergangenheit gänzlich und ſchnell brechen können, wie es St. Paulus gethan hat; die Gaben und Kräfte der Menſchen ſind jedoch ſehr verſchieden. Bei den Meiſten entwickelt ſich das neue Leben in einzelnen aufeinander folgenden Momenten, zwiſchen denen bald kürzere, bald längere Zeiträume liegen. Man muß warten lernen auf die Gnadenſtunden und nicht mit menſchlichem Eifer das Werk des Herrn ſtören. „Geduld

aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden."

Die Kraft aber, die zu jedem Dienſte im Reiche Gottes allein uns befähigt, iſt die Liebe zum Herrn, die ſich erweiſt in der Liebe zu denen, die er erworben hat durch ſein Blut. Die natürliche Liebe iſt bedacht auf das irdiſche Wohlſein des Nächſten, die chriſtliche Liebe gönnet und wünſcht wohl Jedermann, daß es ihm in dieſer Welt wohlgehe, lindert gern die Noth und befördert gern auch das zeitliche Glück, aber das Hauptziel iſt auf das Heil der Seele gerichtet. Wo dieſe Liebe fehlt, da iſt alles Rennen und Laufen vergebens. Die Liebe, die in der Seelſorge thätig iſt, zeigt ſich zunächſt in der Fürbitte. Wir ſind es nicht, die an das Herz des Andern herankommen und dem Herrn die Thür öffnen können, ſondern er ſelber iſt es, er hat uns aber das Recht gegeben, daß wir ihn bitten dürfen, und mit ſeinem Wort, das wahrhaftig iſt, verheißen, daß er uns erhören will. Viele begnügen ſich damit, ihre kleinen oder großen Beiträge zu allerlei chriſtlichen Vereinen zu geben, oder dem Vorſtande anzugehören und den Conferenz-Sitzungen beizuwohnen, wenn ſie aber prüfen wollen, ob ſie ihre Gaben und Zeit in der rechten Weiſe verwenden, ſo können ſie das leicht erfahren, wenn ſie unterſuchen, ob die Gefahr und Noth des Nächſten ſie wirklich nöthigt, in der Fürbitte die Hülfe da zu ſuchen, wo ſie doch nur allein zu finden iſt. Die Erfolgloſigkeit vieler Vereine, die ihr kümmerliches Daſein mit Conferenzen und mit Berechnung der Einnahmen und Ausgaben friſten, und in Jahresfeſten ihre Thaten feiern, liegt eben darin,

daß ſo wenige Mitglieder von der rechten innigen Theilnahme an der Sache ſelbſt und dem Geiſte des Gebets für dieſelbe erfüllt ſind. Das Weſen der Liebe beſteht nicht darin, daß man durch den Verſtand ſich nöthigen läßt, von einigen Thalern ſich loszureißen, auch nicht darin, daß man durch das Gebot oder durch die Wohlanſtändigkeit oder durch andere Rückſichten ſich beſtimmen läßt, ſeine Hand aufzuthun, ſondern vielmehr darin, daß man das Leid und die Noth, die ein anderer trägt, eben als ſeine eigene Noth wirklich mitempfindet und mitfühlt. Eine Mutter ſitzt die Nächte hindurch am Bette des kranken Kindes, nicht weil es ſo ihre Pflicht iſt und weil ſie es einſieht, daß ſie dahin gehört, ſondern ſie trägt die Schmerzen des Kindes mit und kann nicht anders, als es pflegen. Sie findet in der Erleichterung der Schmerzen ihre eigene Erleichterung. So giebt es Perſonen, die, wenn ſie die Schilderung des Elends hören oder ſelbſt ſehen, davon ſo ergriffen werden, daß ſie gern helfen. Ein Jude, der zur Unterhaltung einer bedrängten Familie einen reichlichen Beitrag gab, ſagte zu Jemand, der ihm deshalb etwas Angenehmes ausſprach: „Es giebt kein ſchöneres Gefühl als das iſt, das die Wohlthätigkeit erweckt.“ Wer aber die geiſtige Noth, die Krankheit der Seele im irdiſchen Treiben, das Erſtorbenſein für das Reich des Herrn in der Welt Luſt und Sorgen nicht kennt, wer nicht die Unruhe und Angſt des Herzens, wenn es von Leidenſchaften und Begierden hin- und hergezogen wird, ſelbſt erfahren hat, der kann auch nicht vom Mitleiden bewegt werden. Unter den weltlichgeſinnten Menſchen giebt es ſolche, die

ein hartes Herz und andere, die ein weiches Herz haben, und darum aus innerer Nöthigung gern dem Nächſten in ſeiner Noth und Armuth helfen; bei den wahren Chriſten ſoll aber die Liebe bei Allen gefunden werden, die nicht gleichgültig mit anſehen kann, daß ſo Viele ohne Gott und ſein Wort dahin leben. Es iſt zwar ſchön und gut, die Vereine mit Beiträgen zu unterſtützen, aber ſich dadurch mit dem Gebote des Herrn für abgefunden zu halten, iſt nicht recht, die wahre Liebe muß ſelbſt arbeiten und in ihrer nächſten Nähe die rettende Hand ausſtrecken. Wer ſeine eigenen Kinder nicht in den Wegen Gottes erzieht und ſein Geſinde nicht in pflegender Treue leitet, wer ſein eigenes Haus nicht durch Gebet und Gottes Wort verſorgt und regiert, der iſt von dem wahren Drange der Liebe nicht erfüllt. Es giebt Paſtoren, die auf Miſſionsfeſte reiſen in weite Ferne und vielen Conferenzen und Paſtoralverſammlungen beiwohnen, aber in den eigenen Gemeinden es an der Treue im Kleinen fehlen laſſen. Wer ſeine Befriedigung darin findet, ſeine Thätigkeit für das Reich Gottes auf weitere Kreiſe auszudehnen, muß vor allen Dingen in den Verhältniſſen, in die ihn Gott der Herr geſtellt hat, ſeinen guten Willen beweiſen und ſeine Kräfte üben. Die eigene Arbeit führt in die rechte Erkenntniß der zu überwindenden Schwierigkeiten und treibt in das Gebet, und durch Arbeit und Gebet wächſt die Liebe, die geduldig und weiſe macht. Es hat ſchon mancher durch ſein Reden über innere Miſſion ohne Thaten mehr Schaden angerichtet als Nutzen geſchafft. „Laſſet uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, ſondern mit der That

und mit der Wahrheit." Dem Herrn zu dienen und Seelen zu gewinnen für ſein Reich iſt die größte Freude, die man im Glauben erleben kann, daher liegt auch der Gedanke an Lohn bei ſolchem Dienſte ſehr fern, dennoch aber bleibt die Vergeltung nicht aus, und zwar gibt der Herr mehr als wir bitten und verſtehen. Wer Erfahrungen gemacht hat, wie die Fürbitte ſo wunderbar erhört wird, wird in der Zuverſicht im Gebete mächtig geſtärkt. Der Königiſche, von dem St. Johannes erzählt, kommt und bittet, daß der Herr ſeinem kranken Sohne helfen möge, aber der Herr hilft nicht bloß dem Kinde, ſondern ſegnet ſeinen Gang und Fürbitte alſo, daß es heißt: „und er glaubete mit ſeinem ganzen Hauſe." Wie ſchön muß es doch ſein in einem Hauſe, in dem nicht der Geiz oder die Sorge oder die Welteitelkeit oder die kalte Luft der berechnenden Klugheit regiert, ſondern die Liebe, die aus dem Glauben kommt an den, in dem die Seele ihren Frieden gefunden hat.

Je mehr die Seelſorge von vielen, wie von Eltern und Herrſchaften, die durch ihre Stellung dazu verpflichtet ſind, vernachläſſigt und verſäumt wird, deſto mehr wird ſie vom Paſtor gefordert. Er ſoll alle Schanden und Sünden in der Gemeinde verhüten, und man iſt ſehr geneigt, ihn der Nachläſſigkeit und Trägheit zu beſchuldigen, wenn er das Unmögliche nicht leiſten kann. Während weder der Patron noch die Familienhäupter ihre chriſtliche Schuldigkeit thun und oft ſelbſt kein ſonderlich erbauliches Beiſpiel geben, ſoll der arme Paſtor verantwortlich ſein, wenn die Jugend Unfug treibt, wenn die Trunkenbolde ſich nicht bekehren, wenn die Zänker den Frieden ſtören,

wenn die Lügner und Betrüger ihre böſen Wege gehen, und die Diebe ihr ſchändliches Gewerbe treiben. Die Seelſorge des Paſtors wird oft von ſolchen gefordert, die dabei am wenigſten an die Seele des Sünders denken, ſondern nur wollen den Schaden im Irdiſchen, den die Sünde nach ſich zieht, abgewendet wiſſen. Ein junger Knecht hatte ſeinen Herrn beſtohlen und wurde beſtraft. Als er wieder entlaſſen war, ſuchte ich ihn auf, es gelang ihn zur gründlichen Erkenntniß ſeiner Sünden zu bringen; er machte Ernſt mit ſeiner Bekehrung. Als er aber dann bedenklich wurde, am Sonntage eine vom Schlächter gekaufte Kuh nach der Stadt zu führen, zog er ſich nicht allein den Zorn, ſondern auch den Spott des Herrn zu, und wurde aus dem Dienſt entlaſſen. Von dem Paſtor aber wurde geſagt: er habe dem jungen Menſchen den Kopf verdreht. Die jungen Mädchen werden den ärgſten Verſuchungen ausgeſetzt, und ihre Leichtfertigkeit und Ueppigkeit wird nicht gemißbilligt; wenn aber die Folgen ihres gottloſen Lebens offenbar werden, heißt es: der Paſtor bekümmert ſich um die jungen Leute nicht. Man muß ſich daran gewöhnen, daß die weltlich oder irdiſch geſinnten Leute mit den Worten einen anderen Sinn verbinden, als ſie gewöhnlich oder eigentlich haben. Wenn ſie auch von Seelſorge reden, ſo denken ſie doch dabei beſonders an ihren Götzen, d. h. an zeitlichen Gewinn oder Verluſt. Die Sünde ſoll nur inſoweit beſchränkt werden, als ſie zeitlichen Schaden herbeiführt. Um die Bekehrung des Herzens iſt es ihnen nicht zu thun.

Wenn man bedenkt, daß in der Zeit, als die Ra-

tionaliſten in den Pfarrhäuſern in träger Ruhe wohnten, die Gemeinden faſt ganz entwöhnt worden ſind von ernſtlicher Seelſorge und Zucht, und daß das Geſchlecht, das aus der Zeit herſtammt, auch nicht einmal die nothwendige Erkenntniß im Confirmandenunterrichte und durch die Predigt erhalten hat, bei der die Seelſorge anknüpfen kann, und wenn im Allgemeinen nur die Sünden als ſchädlich angeſehen werden, die die irdiſchen Verhältniſſe ſtören oder zeitliche Nachtheile nach ſich ziehen, ſo leuchtet ein, daß jetzt große Schwierigkeiten zu überwinden ſind, wenn der Paſtor Seelſorge üben will. Mancher junge Geiſtliche, der mit herzlich gutem Willen in das Amt kam, iſt ſchon müde geworden. Ueber Seelſorge auf Paſtoralconferenzen ſchön zu reden, iſt eben ſo ſchwer nicht, zumal wenn man einige Werke über praktiſche Theologie zur Hand hat, aber die That fehlt oft da am meiſten, wo die Worte am ſchönſten lauten. Um eine tiefgehende Seelſorge zu üben, gehört vor allen Dingen, daß der Paſtor ſelbſt ſeinen alten Menſchen gründlich ſtudirt hat und in den Heilswegen Gottes wirklich eigene Erfahrungen gemacht hat. Geiſtliche, die immerhin mögen eine orthodoxe Sprache führen, aber nur in doctrinärer Weiſe ſich mit dem Kopf und der Zunge dem Evangelium zugewendet haben, mit dem Herzen aber noch in der Welt ſtehen, mögen wohl zu ihrer eigenen Befriedigung gut geordnete Predigten halten, aber eigentliche Seelſorge zu üben, ſind ſie nicht im Stande. — Der ganze Organismus der Kirche hat ſeine Lebenskraft allein in der Seelſorge zu erweiſen. Das Regiment der Kirche, das über Lehre und Wandel der Geiſtlichen zu wachen

hat, kann ſeine Aufgabe nur löſen, wenn es in väterlicher Autorität und ſeelſorgeriſcher Weiſe zu ſtrafen und zu tröſten verſteht. Die Ehre und der Schmuck der Kirche iſt die lautere reine Lehre und der gottſelige Wandel der Knechte des Herrn, und das Regiment der Kirche iſt dazu geſetzt, daß es dahin ſehe, daß den Gemeinden nicht menſchliche Weisheit, ſondern das Wort des Lebens gepredigt werde, und daß ſie erbaut werden durch die geſunde Gottesfurcht der Paſtoren. Dazu gehört aber, daß die kirchlichen Behörden ſelbſt auf dem feſten Grunde der Bekenntniſſe der Kirche ſtehen. Wenn die Erlaſſe der Conſiſtorien ſich nicht unterſcheiden von den polizeilichen Verordnungen, und ſich allein auf Paragraphen des Landrechts oder Cabinetsordren berufen, dann mag wohl ein gewiſſes Maß der äußerlichen Ordnung aufrecht gehalten werden, aber das wahre Leben wird nicht gefördert. Die Büreaukratie iſt überall vom Uebel, auch im Regiment der Kirche hemmt und lähmt ſie die Entwicklung und organiſirt den Tod. Die kräftigen und lebendigen Naturen brechen durch und werden in die Oppoſition getrieben, in der ſie leicht auf Abwege gerathen, und die geringeren Geiſter finden es bald bequemer, ganz in legaler Weiſe das Amt zu verwalten, und erfreuen ſich der Zufriedenheit der Vorgeſetzten. Wenn ein Erlaß der kirchlichen Oberen in väterlicher Weiſe auf Grund der Bekenntniſſe und in Autorität des Wortes Gottes verfaßt iſt, ſo wird er mit Freuden begrüßt und findet willige Herzen. Wenn man die alten Kirchenordnungen in ihrer geſalbten Sprache lieſt, ſo kann man ſich daran erbauen und fühlt ſich angeweht von dem

Geiſte der Kirche. Es gibt alte Vokationen, die von wirklich frommen und gottſeligen Patronen ausgeſtellt ſind, die gar ſchön und erbaulich zu leſen ſind. Die vornehmſten Arbeiten, die ein Geiſtlicher zu thun hat, entziehen ſich dem Auge der Behörden und laſſen ſich weder befehlen, noch controliren.

In dem Kirchenregimente haben die einflußreichſte Stellung die Superintendenten; ſie ſollen recht eigentlich die Seelſorger der Paſtoren ſein. Sie ſtehen ihnen ſo nahe, daß ein brüderliches Verhältniß wirklich vorhanden ſein kann, und haben doch ſo viel Macht und Berechtigung, daß ihren Ermahnungen die Autorität und der Nachdruck nicht fehlen. Wenn der Superintendent die tieferen Aufgaben des geiſtlichen Amtes in lebendiger Weiſe erkannt hat, ſo kann er viel Schaden und Aergerniß abwenden. Es wird wohl oft ſo geredet, als ob der Ephorus der Synode nur dazu da ſei, die Befehle und Verordnungen, die von Oben kommen, weiter zu tragen und die Berichte, die von Unten kommen, zu begutachten und an die Behörden einzureichen, als ob die Verwaltung ſeines Amtes weſentlich nur in Actenſchreiben, Liſten- und Tabellen-Anfertigen beſtehe. Die Superintendenten haben es aber ſelbſt verſchuldet, wenn ihr Amt in den Augen der Paſtoren und Gemeinden ſo gering angeſehen wird. Wo ein tüchtiger Mann an der Spitze des Kreiſes ſteht, der nicht bloß ſchreibt, ſondern mit den Lehrern und Paſtoren im lebendigen Umgange verkehrt und auf reine Lehre und einen gottſeligen Wandel hält, dem fehlt auch die Achtung und der Reſpekt nicht. Wenn ein Superintendent ſein Amt

recht verwaltet, ſo hat er einen großen Segen davon, und ſeine mühevolle Arbeit wird ihm reichlich belohnt. Er hat Gelegenheit, die verſchiedenen Gaben der Amtsbrüder kennen zu lernen, und indem er auf die Verirrungen und Vernachläſſigungen aufmerkſam machen muß, kann er ſich nicht dem entziehen, ſich ſelbſt von dem h. Geiſte ſtrafen und ermahnen zu laſſen. Der einzelne Paſtor, der auf ſeinem einſamen Dorfe ſitzt, iſt den großen Gefahren, die in der Iſolirung liegen, ausgeſetzt. Der Superintendent dagegen behält einen freien Blick über größere Kreiſe, und ſein doppeltes Amt, da er gewöhnlich an einer großen Gemeinde in einer Stadt ſteht, nimmt ſeine Zeit und Kräfte ſo ganz in Anſpruch, daß er geſchützt iſt gegen Verſuchungen, die in der Unthätigkeit liegen, oder auf Dinge wie z. B. auf die Landwirthſchaft verfällt, die leicht dahin führen, daß er das eigentliche Amt handwerksmäßig oder als eine Nebenſache betreibt. Es liegt auch eine Macht darin, daß der Superintendent viele Superintendenten hat, die ihn beobachten und auf ihn ſehen. Er ſoll den Paſtoren ein Vorbild und ein Muſter ſein, und jedes Verſehen oder jeder Mißgriff, den er thut, wird nicht allein in ſeiner Gemeinde, ſondern auch im ganzen Kreiſe bemerkt und beſprochen. Der Paſtor führt immer ein Leben, das dem öffentlichen Urtheile unterworfen iſt, der Superintendent aber iſt in erhöhtem Grade dem öffentlichen Urtheile hingegeben. Wenn es nun auch nicht die Aufgabe des Chriſten und des Geiſtlichen im Beſonderen ſein kann, nach dem Beifall der Menſchen zu trachten, ſo iſt es doch ſeine Pflicht, ſeinen Glauben mit einem gottſeligen Wandel zu

ſchmücken und ſein Licht leuchten zu laſſen vor den Leuten. Im Kampf mit der Trägheit und Schwachheit des Fleiſches kann auch die Furcht vor dem gerechten Tadel der Menſchen öfter die Verſuchung überwinden helfen. Der Superintendent darf nicht vergeſſen, daß im Himmelreich der der größte iſt, der am meiſten dient, darum liegt ſeine Macht nicht im Regieren, ſondern im Helfen und Dienen, darum iſt dieſes Amt für den, der es verwaltet, immer ein reich geſegnetes.

Die Kirchenviſitationen, die der Superintendent zu halten hat, können freilich nicht ohne die Reviſionen von allerlei äußerlichen Dingen ſein; die Gebäude, die Rechnungen, die Akten, die Kirchenbücher u. ſ. w. müſſen Gegenſtände der Verhandlungen ſein, die Hauptſache aber iſt doch immer der ſeelſorgeriſche Verkehr zwiſchen dem Paſtor und dem Superintendenten. Wie es aber oft geſchieht, daß die Nebenſachen die Hauptſache gänzlich verdrängen, ſo kann es auch hier leicht geſchehen, daß der Superintendent gern zufrieden iſt, wenn er im Gedränge der Zeit das Material zum officiellen Berichte geſammelt und die vorgeſchriebenen Protokolle aufgenommen hat, und der Paſtor iſt glücklich, daß die mancherlei Schreibereien, Beantwortung der Viſitationsfragen, Ausarbeitung und Abſchrift der aufgegebenen Predigt u. ſ. w. endlich beſeitigt ſind, daß die unterbrochene Ruhe des Hauſes wiederhergeſtellt iſt und der Superintendent nichts geſehen und bemerkt hat, was zu ferneren Schreibereien Veranlaſſung gibt. Wenn es überhaupt wenige Paſtoren gibt, die die nöthige und unentbehrliche Weisheit und Demuth beſitzen, um wirkliche frucht-

bringende Seelſorge zu üben, ſo darf man nicht überſehen, daß ein viſitirender Superintendent nicht immer gerade der demüthigſte Mann iſt, und daß es keine geringe Sache iſt, daß ein Paſtor ſich ſeelſorgeriſch behandeln läßt. Aufmerkſam machen auf die Unordnung und Unvollſtändigkeit der Acten, auf dieſe oder jene formelle Mängel in der gehörten Predigt, auf dieſe oder jene Klage, die in der Gemeinde laut geworden iſt, näher eingehen, das geſchieht wohl. Aber die eigentliche Seelſorge, die dem viſitirten Paſtor und ſeinem Hauſe wirklich zu innerlichem Segen wird, daß er und die Seinen wieder erfüllt werden von der Verantwortlichkeit der Stellung der Gemeinde gegenüber, und daß die oft recht drückenden Sorgen, die in vielen Pfarrhäuſern herrſchen, wieder in ihre Schranken verwieſen werden, daß der Paſtor ſelbſt die ſchwere Laſt ſeines Amtes fühlt und ſeine Seele aufs Neue in die Geheimniſſe der Gnade und Barmherzigkeit Gottes verſenkt und mit neuer Liebe und Hingabe an den Herrn erfüllt werde, iſt ſelten das Reſultat der Viſitation. Die Behörde, die die Superintendenten zu wählen und zu beſtellen hat, trägt eine ſehr ſchwere Verantwortlichkeit auf ſich. Es ſoll ein Mann ſein, der gute Gaben für die Predigt hat, der pünktlich in Beſorgung der vielen äußerlichen Dinge iſt, der von Herzen fromm iſt und auch in dem Kreiſe in Achtung und Anſehen ſteht, und der auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht mehr als gewöhnlich befähigt iſt. Aber wo ſind die Männer zu finden, die alle dieſe Eigenſchaften in ſich vereinigen, und es kommt immer darauf an, welche von dieſen Anforderungen als die erſte und vornehmſte angeſehen wird.

Es giebt Superintendenten, die wirklich in dem Kreiſe, in dem ſie ſtehen, großen Segen ſtiften, die es verſtehen, die jungen Geiſtlichen väterlich zu leiten und ſie in der erſten Liebe vor Verirrungen zu bewahren, die es verſtehen, die älteren Amtsbrüder zu tröſten und gegen Ermüdung zu ſchützen, aber die Schreibereien und Liſten und Tabellen, das Rechnen und Geldeinſchicken iſt ihnen ſo zuwider, daß ſie ſäumig darin ſind und den Behörden unbequem werden. Andere Superintendenten ſind ganz correkte Leute, das Archiv iſt in vorzüglicher Ordnung und im ganzen Jahre iſt kein Exitatorium eingegangen, aber ſie verſtehen nur der Büreaukratie der Behörden, nicht aber der Oekonomie des Reiches Gottes zu dienen. Es giebt Superintendenten, die eine Befriedigung darin ſuchen, daß die Zahl der bearbeiteten und erledigten Nummern im Journale im Wachſen begriffen iſt, und die beſonders viel ſeufzen über die Arbeiten, die ſie zu bewältigen haben, aber die eigentliche Bedeutung ihrer Stellung und die eigentliche Aufgabe ihres Amtes iſt ganz aus ihrem Geſichtskreiſe verloren gegangen. Viele Paſtoren gehen unter, weil ſie zu wenig zu thun haben, und etliche Superintendenten ſchläfern ihr Gewiſſen ein, weil ſie meinen, ſie hätten zuviel zu thun, um das zu thun, was doch die Hauptſache des Amtes fordert. Als einmal ein tüchtiger Superintendent an rückſtändige Berichte erinnert wurde, antwortete er: ich bin täglich erſt Paſtor für die Gemeinde, und dann Paſtor für die Synode, und dann erſt Superintendent für die Regierung und das Conſiſtorium.

Wenn der Superintendent in das Pfarrhaus des

Amtsbruders kommt, so soll er nicht mit leeren Händen kommen, sondern sie sich haben füllen lassen von dem, von welchem alle guten und vollkommenen Gaben kommen. Wenn sich am Abend oder Morgen das Pfarrhaus versammelt, ist es gut, wenn er die Andacht hält und das Gesinde und die Kinder kräftig erinnert, daß sie im Pfarrhause wohnen und wenn das Haus zur Ruhe oder an die Arbeit gegangen ist, sucht er Gelegenheit, mit dem Amtsbruder brüderlich in der Studirstube zu verkehren. Als einmal ein zum Stockbüreaukraten heruntergekommener Superintendent endlich sein Amt niederlegte und die Frage die Leute beschäftigte, wer sein Nachfolger sein werde, wurde ein Geistlicher genannt, der in der ganzen Gegend als ein besonders thätiger Seelsorger bekannt war; da sagte sein Patron: „der Mann ist wirklich zu schade zum Superintendenten", weil er meinte, daß der Superintendent nur äußerliche Dinge zu besorgen habe. Je nachdem die Aufsichtsbehörden sind, danach fällt auch die Wahl der Superintendenten aus, und je nachdem die Verfügungen lauten, die von Oben kommen, danach lauten auch die Antworten, die von Unten kommen.

Wie nun aber das Regiment der Kirche seine wahren und rechten Aufgaben nur auf dem Wege der Seelsorge lösen kann und wie jedes büreaukratische Regiment nur lähmend und hemmend wirken muß und die beste Verfassung zuletzt zum organisirten Tode wird, so kann auch der Pastor die Lösung seiner Aufgaben nur allein auf dem Wege der Seelsorge finden. Ein Pastor, der in legaler Weise sein Amt verwaltet, die Woche hindurch sich

ungern durch Leichen und andere Amtshandlungen in ſeiner Wirthſchaft oder in ſeinem Studium oder in der Behaglichkeit ſeines unthätigen Lebens ſtören läßt; der kein Herz hat für die Kranken und Elenden, für die Verirrten und Verlorenen, ſondern zufrieden iſt, wenn ſein Acker gute Ernten gibt und er ſeinen Neigungen nachgehen kann, kann zwar darum nicht vom Amte entfernt werden, ſondern mag wohl im Gegentheil Anerkennung finden wegen ſeiner Pünktlichkeit, womit er die Collektengelder einſchickt und die wenigen Schreibereien beſorgt, aber für die Gemeinde iſt es ein wahres Unglück, daß ihr ein ſolcher Paſtor gegeben iſt. Eine Frau Patronin ſagte einmal von dem Ortsgeiſtlichen, er ſei ein vortrefflicher Mann, wenn er nur nicht Paſtor wäre; wäre er ein Steuerbeamter, ſo würde ſie ihn ehren, als Paſtor aber richte er ſo gut wie nichts aus.

2. Die allgemeine Seelsorge des Geistlichen.

Die seelsorgerische Thätigkeit des Pastors hat ein zwiefaches Objekt, einmal die Gemeinde als ein Ganzes angesehen und sodann die Einzelnen in der Gemeinde, was gewöhnlich die specielle Seelsorge genannt wird. — Es soll hier zunächst von der Seelsorge des Geistlichen die Rede sein, insofern sie sich auf die ganze Gemeinde bezieht. Seelsorge und Pädagogik sind sehr nahe mit einander verwandt; der Pädagoge muß ein Ziel im Auge haben, zu dem er seinen Zögling heranbilden will, und so muß auch der Pastor das Bild einer Gemeinde in sich tragen, zu dem er die vorhandene Gemeinde umgestalten will. Nach der Apostelgeschichte Cap. 2, 42 muß aber von einer christlichen Gemeinde gefordert werden: 1. daß sie festhalte an der reinen Lehre, 2. daß sie das Bewußtsein habe, daß sie nicht aus neben einander hergehenden Personen bestehe, sondern als Gemeinde ein Ganzes bilde, 3. daß sie durch die Sakramente eine Gemeinde Gottes sei, und endlich 4. daß das Gebet in den Häusern und Familien fleißig geübt werde. Wenn also von der seelsorgerischen Thätigkeit des Geistlichen die Rede ist, insofern

sie die ganze Gemeinde zum Gegenstande hat, so ist ihm hier das Ziel gesetzt, nach dem er zu streben hat und sind auch zugleich die Mittel angedeutet, durch die er es zu erreichen bestrebt sein soll.

Wenn Lucas von der ersten christlichen Gemeinde, die es auf Erden gab, sagt: sie blieben beständig in der Apostel Lehre, so reicht nach einer Geschichte von 1800 Jahren diese Bezeichnung der reinen Lehre nicht mehr aus, denn alle Sektirer und Irrlehrer behaupten, daß sie die Träger der Lehre der Apostel sind, und auch die Feinde der Gottheit des Herrn Jesu, die seine wahrhaftige Auferstehung von den Todten und seine Himmelfahrt läugnen, meinen, daß sie es sind, die erst in der heil. Schrift die geläuterte Wahrheit entdeckt haben. Jede Kirche muß für sich in Anspruch nehmen, daß sie in ihren Bekenntnissen vorzugsweise den Ausdruck der reinen Lehre habe. Für die einzelne Gemeinde kommt es daher darauf an, sie zu bewahren und zu erhalten in dem Bekenntnisse der Kirche, der sie angehört und sie diesem Bekenntnisse gemäß zu behandeln. Jede Kirche gibt der zugehörigen Gemeinde einen bestimmten Charakter und hat ihre eigenthümlichen Cultusformen. So wie es dem Geistlichen nicht zusteht, willkürliche Aenderungen nach seinem subjektiven Ermessen in der Ordnung des Gottesdienstes und bei den einzelnen amtlichen Handlungen als Trauungen, Begräbnissen u. s. w.

vorzunehmen, so muß er sich vielmehr für verpflichtet halten, das Herkömmliche zu erhalten und zu pflegen. Kirchliche Gemeinden empfinden jede auch gering scheinende Abweichung von den überlieferten Sitten und Gebräuchen sehr schwer, und unkirchliche Gemeinden werden dadurch in ihrer Abwendung von der Kirche bestärkt, und wenn auch Einige damit zufrieden sind, daß diese oder jene Form, in der die Frömmigkeit der Väter ihren Ausdruck gefunden hat, fällt, so sind sie eben darum zufrieden, weil sie hoffen, daß damit nur der Anfang gemacht sei, um auch noch Anderes zu beseitigen. In den Landgemeinden der Mark findet sich noch die Sitte, daß bei dem Namen Jesu die Männer sich verneigen und die Frauen die Kniee beugen. Ein junger Geistlicher, der aus der Stadt kam, wo diese Sitte längst abgekommen war, sprach im Confirmanden-Unterrichte mit einer Art von Geringschätzung über diese Gewohnheit. Die Kinder aus unkirchlichen Familien erzählten es dann zu Hause, und ein Theil der Gemeinde verbeugte sich nicht mehr bei dem Namen des Herrn, die Andern behielten es bei, und diese geringfügige Sache hat dem jungen Pastor manche trübe Stunde gemacht, und ich habe später selber gesehen, daß er bei dem Vorlesen der Liturgie sich bei dem Namen des Herrn verneigte. Mein alter ehrwürdiger Küster, wenn er mit der Schule auf dem Wege nach dem Kirchhofe bei Leichenbestattungen sang, nahm auch bei Regen- und Schneewetter seinen Hut ab, so oft im Liede der Name Jesus vorkam, und hielt mit Ernst darauf, daß die Kinder es ihm nachthaten. Wenn nun in solchen äußerlichen Dingen der Geist der Kirche

und des Bekenntniſſes derſelben ſeinen ſymboliſchen Ausdruck findet, ſo kommt es doch beſonders darauf an, daß in der Verkündigung des Evangeliums das in der Gemeinde geltende Bekenntniß ſeinen vollen und klaren Ausdruck finde. Der Paſtor muß darin leben und ſich von Herzen gern der Autorität der Kirche unterwerfen. Der Eklecticismus, der nach ſubjectivem Belieben in der Lehre und in der Darſtellung der Lehre bald ändern, bald verbeſſern will, bringt in die Gemeinde Unruhe und Unſicherheit, und wird nicht die Grenze finden, wo das Beſtehende nothwendig conſervirt werden muß. Wenn der Paſtor von ſich eine zu hohe Meinung hat und ſich für einen Reformator hält, oder wenn er meint, dem Zeitgeiſte Conceſſionen machen zu müſſen, um die Unkirchlichen mit der Kirche auszuſöhnen, ſo erweckt er bei den ernſten Gliedern der Gemeinde leicht Mißtrauen und Unſicherheit und gewinnt die Andern nicht, denn die tiefer liegenden Gründe der Abneigung ſind nicht in einzelnen Gebräuchen zu ſuchen, ſondern vielmehr in der Lehre ſelbſt. So ſehr nahe ſich nun auch die lutheriſche Kirche und die reformirte in der Heilslehre ſtehen, ſo daß man ſagen kann, daß die Unterſcheidungen beider Kirchen nicht die Fragen berühren, von denen der Seelen Seligkeit abhängt, ſo haben doch dieſe geringen Unterſchiede in der Lehre dem Cultus und dem geſamten religiöſen Gemeindeleben einen ganz verſchiedenen Charakter gegeben, und wenn auch die meiſten Mitglieder der Gemeinde nicht im Stande ſind, ſich über die Differenzlehren Rechenſchaft zu geben, ſo halten ſie doch mit deſto größerer Energie feſt an den überlieferten Gebräuchen und

Sitten der Väter. Dieſen konſervativen Sinn der Gemeinden hat die Union nicht genügend berückſichtigt und darum ſo viel Widerſpruch hervorgerufen. Unbillig wäre es, von den Reformirten zu verlangen, ſie ſollten den lutheriſchen Schmuck der Altäre und die liturgiſchen Formen dieſer Kirche annehmen, und ebenſo wäre es unbillig, von den Lutheriſchen zu verlangen, ſich die nackten und leeren Wände der reformirten Kirche mit der vernüchterten Form des Gottesdienſtes gefallen zu laſſen. Man darf nicht überſehen, daß die Formen in beiden Kirchen hervorgegangen ſind aus einem verſchiedenen Geiſte, der Beide beſeelt. So hat die Union, ſtatt den Unterſchied verſchwinden zu machen, ihn wieder zum Bewußtſein gebracht. Der Geiſtliche, wenn er in der Gemeinde wirken will, muß eine klare Stellung zum Bekenntniſſe einnehmen, und das, was unbewußt in der Gemeinde lebt und den kirchlichen Organismus in derſelben durchdringt, muß ihn leiten und beſtimmen. Einige, die im Gegenſatz gegen die Gemeinde und im falſch verſtandenen Eifer für die Union den im Cultus ausgeprägten confeſſionellen Standpunkt derſelben abſchwächen oder gar verwiſchen wollten, haben den Widerſpruch hervorgerufen und ihre Stellung untergraben. In der Theorie ſcheint es freilich ſo, als ob ein weniger poſitives Verhältniß zur Confeſſion auf die praktiſche Amtsführung von keinem ſonderlichen Einfluß ſein könne, aber in der Wirklichkeit macht er ſich überall geltend. Selbſt die Predigt, wenn ſie auch die eigentlichen Differenzpunkte ganz unberückſichtigt läßt, hat eine andere Färbung an ſich, je nachdem der Geiſtliche nach der einen oder der

andern Seite sich hinneigt, und die Gemeinde fühlt es durch, wenn sie auch nicht im Stande ist, sich eine klare Rechenschaft davon zu geben. Die Erfahrung lehrt auch, daß entschieden confessionell gerichtete Pastoren bei den Gemeinden in der Mark, die mit sehr geringen Ausnahmen der lutherischen Kirche angehören, am leichtesten Eingang finden. Die Art von Union, die gern den confessionellen Unterschied verwischen will, erscheint in der Theorie sehr empfehlenswerth, und wird gern gerühmt als ein Ausdruck christlicher Liebe, aber wer in der Gemeinde lebt und arbeitet, und sich nicht blos von der Studirstube aus eine Vorstellung von ihren Bedürfnissen macht, die oft wenig zutrifft, der wird sehr bald zu einer andern Auffassung der Verhältnisse gedrängt. Als im Jahre 1856 der hochselige König aus allen Provinzen kirchlich gerichtete Männer aus allen Ständen, Geistliche und Mitglieder der Behörden zusammenberief, um über verschiedene kirchliche Fragen zu berathen, machte sich auch hier dieser Unterschied geltend. Da erhob sich der greise Generalsuperintendent Möller aus Magdeburg, den Niemand beschuldigen kann, daß er ein Gegner der Union sei, und legte ein Zeugniß ab, das um so mehr Werth hat, weil es aus dem Munde eines Mannes kam, der lange Jahre der Kirche mit großer Treue gedient hat und der damals schon sein nahes Ende erwartete. Er sagte: „Ich bitte den Herrn, daß er bei der Aussprache des Urtheils mich recht scharf ansehe und in der Zucht halte! Es lautet so: unter den Geistlichen des lutherischen Bekenntnisses habe ich nach den bisherigen Beobachtungen in Bezug auf Wissenschaft, Amtsgabe,

Predigtmacht, Seelsorge, Treue und uneigennützige, selbst furchtlose Hingebung an den Beruf ein entschiedenes Uebergewicht angetroffen."

Der Rationalismus hat darum so wenig Widerspruch bei den Gemeinden gefunden, weil er in äußerlichen Dingen keine Aenderungen vornahm, sondern, obgleich ein Dieb, doch im Gewande eines ehrlichen Mannes einherging; er schämte sich nicht, sich zur Heuchelei zu erniedrigen und sich selbst möglichst der kirchlichen Terminologie und Sprache anzubequemen. Die Union dagegen trat mit Ehrlichkeit und mit gutem Gewissen auf, sie wollte in keiner Weise dem Unglauben dienen, sondern vielmehr durch die Agende die reine Lehre wieder den Gemeinden nahe bringen: als sie aber in ungeschickten und ungewaschenen Händen zur äußeren Gestaltung kommen sollte und zum Gegensatz gegen lutherische und reformirte Kirche gebracht wurde und sogar die Hülfe der Polizei und der Soldaten in trauriger Verkennung ihres Wesens für sich in Anspruch nahm, da wanderten die Leute lieber aus nach Amerika, als daß sie die Union und Agende annahmen. — Je mehr der Geistliche die reine Lehre, d. h. das Bekenntniß, das in der Gemeinde das herkömmliche ist, in der Predigt und im Cultus zur Geltung bringt, desto mehr hat er bei dem Widerspruch der Ungläubigen das Recht auf seiner Seite, und er wird getragen von dem vollen Vertrauen der lebendigen Glieder der Gemeinde.

Zur Pflege der reinen Lehre gehört auch die Sorge, daß die Gemeinde ein ordentliches Gesangbuch habe. Die modernisirten Gesangbücher sind unter Widerspruch der

Gemeinden oft mit Liſt und Gewalt eingeführt, und je weniger handgreiflich ſie mit der reinen Lehre im Widerſpruch ſtehen, deſto ſchwerer ſind ſie zu beſeitigen, aber beſeitigt müſſen ſie werden, und wenn man auch nicht bei dem Eintritt in das Amt damit beginnen darf und kann, das Ziel muß feſt im Auge behalten werden. Die Schwierigkeiten, die zu überwinden ſind, liegen gewöhnlich darin, daß einige Vertreter des Unglaubens die Gelegenheit benutzen, ihre Feindſchaft gegen die Perſon des Paſtors oder gegen die Lehre der Kirche zum Ausdruck zu bringen, und ſie finden um ſo leichter Eingang, weil die Einführung eines beſſeren Geſangbuches Geldopfer von der Gemeinde fordert. Am eheſten kommt man zum Ziele, wenn man auf das alte, früher in der Gemeinde gültige Geſangbuch zurückgreift, gewöhnlich iſt es noch in den benachbarten Gemeinden im Gebrauch und es finden ſich auch in den Familien noch immer Exemplare, aus denen ſie in der Jugend oder aus denen ihre Väter geſungen haben. Auffällig iſt es, daß die neuen oder die veränderten Lieder in den Häuſern weder geſungen noch geleſen werden, ſondern bei den Hausandachten und am Krankenbette gebrauchen die Leute faſt ausſchließlich die älteren Bücher, weil in ihnen, wie ſie ſagen, der alte Troſt noch zu finden iſt.

Viel leichter, als ein ſchlechtes Geſangbuch ſich beſeitigen läßt, iſt eine ganz oder halb rationaliſtiſche Poſtille, aus der der Küſter vorzuleſen hat, wenn der Paſtor behindert iſt, den Gottesdienſt abzuhalten, zu entfernen. Es iſt aber auffällig, daß mehrere gläubige Geiſtliche in der Hinſicht ſich ſo gleichgiltig verhalten. Es befinden ſich in

den Kirchen hinter dem Altare oder auch in der Sakriſtei noch Predigtbücher, die durchaus nicht gebraucht werden ſollten und die im Widerſpruch ſtehen mit der geſunden Lehre. Wenn auch oft geſagt wird: „ſeitdem ich im Amte bin, werden die Poſtillen ſelten oder gar nicht gebraucht, weil ich immer ſelbſt predige“, ſo kann doch Niemand wiſſen, ob für den, der ſo ſpricht, nicht auch die Zeit kommt, in der er ſich muß vertreten laſſen, und iſt es denn nicht überhaupt Pflicht, auch für alle kommenden Zeiten die Gemeinde zu ſchützen gegen falſche Lehre?

Wie es des Geiſtlichen beſondere Pflicht iſt, ſich der Schulen mit großer Treue anzunehmen und ſie recht oft und fleißig zu beſuchen, ſo muß er hier vornehmlich darauf ſehen, daß die Kinder nicht mit dem Gift falſcher Lehre geſpeiſet werden. Es giebt Schulen, in denen die Kinder Morgen- und Abendgebete auswendig lernen müſſen, die vielleicht einer ſentimentalen und ſeufzenden nervenſchwachen Kammerjungfer, zu deren Privatvergnügen auch religiöſe Gefühle gehören, gefallen möchten, die ſich aber gar ſeltſam ausnehmen, wenn ſie von einem derben und geſunden Knaben ohne Schuhe und Jacke hergeſagt werden. Es iſt auch merkwürdig, wie manche Lehrer es verſtehen, aus dem ſchlechten Geſangbuch gerade noch die allerſchlechteſten Lieder zu ihren Geſangübungen auszuſuchen! Es hört ſich ſeltſam an, wenn eine Schule von Tagelöhner-Kindern unſerm Herrgott den Dank vorſingt, daß er dem Menſchen Vernunft gegeben hat, edle Genüſſe der Freude ſich zu bereiten und des Lebens Freuden mäßig zu genießen. Auch finden ſich in den Schulen noch Kinderfreunde, die offenbar

der Vergangenheit angehören, so wie der Katechismus von Dinter oder Parisius ꝛc. Der Lehrer sagt zwar zu seiner Entschuldigung: er gebrauche dergleichen Bücher zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung, aber aus der Schule müssen sie heraus.

Endlich noch muß auch die Familie und das Haus von ungesunden, schalen und glaubensarmen Gebetbüchern, so weit es möglich ist, befreit werden. In einer Dorfgemeinde fand ich fast in jeder Hütte und Familie Witschels Opfer. Der Vorgänger im Amte, ein sehr gutmüthiger Rationalist, hatte nämlich den Kindern bei der Einsegnung kein besseres Geschenk zu machen gewußt, als Witschels Opfer. Wenn man sich nun eine märkische Tagelöhnerfamilie denkt, die in dieser Weise über die Begriffe Gott, Tugend und Unsterblichkeit reflectirt und in hochtrabenden Phrasen die abstracten Eigenschaften Gottes bewundert, so muß man sich freuen, daß das Buch so fast gar nicht gebraucht im Koffer vergraben liegt. Ein Pferdeknecht zeigte es mir und wies mit großer Befriedigung auf das hin, was der Pastor hineingeschrieben hatte, nämlich: „Gott erhalte dich auf dem Wege der Tugend"! Die Veranlassung aber, die mich zu ihm führte, war sein sehr schlechtes Betragen gegen seinen alten lahmen Vater. In dem Schloß oder in dem Hause des fein gebildeten Amtmanns finden sich öfters die „Stunden der Andacht"; besonders elegant eingebunden stehen alle Bände wohlgeordnet in einem zierlichen Schranke, aber noch nie habe ich die Damen des Hauses darin lesend angetroffen. Wenn man nun auch nicht im Stande ist, solche schädlichen Bücher zu beseitigen,

so muß man doch alle Gelegenheiten benutzen, möglichst bessere Gebetbücher in die Familien zu bringen. Besonders geliebt werden in der Mark: das tägliche Gebetbuch von Starke, das Schatzkästlein von Bogatzky, die Hirtenstimme von Kleinert, auch der Himmelsweg von Werner oder die Wasserquelle von Tietze. Da, wo die „Stunden der Andacht" sich finden, suche man den Seelenschatz von Scriver zu empfehlen und überhaupt die Sachen, die der evangelische Bücherverein herausgegeben hat.

Zur Pflege der reinen Lehre sind auch noch besonders zu zählen die öffentlichen Katechisationen mit der bereits confirmirten Jugend. An vielen Orten sind diese ganz außer Gebrauch gekommen, und es gehört Geschick und Weisheit dazu, sie wieder herzustellen, oder sie so einzurichten, daß sie nicht allein der Jugend lieb sind, sondern auch von den Alten gern besucht werden. Gute Katecheten sind seltener als gute Prediger. Je verkehrter und seltsamer aber die Vorstellungen sind, die in unsern Tagen die Leute in höheren und niederen Ständen sich vom Christenthum machen, desto nöthiger wird die öffentliche Katechisation, und ich kann aus Erfahrung bezeugen, daß oft mehr dadurch ausgerichtet wird, als durch die Predigt. Die Katechisation war zunächst besonders für solche bestimmt, die noch nicht Christen waren und es erst werden wollten, und es giebt nicht Wenige in den Gemeinden, die gern sich möchten belehren lassen, und die gern diese oder jene Zweifel und Bedenken beseitigt sähen, wenn ihnen Gelegenheit gegeben würde, ohne auffällige Schritte deshalb zu thun. Unter denen, die äußerlich sehr gleichgiltig

ſich ſtellen, geht mancher Nicodemus einher, und mancher kann ſich ſogar feindlich zeigen und hat doch den Stachel im Herzen, der die Stunde herbeiführt, da aus dem Saulus ein Paulus wird. In der einen Gemeinde iſt es mir gelungen, auch die Alten, ſelbſt den Schulzen und die Gerichtsmänner zum Ausſprechen zu bringen. Zuerſt fing ich mit den eben eingeſegneten Kindern die Katechiſation an und zwar mit ihnen allein in der Kirche; als ſie ein wenig mehr Muth gefaßt hatten, kündigte ich von der Kanzel ab, daß am nächſten Sonntage unmittelbar nach der Predigt eine Unterredung mit der erwachſenen Jugend über das vierte Gebot werde gehalten werden und die Eltern würden gebeten, dabei zugegen zu ſein, und ſie blieben Alle, etliche aus Neugierde, etliche aus Intereſſe an der Sache. Zu Anfang erzählte ich gern eine Geſchichte aus dem Miſſionsgebiete oder aus der Kirchengeſchichte, z. B. aus dem Leben Auguſtins oder Luthers, und Geſchichten hören die Leute gern; daran knüpfte ſich dann ſehr einfach ein Gebot oder ein Spruch, und die Kinder, die durch die Geſchichte angeregt waren, antworteten gern und willig. Man kann dabei auf- und niedergehen im Hauptgange der Kirche und ſo auch leicht die Alten mit hineinziehen.

Das Zweite, das von der erſten Gemeinde gerühmt wird, iſt: „ſie blieben beſtändig in der Gemeinſchaft.“ Wer in der reinen Lehre ſeine rechte Stellung zu dem Haupt der Gemeinde gefunden hat, der findet auch leicht die rechte Stellung zu ſeinem Nächſten. Alle Streitigkeiten um die Lehre haben auch ſofort zu Spaltungen und

Sectenbildung getrieben. Die Gemeinſchaft wird nicht geſtört durch Leiden und Verfolgungen, die über die Gemeinde kommen, ſondern allein durch den Abfall vom Bekenntniſſe. Daher gingen zu allen Zeiten auch die Angriffe auf die Chriſten von Seiten der Juden und Heiden immer darauf hinaus, ſie durch Qualen und Martern zur Verleugnung des Glaubens zu zwingen und ſo die Gemeinſchaft zu zerreißen. Das ſchönſte Zeugniß, zu dem die Heiden gezwungen wurden, iſt der Ausruf über die Chriſten unter den ſchwerſten Peinigungen: „ſehet, wie ſie ſich lieb haben!“ In einer Gemeinde, die lau und gleichgiltig zum Bekenntniſſe ſteht, lockert ſich auch mehr und mehr das Band der innigen Gemeinſchaft und die Liebe erkaltet. Die Lehrſtreitigkeiten im 2. und 3. Jahrhunderte erreichten das, was die Verfolgungen nicht vermochten, ſie zerriſſen die Kirche des Herrn und trennten die Einen von den Andern, und bis auf den heutigen Tag ſind alle Angriffe gegen die Kirche gerichtet auf die Lehre. Je lebendiger der Glaube iſt, deſto intenſiver wird die Abweichung in der Lehre empfunden. Die Glaubenslehren der Kirche ſind ſo durchaus praktiſcher Natur, daß jede Verſchiedenheit ſich ſofort auch im Leben darſtellt. Die Kirche kann wohl tolerant ſein gegen Gefallene und gegen Schwache, aber nie gegen falſche Lehre. Das Bekenntniß iſt das Heiligthum der Kirche und wer es antaſtet, ſtört ſofort den Frieden. Wenn man die Theologen beſchuldigt, daß ſie gar zänkiſche Leute ſind, ſo gereicht ihnen das eben nicht zur Schande, weil ſie die Wächter der reinen Lehre ſein ſollen. Die Einigkeit in der Gemeinſchaft iſt eine

nothwendige Forderung, die an die Kirche gemacht werden muß. So verschieden auch die Reben gestaltet sein mögen, sie alle werden belebt durch den Saft aus demselben Weinstock. So verschieden auch die Glieder des Leibes sind, und so verschieden auch ihre Verrichtungen sind, sie alle werden regiert von dem Einen Haupte. So verschieden auch die Steine geformt sein mögen, sie alle sollen zusammengefügt werden zu Einem Tempel, in dem des Herrn Ehre wohnt.

Nur die Gemeinschaft, die auf ehrliche Einigkeit im Bekenntnisse ruht, ist eine feste und beständige. Es kann dabei nicht ankommen auf den formulirten Ausdruck des Bekenntnisses, sondern vielmehr auf den lebendigen Geist, aus dem es geboren ist. Alle Versuche, die Verschiedenheit der Bekenntnisse zu verwischen, haben nur kurze und vorübergehende Folgen gehabt und haben schließlich nur immer wieder die ursprüngliche Differenz zum Bewußtsein gebracht. —

Die Gemeinschaft einer Gemeinde stellt sich zunächst darin dar, daß sie sich sonntäglich um dasselbe Wort Gottes sammelt, und es ist des Pastors Aufgabe, alle Sonntage das Band, das die Gemeinde verbindet, aufs Neue um sie zu legen. Er darf nicht übersehen, daß er nicht lauter einzelne, zufällig zusammengekommene Personen vor sich hat, sondern er hat ein Ganzes vor sich, nämlich die Gemeinde. Das Zeichen vom Verfall der Gemeinde ist die leere Kirche, aber die Wenigen, die noch kommen, repräsentiren die Gemeinde und sind als solche zu behandeln. In einer von der Kirche entwöhnten Gemeinde den Kirchen-

beſuch wieder herzuſtellen, iſt eine ſchwer zu löſende Aufgabe, viele Paſtoren verzweifeln daran und gewöhnen ſich endlich, vor ziemlich leeren Bänken zu predigen. Vor allen Dingen muß man thun, was man vermag, um den Leuten das Kirchengehen wieder lieb und bequem zu machen. Der Paſtor muß fleißig an der Predigt arbeiten und ſich nach den Bedürfniſſen und der Faſſungskraft der Gemeinde richten, nicht langweilig und doctrinär ſein, er muß nicht moraliſiren und dogmatiſiren, und nicht von Dingen reden, die außerhalb des Gedankenkreiſes der Leute liegen, ſondern friſch und getroſt die einfache Heilslehre treiben und die Leute nöthigen, in der irdiſchen Pilgrimzeit die himmliſche Heimath nicht zu vergeſſen. Der Gottesdienſt muß zur beſtimmten Stunde pünktlich anfangen. Es muß nicht die Empfindlichkeit über die, die nicht gekommen ſind, laut werden. Die Kirche muß möglichſt ſauber und reinlich gehalten werden und der Weg nach der Kirche bequem und einladend ſein. Man ſuche mit den verſchiedenen Familien irgend ein Verhältniß anzuknüpfen, entweder durch die Schulkinder oder auf anderem, ſich natürlich und einfach darbietendem Wege; beſonders benutze man jede Gelegenheit, ſich den Leuten gefällig und theilnehmend zu erweiſen. Man muß die Hinderniſſe, die ſie zu überwinden haben, um die Kirche zu beſuchen, nicht wegleugnen, auch nicht unterſchätzen, ſondern ſie anerkennen, aber doch die Nothwendigkeit, ſie zu beſeitigen, feſthalten. Wo die Sonntagsarbeit auf dem Felde oder im Hauſe zur allgemeinen Sitte geworden iſt, kommt es darauf an, zuerſt Einzelne zu gewinnen, theils um bei Anderen das ſchlafende Ge-

wiſſen aufzuwecken, theils um den Beweis zu führen, daß es doch möglich ſei, den Feiertag zum Ruhetage zu machen. Die Polizei zu Hilfe zu rufen, dazu iſt erſt dann zu rathen, wenn die Gewohnheit und Sitte, den Feiertag zu heiligen, den Leuten als eine Pflicht zum Bewußtſein gekommen iſt, und dann nur in ganz anſtößigen eclatanten Fällen. Die Geſetze ſelbſt ſind theils ſo eingerichtet, den Uebertretern Entſchuldigungsgründe zu geben, theils werden ſie ſehr oft von Solchen gehandhabt, die ſelbſt ein Intereſſe dabei haben, ſie ſo auszulegen, daß ſie Niemand beläſtigen. Ich will gern zugeben, daß ſolche Fälle eintreten können, in denen man nicht anders kann, als bei der Obrigkeit klagbar zu werden, aber ich muß auch ſagen, daß ich ſehr wenig guten Erfolg davon geſehen, aber wohl Aerger und Verdruß gehabt habe, beſonders wenn der Inſpektor oder Amtmann oder der Gutsherr ſelbſt ſich ein beſonderes Vergnügen daraus macht, dem armen Paſtor das Leben recht ſauer zu machen. Im Ganzen muß man den armen Tagelöhner, der am Sonntage ſeinen wenigen Acker bebaut und in ſeinem Hauſe die nothwendige Arbeit beſorgt, milder beurtheilen, als den Gutsherrn, der unter allerlei Vorwand die Dienſtleute zur Arbeit beſtellen läßt. Wenn der Paſtor am Sonntag früh nach dem Filiale geht oder fährt und ſehen muß, wie die ganze Schaar der Hütekinder eins nach dem andern das Vieh des Brotherrn zur Weide treibt, und wie die Tagelöhner herausziehen, um die Kartoffeln zu behacken, ſo kann ihm wohl der Muth entfallen, aber er muß ſein Herz vor Bitterkeit bewahren.

Zur Pflege der Gemeinſchaft gehört ferner, daß der

Geiſtliche allen Fleiß anwende, die Gemeinde zu gewöhnen, daß einer dem andern freundlich und höflich begegne und daß Roheit und Ungeſchliffenheit verabſcheut werde. Zunächſt muß er den Leuten ſelbſt ein gutes Beiſpiel geben, nicht warten, daß man zuerſt vor ihm den Hut abnehme oder ihm die Hand reiche, ſondern nach des Apoſtels Ermahnung: „Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor“ handeln. Man darf nicht müde werden, immer wieder in der Schule die Kinder zum anſtändigen Betragen auf der Straße zu ermahnen und ſie anzuhalten, beſonders gegen ältere Perſonen ſich in geziemender Weiſe zu benehmen; wenn gute Worte durchaus nicht helfen wollen, müſſen Strafen eintreten. Man kann ja nicht machen, daß ſich die Menſchen zu Gott dem Herrn bekehren, aber daß ſie ſich anſtändig betragen, läßt ſich doch wenigſtens annähernd erreichen, man muß nur nicht verlangen, daß ſie ſich ſollen geberden, wie die Leute, die es gern der vornehmen Welt wollen gleichthun. Es gibt eine einfache natürliche Höflichkeit, die ein jeder üben muß, der darauf Anſpruch machen will, ein Chriſt zu ſein. Es iſt mir oft aufgefallen, daß die Dienſtzeit im Militär einen beſonders guten Einfluß auf das Betragen und Verhalten der jungen Leute ausübt, und ich habe mich überzeugt, daß durch richtige Behandlung der Gemeinde und durch anhaltende Geduld ſich auch in dieſer Hinſicht Manches erreichen läßt. Es iſt mir nicht als etwas zu Geringes erſchienen, hin und wieder von der Kanzel herab die Hausväter und Hausmütter dringend zu ermahnen, ihre Söhne und Töchter anzuhalten, Jedermann die Ehre zu erweiſen,

die ihm gebührt, und der Jugend auch in guten Sitten und Manieren ein gutes Beiſpiel zu geben. Der Unterſchied zwiſchen Derbheit und Grobheit wird leicht erkannt und durchgefühlt. Wenn ſich ein ganz roher Menſch zum Evangelium wendet, ſo nimmt er ganz von ſelber im äußeren Verhalten andere Formen an, aber auch bei denen, die nicht Ernſt machen mit ihrer Bekehrung, muß das Bewußtſein, daß ſie einer chriſtlichen Gemeinde angehören, eine Nöthigung werden, den alten Menſchen zu überwachen. Die h. Apoſtel haben es nicht unterlaſſen, in ihren Briefen viel und oft die Gemeinden zur Ehrerbietung, zur Freundlichkeit, zur Demuth und zur Beſcheidenheit zu ermahnen. Wo die Gemeinden groß und zahlreich ſind, kann man durch Jünglings- und Jungfrauen-Vereine leichter zum Ziele kommen. Solche, wenn auch immerhin äußerliche Dinge ſind nicht gering zu achten, es liegt darin auch eine Zucht für das innere Leben, und ſelbſt die mit der Roheit und Grobheit verbundenen Ausbrüche der Heftigkeit und des Zornes werden dadurch beſchränkt und gemildert.

Je mehr man die Gemeinde als ein Ganzes behandelt und die Zuſammengehörigkeit der einzelnen Glieder immer wieder hervorhebt, deſto leichter läßt ſich auch die Armen- und Krankenpflege organiſiren, nicht als eine Pflicht Einzelner, ſondern der Geſammtheit. Die Bettelei von Kindern und Alten iſt eine Schande für die Gemeinde. Der Paſtor muß in der Gemeindeverſammlung und auch in der Predigt mit Entſchiedenheit verlangen, daß das geſchehe, was die Ehre einer Gemeinde fordert, und ſoweit es ſeine Einkünfte erlauben, mit gutem Beiſpiele vorangehen, aber alles,

was er thut, muß er eben thun als Glied der Gemeinde und nicht allein die nöthigen Opfer bringen. Es gibt freilich wenige Geiſtliche, die reich ſind, und auch wenige, die reichliche Einkünfte haben, aber die, die ſich in ſolcher Lage befinden, daß ſie Wohlthätigkeit üben können, müſſen dabei mit Weisheit verfahren, damit die Laſt denen nicht abgenommen werde, die ſie eigentlich nach Gottes Ordnung tragen ſollen. Jede Gemeinde muß, wenn ſie anders auf dieſen Namen Anſprüche machen will, eine Armen-Kaſſe haben, die von verſtändigen und umſichtigen Männern verwaltet wird und der Paſtor muß bei der Geſammtheit für die Armen bitten und nicht müde werden immer wieder anzuklopfen. Die Gemeinde muß erkennen, daß es für ſie eine Schande iſt, wenn ihre Waiſenkinder, ihre Krüppel und arbeitsunfähigen Alten in den benachbarten Dörfern bettelnd umhergehen. Der Unglaube macht die Herzen kalt und gleichgiltig gegen fremde Leiden, er lebt in der Selbſtſucht und ſpricht: „was geht mich der Andere an, wenn ich nur habe, was ich bedarf," daher liegt auch im Unglauben die Auflöſung aller Bande, die die Gemeinde zuſammenhalten. Der Paſtor aber darf nicht von der Vorausſetzung ausgehen, daß die Gemeinde aufgehört habe, eine chriſtliche zu ſein, und muß ſie ſo lange als eine ſolche anſehen und behandeln, bis ſie immer mehr ſich ſelbſt in dieſe Vorſtellung hineinlebt. Geben iſt in der That ſeliger als nehmen, und es kommt nur darauf an, die Leute wieder daran zu gewöhnen und durch Geben in ihnen die Luſt zum Geben und die Freude am Geben zu wecken. Zuerſt muß man die natürlichen Verhältniſſe berückſichtigen, die

Eltern, die Verwandten, die Geschwister müssen sich gegenseitig der Ihrigen annehmen, und erst wenn diese nicht mit ihrer Hilfe die Noth beseitigen können, ist die ganze Gemeinde in Anspruch zu nehmen. Bei Waisenkindern ist es meist auch wohl gelungen, die Pathen heranzuziehen. Ein armes Dienstmädchen gab gerne einen Theil ihres geringen Lohnes her, strickte Strümpfe und nähete Hemden, auch die anderen beiden Pathen wurden dadurch bewogen, hinzuzutreten, und hatten ihre Freude daran, daß das Kind ordentlich gekleidet einherging. Sie nannten das kleine Mädchen: „unser Kind.“ Nach alter christlicher Sitte war mit jedem öffentlichen Gottesdienste eine Sammlung für die Armen verbunden und es kommt nur darauf an, diese Sitte wieder herzustellen, und sie der Gemeinde lieb zu machen. Der Pastor ermahnt zum Opfer nicht für „die Armen“, sondern für „unsere Armen,“ und zwei angesehene Wirthe stehen an der Thür und halten die Büchse. In außerordentlichen Fällen kann auch nach vorhergegangener Abkündigung von der Kanzel eine Hauskollecte gesammelt werden. Baares Geld den Armen zu geben, ist nicht das Richtige, sondern es ist viel besser für sie das zu besorgen, was sie gebrauchen, als Schuhe, Kleider und das tägliche Brod, für arme Wittwen kann eben die Miethe bezahlt werden und für verlassene Waisen die Pension. Die Berechnung der Ausgaben und Einnahmen, sowie auch den Ankauf von Kleidungsstücken muß der Pastor nicht übernehmen, sondern, wenn es ihm auch mehr Mühe macht, als wenn er es selber thut, den Männern überlassen, die in der Gemeinde einen guten Namen haben

und im allgemeinen Vertrauen stehen. In ähnlicher Weise muß auch für die Kranken gesorgt werden. Das Interesse für dieselben wird besonders angeregt, wenn der Pastor sonntäglich, so oft es nöthig ist, mit Nennung des Namens, eine Fürbitte für das Mitglied der Gemeinde, das mit Krankheit heimgesucht ist, hält mit der Ermahnung: „Lasset uns nicht lieben mit Worten —, sondern mit der That". Es fehlt oft nur an der Anregung und Anleitung. Das Mitleiden mit den Kranken ist überall vorhanden, und die Hausfrauen kochen gern eine Suppe oder etwas guten Kaffee, tragen es selber hin und besuchen die Kranken, wenn ihnen nur der Muth dazu gemacht wird. Die Frau Pastorin muß mit einem guten Beispiel vorangehen, aber nicht die Magd schicken, sondern selber hingehen. Die Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben ist ja die Grundlehre der evangelischen Kirche, aber wenn die guten Werke auch nicht die Seligkeit verdienen, so sind sie doch nothwendige und ganz unerläßliche Früchte des Glaubens. Der Glaube ohne die Werke ist kein Glaube. Der Geistliche muß nun wohl die Verdienstlichkeit der guten Werke bestreiten, aber sie doch mit aller Entschiedenheit von allen fordern, die überhaupt Ansprüche darauf machen, daß sie Christen sein wollen. „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten." Nicht oft genug kann die Gemeinde erinnert werden an das Gericht, da der Herr fragen wird, nach den Hungrigen, die wir gespeiset, nach den Durstigen, die wir getränket, nach den Nackten, die wir gekleidet, nach den Kranken, die wir besucht haben. Die

Pflicht, für arme Kranke zu ſorgen, muß man nicht allein von den Gläubigen, ſondern von Allen fordern. Es gibt auch gute Werke, die dem Glauben vorangehen und Vorboten von dem Frühlinge ſind.

Am ſchwierigſten iſt es, die Gemeinde dahin zu bringen, daß ſie das Gefühl der Zuſammengehörigkeit und der Gemeinſchaft auch dann nicht verliert, wenn Einzelne in Sünden und Schanden fallen. Die Selbſtgerechten ſind ſehr geneigt, ſich mit Abſcheu davon abzuwenden und mit vornehmer Selbſtüberhebung darüber zu richten. Die aber, deren Sünden noch nicht offenbar geworden ſind, haben ihre Schadenfreude daran und tröſten ſich gerne damit, daß es ſolche gibt, die ſie noch für ſchlechter erklären können, als ſie ſelber ſind. Die ſieben Sendſchreiben in den erſten Capiteln der Offenbarung ſind ein unwiderſprechlicher Beweis, daß die Sünden, die Einzelne thun, der ganzen Gemeinde zugerechnet werden. Wie es im bürgerlichen Leben Genoſſenſchaften gibt, die ſolidariſch unter einander verpflichtet ſind, ſo iſt auch die Gemeinde des Herrn ſolidariſch verbindlich gemacht für den Wandel eines jeden Gliedes. Das Haupt der Gemeinde Jeſus Chriſtus unſer Herr iſt in die Welt gekommen, nicht um die Sünder zu verachten und zu verſtoßen, ſondern um ſie zu ſuchen und zu erwecken, und in einer chriſtlichen Gemeinde muß ſein Geiſt ſich regen. Die Gemeinde beſteht aus lauter armen Sündern, die von der Geduld und Gnade Gottes getragen werden. — Ein armes Mädchen ohne Vater und Mutter war durch ſchändliche Liſt verführt und wußte nicht wo ſie bleiben ſollte. Die Herrſchaft

konnte und wollte ſie nicht im Hauſe dulden. Eine Wittwe, die in ihrer Jugend einſt auch zum Falle gekommen war, nun aber gottſelig lebte, ließ ſich bewegen, das Mädchen bei ſich aufzunehmen, und durch eindringliche Ermahnungen gelang es in der Gemeinde zuerſt einige und dann mehrere Frauen geneigt zu machen, die Wittwe ſo zu unterſtützen, daß es ihr nicht ſchwer wurde, mit dem Mädchen ihr täglich Brod zu theilen. Als ſpäter eine Sammlung in der ganzen Gemeinde nöthig wurde, fiel ſie reichlicher aus, als ich erwartet hatte. Das Mädchen ſelber aber blieb vor dem bitteren Gefühl der Verſtoßung und des Verlaſſenſeins bewahrt, und war willig, ſich ſtrafen und ſagen zu laſſen.

Im Zuſammenhang hiermit ſteht auch die Zuſammenkunft der Jugend im Kruge zum Tanzen und Trinken. Es iſt freilich ſehr leicht bei der Polizei Anträge auf Beſchränkung zu machen, aber der Paſtor darf ſich dabei nicht beruhigen, ſondern muß den Schaden in anderer Weiſe abzuwenden ſuchen. Der einzige Weg, der ihm übrig bleibt, iſt auch hier, die Angelegenheit durch die Geſammtheit der Gemeinde zu regeln. Bei einem wirklich regen Gemeindeleben ſind Verſammlungen der Hausväter und Hausmütter eine unerläßliche Nothwendigkeit. Wenn am Sonntage vorher durch Abkündigung von der Kanzel dazu eingeladen wird, kann man darauf rechnen, daß die Meiſten, und die überhaupt ein Intereſſe haben für die Angelegenheiten der Gemeinde, kommen werden. Wenn nun zuerſt in eindringlicher Weiſe auf die Gefahren, denen die Jugend bei ſolchen Tanzluſtbarkeiten ausgeſetzt iſt, aufmerkſam gemacht iſt, und dann die Pflicht, die den

Eltern und Brodherren nach christlicher Hausordnung obliegt, und die Verantwortlichkeit, die mit ihrer Stellung verbunden ist, ihnen ernstlich vorgehalten ist, muß man in Geduld und Ruhe die Entgegnungen anhören: „die Jugend muß ihre lustigen Tage haben; wir können die Kinder nicht zurückhalten; die jungen Knechte und Mägde gehorchen uns nicht, wenn wir es ihnen auch verbieten ꝛc.“ — und erwarten, daß doch hier und dort das Wort auf einen guten Boden gefallen ist und mit der Zeit Früchte trägt. — Langsam wächst der Leib, langsam erstarkt der neue Mensch, langsam entwickelt sich auch die Gemeinde. Wie oft wird doch in der h. Schrift den Christen die Geduld empfohlen, und der Pastor muß besonders dringend darum bitten. Der Rationalismus — die Theologie des alten Menschen — hat überall die Isolirung der einzelnen Familien in der Gemeinde und selbst in der Familie der einzelnen Glieder von einander bewirkt; wenn aber das Evangelium in der Gemeinde zum Leben kommt, entzündet es die Liebe, die das Leiden und die Noth, die Ehre und die Schande des Nächsten mit erlebt und mit empfindet. Der Corporationsgeist, den man jetzt auf der Grundlage des gemeinsamen Genusses und Vortheils zu wecken sucht, ist allein durch den Glauben an Den, der sich selbst geopfert und dahin gegeben hat, hervorzurufen. So lange in den Gewerken und Zünften christliche Frömmigkeit lebte, wurde der Einzelne getragen und gehalten von der Zucht, die das Ganze über ihn ausübte. Jetzt sucht man in allerlei Festen und Vergnügungen, Schützenfesten, Turnfesten, Bürgerfesten, den Geist der Gemeinsamkeit hervorzurufen

und zu pflegen, und es ist offenbar, daß tief in der menschlichen Seele die Sehnsucht nach der Gemeinsamkeit liegt; wie aber das Gold und die Ehre und die Lust den Hunger nach Zufriedenheit nicht stillen können, so werden auch dergleichen Verbindungen und Vereinigungen immer dem Hause ähnlich sein, das auf dem Sande gebaut ist. Die Gemeinde des Herrn soll auf dem Felsen wohnen, der nicht wankt. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß, wenn sich eine Corporation auf christlicher Grundlage bildet, sofort die Feindschaft der Welt in Verdächtigungen und Verleumdungen allerlei Art sich erhebt, wie z. B. früher gegen die Conventikel, gegen die Missionsvereine und in der neuesten Zeit gegen die Brüder des Rauhen Hauses. Darin wird nichts anderes gesehen, als Pfaffenthum oder Jesuitismus oder Heuchelei u. s. w., während die Führer der modernen Verbindungen nur mühsam die Ideen der Demokratie und der Revolution verdecken können durch einen erheuchelten Patriotismus für das deutsche Vaterland.

Endlich noch gehört zur Pflege der Gemeinschaft die Zucht. Es leuchtet ein, daß keine Verbindung der Menschen untereinander ohne das Vermögen, die fremdartigen oder gar feindseligen Elemente auszuscheiden, bestehen kann. Jede Ressource hat ihre Statuten, und wer sich dagegen opponirt, wird ausgewiesen. Die kirchliche Gemeinde allein soll ohne Zucht bestehen können, und es gibt fast kein Wort, das die Leute so zum Zorn reizt, als das Wort: „Kirchenzucht.“ Es sind aber nicht allein die Feinde der Kirche, sondern auch solche, die ihr sehr nahe stehen und sie lieben, und doch von der Zucht nichts wissen wollen,

man muß daher die Unterſuchung nicht ſcheuen, wodurch dieſe Abneigung begründet ſei. Es gibt ſolche, die da ſagen, die katholiſche Kirche kann ohne Kirchenzucht nicht beſtehen und da gehört ſie hin, die evangeliſche Kirche dagegen bedarf des Zwanges und der äußerlichen Zuchtmittel nicht. Richtig iſt es gewiß, daß es verkehrt ſei, wenn man den Begriff der katholiſchen Kirche von der Kirchenzucht auf die evangeliſche Kirche übertragen will. In der katholiſchen Kirche wird die Zucht ausgeübt von der Prieſterſchaft, die losgelöſt von der Gemeinde daſteht. In der evangeliſchen Kirche dagegen iſt das geiſtliche Amt mit der Gemeinde auf das Engſte verbunden, es wird von derſelben gehalten und getragen, daher kann auch die Zucht nicht von dem Geiſtlichen allein ausgeübt werden, ſondern von ihm in Gemeinſchaft mit der Gemeinde. Ein Geiſtlicher, der im blinden Eifer oder in einer falſchen Auffaſſung ſeines Amtes die Zucht ausüben will, wird leicht mehr ſchaden als nützen. Die Kirchenzucht will im Weſentlichen die Ehre der Gemeinde aufrecht erhalten und dieſelbe gegen gewiſſe grobe Ausbrüche der Sünde und gegen Aergerniſſe ſchützen. Es muß alſo in der Gemeinde bereits ein Gefühl von dem vorhanden ſein, was ſich abſolut gar nicht mit dem Weſen einer chriſtlichen Gemeinde verträgt. Daher liegt auch das kräftigſte Element der Zucht in dem Geiſte, der die Gemeinde im Ganzen beſeelt, und je mehr ſich dieſer Geiſt entwickelt und je kräftiger er auftritt, deſto mehr wird er eine Zucht ausüben über die Gläubigen und Ungläubigen. Ein Geiſtlicher, der in einer erweckten Gemeinde ſteht, fühlt in ſeinem häuslichen und öffentlichen

Leben die Wohlthat der Zucht, die die Gemeinde an ihm übt und mit ihm alle lebendigen Glieder. Das Urtheil über das, was einer chriſtlichen Gemeinde geziemt, wirkt auch entſchieden auf die Unkirchlichen. Die Frechheit und Schamloſigkeit nehmen nach und nach ab oder ſuchen für ihre Thaten die Verborgenheit und ſind genöthigt, das Kleid der Heuchelei anzulegen. Wer als Paſtor zu einer verwilderten und zuchtloſen Gemeinde berufen wird, wird nicht klug thun, wenn er ſofort mit einzelnen Acten der Kirchenzucht beginnen wollte, und mancher wohlgeſinnte junge Geiſtliche hat durch unweiſes Vorgehen ſeine Stellung gefährdet und die Gemeinde gegen ſich aufgebracht. So lange als der Paſtor iſolirt daſteht und die Meinung vorherrſcht, er übe Zucht in ſeinem Intereſſe oder um der Ehre ſeines Amtes willen, kann er nur auf dem Wege der ſpeciellen Seelſorge gegen die offenbar Laſterhaften vorgehen, muß aber zugleich ſein ganzes Amt in allen ſeinen Funktionen dazu verwenden, in der Gemeinde das Bewußtſein zu wecken, daß ſie ein Ganzes ſei, damit das Verbrechen des Einzelnen ihr wirklich zum Aergerniß werde, ſo daß die Kirchenzucht als eine Nothwendigkeit erſcheint, um der Gemeinde eine Satisfaction zu geben und ihre Ehre zu retten. Sie muß daher auch nicht ſo aufgefaßt und ſo gehandhabt werden, daß ſie eine ſelbſtgerechte Erhebung hervorruft, ſondern eine Nöthigung zur Buße für den Paſtor und die ganze Gemeinde iſt, denn ohne Verſchuldung der Geſammtheit iſt das Verbrechen des Einzelnen nicht. Auch darf man nicht überſehen, daß die Kirche nicht das Verbrechen ſtrafen, ſondern daß ſie

nur Gleichgiltigkeit und die Billigung deſſelben von ſich fern halten will. Sie will den Sünder zur Buße wecken, und hat für den Bußfertigen ein offenes Herz und kommt ihm mit ihrem Troſte und ihrer Hilfe bereitwillig entgegen. Es ſoll mit dieſer Auffaſſung der Kirchenzucht keineswegs geſagt ſein, daß der Paſtor ſich dabei auf die Majorität der Gemeinde ſtützen ſoll, aber er ſoll den beſonnenen und verſtändigen Theil der Gemeinde, der wenigſtens ein Gefühl von dem in ſich trägt, was zu einer chriſtlichen Gemeinde gehört, anhören. Durch Tactloſigkeit wird in der Welt viel verdorben, und ein Paſtor muß einen feinen Tact haben, um zu wiſſen, wie er zum beſſern Theil der Gemeinde ſteht und wie weit er davon getragen wird. Mit der Ausſchließung vom Abendmahl darf nie der Anfang gemacht werden, ſondern es müſſen zuvor alle Grade der Ermahnung unter vier Augen, unter Zuziehung der Aelteſten und alle Mittel der Geduld erſchöpft ſein, bevor der Antrag auf Zurückweiſung von den Sakramenten geſtellt werden kann.

Das Dritte, das von der erſten Gemeinde in Jeruſalem geſagt wird, iſt: „ſie blieben beſtändig im Brotbrechen.“ — Die Gemeinſchaft der Chriſten untereinander hat ihren vollkommenſten Ausdruck und ihren Höhepunkt in dem Sakramente. St. Paulus ſagt 1. Kor. 10, 16. 17: „Der geſegnete Kelch, welchen wir ſegnen, iſt der nicht die Gemeinſchaft des Blutes Chriſti? das Brot, das wir brechen, iſt das nicht die Gemeinſchaft des Leibes Chriſti? denn Ein Brot iſt es, ſo ſind wir viele Ein Leib, dieweil wir Alle Eines Brotes theilhaftig ſind.“ Nach alter kirch-

licher Ordnung hängt es nicht von der Wahl des Einzelnen ab, an welchem Altare er communiciren will, ſondern er iſt gewieſen, in und mit der Gemeinde das Sakrament zu empfangen, zu der er gehört. Es iſt ſchon dadurch angedeutet, daß im Abendmahle das Band, das die ganze Gemeinde umſchlingt, aufs Neue ſeine Geltung und Bedeutung haben ſoll. Wenn auch eine Kirche der andern in der Taufe und in der Predigt die Gemeinſchaft geſtattet, die Schranken zum Altar öffnet ſie nur den eigenen Gliedern. Durch die Feier des h. Abendmahls wird der Austritt und Eintritt von einer Kirche in die andere vollzogen. Die Geſammtheit derer, die an demſelben Altare das Sakrament empfangen, bildet die Gemeinde. Der Grundgedanke im Abendmahl iſt aber der, daß Gott Frieden macht mit uns durch die Vergebung der Sünden, ſo wir unſere Sünden bereuen und im Glauben den Leib und das Blut des Herrn empfangen. Wer nun die Vergebung bei Gott ſucht und darnach ernſtlich verlangt, muß auch die Verſöhnung mit ſeinem Nächſten herbeiführen. Es liegt alſo in dem Sakramente nicht bloß die Erneuerung des Friedens mit Gott, ſondern auch der Menſchen untereinander. Wenn du zum Altar Gottes gehſt und wirſt eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, ſo gehe zuvor hin und verſöhne dich mit deinem Bruder.

In der Beichte wird jedesmal ernſtlich und nachdrücklich gewarnt, mit unverſöhnlichem Herzen das h. Abendmahl zu empfangen, und denen, die unverſöhnlich bleiben, wird die Abſolution verſagt, und ihnen werden die Sünden behalten. So oft nun die Hausgenoſſen oder Familien-

glieder, Mann und Weib, Eltern und Kinder, auch Herrſchaften und Dienſtboten, gemeinſam zum Sakramente kommen, wird immer wieder vereinigt, was ſich etwa getrennt hat, und die Gedanken der Geduld und Milde werden wieder in den Vordergrund geſtellt. Geſtörte Ehen und Familienverhältniſſe kann es nur in den Häuſern geben, in denen die Einwohner entweder gar nicht oder nur ſelten ſich zur Feier des h. Abendmahls vereinigen. Wie aber für das Haus das Sakrament ſeinen großen Segen bringt, ſo auch für die geſammte Gemeinde. Nachbaren, wie auch nähere und fernere Verwandte vergeben ſich wieder, was Einer dem Andern Uebels gethan hat. Wo die Sitte nicht mehr es mit ſich bringt, daß die Gemeinde während der Feier des Sakraments in der Kirche verſammelt bleibt und die, die nicht daran Theil nehmen, wenigſtens dabei zugegen ſind, iſt ſie möglichſt wieder herzuſtellen. Es wird dadurch nicht allein das Bedürfniß geweckt, ſondern auch die Gedanken der Verſöhnlichkeit und des Friedens werden dem Herzen nahe gebracht. Durch den Rationalismus, der die Myſterien des Sakraments beſeitigte und daſſelbe zu einem bloßen Gedächtnißmahle des großen Tugendhelden und Weiſen von Nazareth herabzog, iſt in vielen Gemeinden die Zahl der Communikanten im Verhältniß zur Seelenzahl überaus gering geworden, und die Folge davon iſt die Löſung der Gemeindeverhältniſſe, und Bitterkeit, Zank und Streit, Entfremdung und Spaltungen allerlei Art können ungehinderten und ungeſtörten Beſitz von den Gemüthern der einzelnen Glieder nehmen. Es liegt in dem Weſen der Sünde, der alle

Menſchen unterworfen ſind, daß Mißverſtändniſſe, Trennung, Zwieſpalt, Zank und Streit unter ihnen ſich erzeugen. Durch die Feier des h. Abendmahls wird Jeder genöthigt, die eigene Schuld zu erkennen, und je tiefer die Buße das Herz durchdringt, deſto verſöhnlicher wird es, und je größer das Verlangen nach der Gnade bei Gott iſt, deſto mehr wird der Menſch geneigt, ſeinem Nächſten das Unrecht zu vergeben, das er gethan hat. Wenn längere Zeit darüber hingeht, bevor man wieder zum Abendmahl geht, ſetzt ſich die Feindſchaft immer feſter im Herzen und ſteigert ſich zur Unverſöhnlichkeit und Bitterkeit.

Es ergiebt ſich daraus, daß der Geiſtliche bei der Pflege der Gemeinde im Ganzen beſonders dahin ſtreben muß, daß die Zahl der Communikanten wieder wachſe. Wie aber ſoll er das erreichen? Das Sakrament des Altars ſetzt voraus den Glauben an die wahrhaftige Gottheit des Herrn und an das ſtellvertretende Leiden deſſelben, daß wir wirklich durch ihn haben die Vergebung unſerer Sünden. Wo nun dieſer Glaube fehlt, da hat auch das Abendmahl ſeine Kraft und Bedeutung gänzlich verloren. Es wird alſo darauf ankommen, zuerſt in der Gemeinde wieder den rechten Grund durch die Predigt zu legen und dann einzuladen, den Segen zu empfangen. In dem Gleichniſſe vom großen Abendmahle wird dem Knechte ausdrücklich befohlen, die Gäſte zu nötigen, zu kommen. Es muß beſonders in der Predigt oft und wiederholentlich hingewieſen werden auf den Segen, den die Feier des Sakraments dem Einzelnen und ſeinem Hauſe bringen kann,

und auf den Schaden, den die Unterlassung nach sich ziehen muß. Fast in allen Gemeinden finden sich jetzt leider Personen, die selten oder gar nicht zum Tische des Herrn kommen, Andere, die jährlich einmal, etwa in der Passionszeit sich einfinden, und eine geringe Zahl, die fleißig dies Gnadenmittel empfängt. Die Ersten, die auch gewöhnlich schlechte Kirchengänger sind, können nur im Wege der speciellen Seelsorge wieder gewonnen werden; die zweite Art, die zwar auch nicht aus regelmäßigen Kirchenbesuchern besteht, muß mit besonderer Vorsicht behandelt werden, indem man das lose Band, durch das sie noch mit der Kirche verbunden sind, zu stärken sucht. Die Gelegenheit dazu geben die Beichtreden, die gehalten werden in der Zeit, in der die größere Zahl der Communikanten sich einzufinden pflegt. Nach meiner Erfahrung hat die Regel, daß man zum Nachtmahl nur gehen müsse, wenn man ein besonderes Verlangen darnach empfinde, viel dazu beigetragen, daß zuerst der ernste Gang von einer Zeit zur andern aufgeschoben wird und zuletzt ganz unterbleibt. Es ist überhaupt eine gefährliche Sache, sein inneres Leben in seinem Gefühle allein zu suchen. Das Verlangen nach dem h. Abendmahle kann doch eigentlich nur durch ein lebendiges Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit erweckt werden, soll das aber nicht den lebendigen Christen täglich und immer begleiten? Liegt darin nicht die treibende Kraft zu allen Uebungen in der Gottseligkeit, zum täglichen Wachen über sich selbst, zum fortgehenden und nie ruhenden Kampfe mit dem alten Menschen, zum täglichen Gebete um Erleuchtung und Kraft von Oben? Wo die Buße,

die Erkenntniß ſeiner Sünde und Ohnmacht aufhört, da hört auch das innere Leben überhaupt auf. So wie man ſein Morgen- und Abendgebet regelmäßig hält, man mag dazu aufgelegt ſein oder nicht, ſo muß auch die Abendmahlsfeier ihre beſtimmte Ordnung und Zeit haben. Bei einer gründlichen und ernſtlichen Vorbereitung wird ſich das Verlangen ſehr bald einſtellen. Wer nach der Weiſung des Apoſtels ſich im Angeſichte des heiligen und gerechten Gottes ſelbſt prüfet, ſeine Unterlaſſungsſünden gegen Gott und Menſchen, und ſeine Begehungsſünden wider das heilige Geſetz des Herrn vor ſeine Seele treten und in der Stille von dem Geiſte der Wahrheit ſich ſtrafen läßt, der wird auch Verlangen haben, ſeine Seele zu ſpeiſen mit Vergebung der Sünden. Es ſoll damit nicht geleugnet werden, daß beſondere Umſtände und Verhältniſſe eintreten können, die in erhöhtem Grade die Sehnſucht nach dem Sakramente hervorrufen. Nach alter Ordnung ging das Brautpaar nach der Verlobung und das junge Ehepaar gleich nach der Hochzeit zum Abendmahl, um ihren Bund zu beſiegeln. Die Wöchnerin mit ihrem Manne vor oder nach der Entbindung, und ebenſo auch die, welche ein Glied ihrer Familie begraben haben, kommen, um ſich zu neuen Pflichten dem Herrn zu heiligen. Im Confirmandenunterricht, in den öffentlichen Katechiſationen und in den Bibelſtunden muß man die Lehre vom h. Abendmahle fleißig behandeln und auf den Segen hinweiſen, der von demſelben ausgeht.

Von der erſten chriſtlichen Gemeinde heißt es endlich noch: „ſie blieben beſtändig im Gebet.“ Wie der einzelne

Menſch ſein inneres Leben im Glauben daran am ſicherſten erkennen kann, wie er zum Gebete ſteht, ſo auch die Gemeinde im Ganzen. Wo kein Gebet iſt, da iſt auch kein Glaube lebendig und kräftig. In jeder Religion ſpricht ſich das Verhältniß des Menſchen zu Gott, ſeine Abhängigkeit von einer höheren Macht aus, daher findet man auch bei allen Heiden die Uebung des Gebets. Erſt der Verfall der Religion und der Unglaube laſſen das Gebet verſtummen. Wenn es nun die Aufgabe des Geiſtlichen iſt, in der Gemeinde den Glauben zu wecken, ſo muß er beſonders dahin ſtreben, daß in den Häuſern und Familien der Geiſt des Gebets wohne.

Die Frage, ob das Gebet eine Pflicht oder ein Recht des Chriſten iſt, kann verſchieden beantwortet werden; für den es kein Recht iſt, für den bleibt es eine Pflicht, und wer zuerſt, wie z. B. in der Jugend, die Pflicht gehorſam und treulich erfüllt, wird auch bald erfahren, daß es das höchſte und ſchönſte Vorrecht iſt, das uns verliehen iſt, daß wir unſere Herzen dürfen ausſchütten und erleichtern durch das Gebet. Wer in guten und glücklichen Tagen nicht vergißt zu danken und zu preiſen, hat auch in der Trübſal, die nicht ausbleiben wird, einen Tröſter und Helfer in der Noth. Wer aber, wenn es ihm gut geht, ſeinen Gott vergißt, hat in trüben Tagen kein Vertrauen und keine rechte Zuverſicht. — Ein Atheiſt kann nicht beten, wenn nämlich ſein Unglaube bis in das Herz gedrungen iſt. Nach meiner Erfahrung aber ſitzt der Atheismus den Leuten viel mehr im Kopfe und im Munde als im Herzen, und man muß es ihnen nicht glauben, wenn ſie ſagen,

ſie glaubten es ſei kein Gott. Selbſt die Teufel glauben, daß ein Gott ſei, und ein Menſch müßte aufhören ein Menſch zu ſein, wenn er ſich losmachen könnte von dem innerlichen Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht. Wenn der angebliche Atheiſt in ſolche Lagen kommt, in denen er auf Erden keine Hilfe und keinen Troſt finden kann, dann ſchreit ſein Herz doch zu Gott. Als einmal der Herr Patron aus der Kirche kam und eben eine Fürbitte für ſeinen kranken Kutſcher gehalten war, ſprach ich die Hoffnung aus, daß der Herr das Gebet erhören werde; er ſah mich verwundert an und fragte: „Glauben ſie das wirklich?“ Ich griff nach ſeiner Hand und ſagte: „ja, das glaube ich.“ Er aber ſchüttelte den Kopf und erwiderte: „es gehört doch ein ſtarker Hochmuth dazu, zu glauben, daß Gott ſollte das Gebet berückſichtigen und ſich um den einzelnen Menſchen bekümmern.“ Ich antwortete: „wenn es das nicht kann und nicht thut, dann iſt er eben nicht der lebendige Gott, ſondern ein Götze, den ſich die Menſchen ſelbſt erſinnen; ſollte der nicht hören können, der das Ohr gemacht hat?“ Nachmittag kam der Arzt und gab keine Hoffnung; der Patron ſah mich bedeutungsvoll an. Als aber der Kutſcher bald darauf eine Dankſagung für ſeine Geneſung in der Kirche halten ließ, erklärte der Herr: das ſei zufällig. — Nicht lange darnach wurde die Frau Patronin entbunden, er machte mir Anzeige davon und ſchrieb hinzu: „meine Frau wünſcht, daß am nächſten Sonntage die übliche Dankſagung gehalten werde.“ Er ſelber war dabei zugegen und bei dem Hinausgehen aus der Kirche dankte er in

einer sehr verbindlichen und herzlichen Weise. Später nahm er seinen leidenden Bruder, den er sehr lieb hatte, bei sich auf, den ich oft besuchte und ihn für das Wort des Trostes zugänglich fand. Als die Schmerzen des Kranken aber sich so steigerten, daß er oft laut aufschrie, da kam der Patron und bestellte selbst eine Fürbitte in der Kirche. Ich habe es vermieden, mich mit dem Herrn in Disputationen einzulassen, weil ich besorgte, ihm dadurch die allmähliche Umkehr zum Glauben zu erschweren, und habe mich überzeugt, daß ich nicht Unrecht daran gethan habe. Er besuchte die Kirche nach und nach regelmäßiger, stellte die Sonntagsarbeiten ein und fing auch an, in seinem Hause mit den Seinen die h. Schrift zu lesen und dazu das Vaterunser zu beten. Als mir mein eigenes Kind gestorben war, kam er in theilnehmender Liebe zu mir, und ich merkte es ihm bald an, daß er etwas auf dem Herzen habe, das er nicht gern sagen wollte; beim Abschiede aber sagte er etwa: „ich bedaure sehr, daß der liebe Gott Ihr Gebet nicht erhört hat." Da bat ich ihn, noch ein wenig zu bleiben, und antwortete ihm: „Der Inhalt meiner Gebete geht immer dahin, daß des Herrn Wille geschehe, daß er mich vor Sünden bewahre und mich durch dies arme Leben zum seligen Ende bringe, und der Herr hat mein Gebet erhört: sein heiliger Wille ist geschehen, er hat mein liebes Kind zu sich genommen und hat mir ein williges Herz gegeben, daß ich mich demüthigen kann unter seine gewaltige Hand, so daß ich nicht murre und verzage, sondern seinen Trost empfinde, und ich hoffe auch, daß er mein letztes Gebet um ein seliges Ende in Gnaden

anſehen wird." Er ſaß eine Weile ſchweigend neben mir, drückte mir dann ſchweigend die Hand und ging. Man muß nicht immer belehren und disputiren wollen, auch ſelbſt dann nicht, wenn die Gelegenheit ſcheint günſtig zu ſein, man bewirkt oft das Gegentheil von dem, was man erreichen will, und hindert die ſtille und verborgene Arbeit des h. Geiſtes.

Doch nicht allein in den Schlöſſern der Patrone, ſondern auch in den Hütten der Tagelöhner und in den Häuſern der Bauern iſt das Gebet verſtummt. Die Urſachen, die bei Ungebildeten Herz und Mund verſchloſſen haben, ſind hier freilich andere wie dort. Es giebt unter denen, die im Schweiß des Angeſichts ihr Brot erwerben, nicht wenige, die wie die Laſtthiere geworden ſind, und in denen gar kein anderer Gedanke mehr Raum findet, als arbeiten und des Leibes Bedürfniſſe befriedigen. Die Gedanken, die dem Gebete zum Grunde liegen, ſind ihnen ſo gänzlich fremd geworden, daß ſie kein Ohr und kein Verſtändniß dafür haben, und wenn man vom Glauben oder von geiſtigen Dingen mit ihnen redet, iſt es als ob man in einer fremden Sprache mit ihnen rede, die ſie nicht verſtehen. Selbſt die erſchütterndſten Ereigniſſe in dem Familienleben werden von ihnen nur von der Seite empfunden, inſofern ſie nachtheiligen Einfluß auf ihre irdiſche Exiſtenz ausüben. Eine eigentliche Feindſchaft oder Oppoſition gegen die Kirche iſt bei ihnen nicht zu finden, ſondern ſie ſind gänzlich untergegangen in der Arbeit und Noth des Lebens. Selbſt die Apoſtel des Unglaubens können bei ihnen nur Eingang finden, wenn ſie ihnen die Abſchaffung

der Accidenzien, die ihnen, so gering sie auch sind, sehr lästig sind, in Aussicht stellen. — Etwas anderes ist die Stellung des märkischen Bauern zu der Kirche. Nach alter hergebrachter Sitte besucht er regelmäßig den Gottesdienst, aber dadurch glaubt er auch vollständig sich mit seinem Gott abgefunden zu haben. Als einmal die Frau eines wohlhabenden Bauern sehr krank war und alle Hausmittel nicht halfen, redete ich ihm zu, nach der Stadt zum Arzt zu schicken, da antwortete er: „wenn sie leben soll, wird sie wohl so gesund werden, und wenn sie sterben soll, stirbt sie doch." Ich erwiderte ihm: „als aber neulich Ihr Pferd krank war, schickten sie doch zum Thierarzt." Nach einigem Besinnen sagte er: „das war auch ein Thier, meine Frau aber ist ein Mensch." Im Grunde liegt den Leuten der träge und faule Glaube an ein unwandelbares Geschick im Herzen, und daher glauben sie auch nicht an die Kraft des Gebetes und halten es für ganz überflüssig. Oefters hörte ich, daß einige Leute im Dorfe von den Andern mit einer Art von Entrüstung „gottlos" genannt wurden, das waren solche, die sich betranken oder stahlen, oder in andern offenbaren Sünden lebten, oder das herkömmliche Maaß der Roheit überschritten. Als einmal die Gemeinde ziemlich zahlreich versammelt war, kündigte ich an, ich wolle ihnen sagen, wer gottlos sei und worin die Gottlosigkeit eigentlich bestehe, und suchte sie zu überzeugen, daß die Ausbrüche der Sünde eine Folge der Gottlosigkeit seien, daß aber jeder, der ohne Gebet und Gotteswort lebe, in der That innerlich los sei von Gott und darum gottlos sei. Der Küster erzählte mir, daß sein

Nachbar und einige Andere angefangen hätten, das Tiſchgebet zu halten. — Am leichteſten iſt es mir immer gelungen, die Leute von der Nothwendigkeit und dem Segen des Gebetes zu überzeugen, wenn ich mit ihnen über ihr Familienleben und die Erziehung der Kinder ſprach. Das Haus, in dem der Herr mit ſeinem Frieden und Segen wohnen ſoll, muß ein Bethaus ſein. Eheleute, die nicht gewohnt ſind, durch gemeinſames Gebet ſich in der ſanftmüthigen Liebe und in der tragenden Geduld zu ſtärken, verfallen leicht in Gleichgiltigkeit gegeneinander, und aus vorübergehenden Unfreundlichkeiten entwickelt ſich leicht die Härte und zuletzt die Bitterkeit. Auch in der Erziehung der Kinder wird die natürliche Liebe gegen weichliche Nachgiebigkeit und gegen Heftigkeit und Ungeduld allein durch das Gebet geſchützt.

Nach alter kirchlicher Sitte werden die Ereigniſſe, die einzelne Familien betroffen haben, als Entbindungen, Verlobungen, Todesfälle, ſchwere Erkrankungen und Geneſungen nicht allein am folgenden Sonntage der Gemeinde mitgetheilt, ſondern ſie wird auch zur Fürbitte aufgefordert. Es liegt dieſer Sitte ganz offenbar der Gedanke zum Grunde, daß die ganze Gemeinde das Leid und die Freude des Einzelnen mittragen und mitempfinden ſoll. Es bietet ſich durch dieſe Gewohnheit eine ſehr naheliegende Veranlaſſung dar, es den Leuten möglichſt dringend an das Herz zu legen, nicht etwa blos in der Kirche die Fürbitte mit anzuhören, ſondern ſie auch in ihrem häuslichen Gebete fleißig zu üben. Wenn der Geiſtliche aber dergleichen Abkündigungen behandelt, als ob ſie nur dazu dienten, daß

die Gemeinde auch von der Kanzel herab höre, was ihr gewöhnlich schon im Laufe der Woche genugsam bekannt geworden ist, und wenn nur des kirchlichen Anstands wegen ein Wunsch in einer phrasenhaften Formel hinzugefügt wird, die noch dazu oft ohne Würde und Anstand hergesagt wird, so dient das wirklich nicht zur Erbauung der Gemeinde und reizt nicht zur Fürbitte. Die Personen, die dergleichen Abkündigungen näher angehen, fühlen sich gehoben und geehrt, wenn der Pastor das, was ihre Seele bewegt, vor der Gemeinde in theilnehmender Weise ausspricht, ihre Gedanken dem Worte Gottes unterordnet und ihnen die rechte Richtung gibt. In größeren Gemeinden, wo diese Abdankungen sich häufen, ist die Aufgabe freilich eine nicht geringe, die Besorgniß aber, daß man der Gemeinde damit lästig werde, ist nur dann begründet, wenn man die Sache in mechanischer Weise abmacht. Ich möchte lieber dazu rathen, die Leute nicht mit zu langen Predigten zu belästigen und die Abdankungen in kirchlich würdiger Weise zu behandeln, damit die Gemeinde sich angeregt fühlt, das, was einzelne Glieder betroffen hat, auf betendem und theilnehmendem Herzen zu tragen. Vor allen Dingen ist es erforderlich, daß der Pastor selbst ein Gebetsleben führe und in seinem täglichen Gebete die ganze Gemeinde vor seine Seele treten lasse, und Gott den Herrn anrufe, daß er durch den h. Geist die Schwachen stärke und die Verirrten herumhole und die Gottlosen zur Bekehrung nöthige. Je treuer und unermüdlicher der Pastor in diesem Gebete verharrt, desto mehr wird auch in seinem Herzen die Liebe kräftig werden,

die da bitten und ermahnen kann an Christi Statt. Die Predigt, die nicht durch den Geist der Fürbitte erwärmt ist, bleibt bei allen Gaben und rednerischem Schmuck ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Das allgemeine Kirchengebet ist in der Zeit des Unglaubens immer kürzer und dürftiger geworden und wird in seiner Bedeutung noch immer nicht hinreichend erkannt. Die einzelne Gemeinde erscheint in demselben als ein Glied der ganzen Kirche, als ein Theil des ganzen Verbandes, und indem die ganze Gemeinde ihrer besonderen Angelegenheiten, ihrer Armen, Kranken, Abwesenden, ihrer Alten und ihrer Jugend in der Fürbitte gedenkt, soll der Geist der Liebe und der Zusammengehörigkeit gepflegt werden. Es muß des Predigens weniger und des Gebets mehr werden.

Eine nicht geringe und schwierige Aufgabe ist dem Geistlichen in unsern Tagen durch die Pflege und Wiederherstellung der Hausandacht gestellt. Wenn auch in den einzelnen Familien Einzelne sich befinden, die in der Stille das Gebet üben, so sind doch die Häuser selten, in denen noch nach der Sitte der Väter die Hausandacht gehalten wird, wo die Familie als ein Ganzes vor Gott dem Herrn erscheint. Es mag immerhin zugegeben werden, daß das Tischgebet und die Hausandacht in vielen Familien zu einer leeren Form geworden war, und daß sie auch darum so leicht von dem Unglauben zerbrochen werden konnte, aber es ist Unrecht, die Form deshalb, weil sie hier und dort keinen Inhalt mehr hatte, gering zu halten und zu verachten. Es kann doch leicht geschehen, daß der Geist, der die Form gebildet hat, hier und da wiederkehrt,

und daß Einer oder der Andere ſeine Nähe ſpürt. Aus dem ſeelſorgeriſchen Verkehr mit denen, die in Sünden oder in großer Noth ihre Tage zubringen, habe ich oft Aeußerungen gehört, die von einer gewiſſen Sehnſucht nach der Zeit zeugten, in der ſie noch in dieſer Form lebten, und ganz beſonders ſind es die Kinder, die einen geſegneten Eindruck davon für das ganze Leben erhalten. Am leichteſten iſt es mir gelungen, das Tiſchgebet in der Gemeinde wieder in Uebung zu bringen. Nach Verabredung mit dem Lehrer wurde in der Schule darauf gehalten, daß jedes Kind ordentlich feſt ein Gebet lernte, um es vor und nach dem Eſſen zu beten. Durch die Kinder ließ es ſich auch leicht ermitteln, in welchen Familien das Tiſchgebet nicht mehr in Gebrauch war, ſie wurden freundlich und herzlich ermahnt, die Eltern um die Erlaubniß zu bitten, die kleinen ſchönen Gebete vor Tiſch und nach dem Eſſen herſagen zu dürfen; wenn ſich nun daran die nöthige Ermahnung in der Predigt ſchloß, ſo ergab ſich bald, daß mehrere Familien zu der alten Sitte zurückgekehrt waren. Die Kinder erzählten mit Freuden: „Nun wird auch bei uns gebetet.“ Der Sohn eines Trunkenbolds kam und ſagte: ich darf es nicht thun, Vater hat es verboten, und als ich ihn nochmal gebeten habe, hat er mir eine Ohrfeige gegeben; der alte Küſter tröſtete den Jungen damit, daß Gott ihm die Ohrfeige ſegnen werde. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß die ganz verſunkenen Menſchen es nicht vertragen können, daß in ihrer Nähe gebetet werde, es wird ihnen unheimlich zu Muthe, ſie ſuchen die in ihnen ſich noch regende innere Macht der Taufgnade

durch Spott oder durch Ausbrüche der Roheit zu übertäuben. Das Gebet und alſo auch das Tiſchgebet, im Hauſe zu halten, iſt freilich das Amt und die Pflicht des Hausvaters, wo ſich aber das nicht erreichen läßt, muß man gern zufrieden ſein, wenn das Kind beten darf. Man muß überhaupt lebendige Perſonen und die Verhältniſſe, in denen ſie ſich befinden, nicht nach grauen abſtrakten Principien conſtruiren und behandeln wollen, und ſich lieber am kleinen Anfange freuen, als darum mißmüthig werden, weil man nicht gleich zum eigentlichen Ziele gelangen kann.

Die Hausandacht am Morgen und Abend, oder doch zu einer beſtimmten Tageszeit einmal täglich, wieder in den Familien herzuſtellen, iſt ſehr ſchwierig, und ich weiß, daß auch ſolche Hausväter, die gern dazu bereit waren, es nicht haben erreichen können. Daß der Geiſtliche ſo im Allgemeinen für tägliche Hausandachten eifert und dazu ermahnt, führt nicht zum Ziele. Es gelingt nur, wenn man zuerſt die Einzelnen, die ſchon einen Anfang im Wandel in der Heilsordnung gemacht haben, dazu geneigt zu machen ſucht und mit ihnen in eingehender Weiſe die Sache durchſpricht. Man muß ſich hüten, unmögliche Dinge zu verlangen und die ſchon in der Familie ſelbſt liegenden Schwierigkeiten zu vermehren. Der Anfang läßt ſich leichter machen im Herbſt und im Winter, als im Frühling und im Sommer, die länger werdenden Abende eignen ſich dazu am Beſten. Wenn in der Familie ſich ein Glied befindet, das ein Lied anheben kann, ſo muß man ſich damit begnügen, wenn etliche Verſe geſungen

werden und das Vaterunſer gebetet wird. Geht das nicht, ſo habe ich dazu gerathen, daß einer Luthers Abendgebet und ein Anderer das Vaterunſer ſpricht. Am Sonnabend Abend wurden noch die Epiſtel und das Evangelium des folgenden Sonntags verleſen und am Sonntag Nachmittag aus einer älteren Poſtille eine Predigt. Wo man es erreichen kann, iſt es auch ſehr erbaulich, wenn der Hausvater am Sonntage die Kinder und die junge Magd und den jungen Knecht die fünf Hauptſtücke aus Luthers kleinen Katechismus aufſagen läßt. Man muß nicht überall auf einerlei Form bringen, ſondern die Form wählen, wie es eben geht, am ſchwerſten iſt und bleibt der Anfang. Es iſt eine natürliche Befangenheit und Scham, die den Hausvater abhält, das erſte laute Wort des Gebetes zu ſprechen, wenn das aber erſt überwunden iſt, dann geht es leicht weiter. Einen Tagelöhner, der unter ſeinen zahlreichen Kindern eine Tochter hatte, die gut ſingen konnte, beſuchte ich einmal im Winter des Abends. Ich forderte das Kind auf, einen Vers aus dem Abendliede: „Nun ruhen alle Wälder", anzuheben, bald ſang alles mit, was in der Stube war, ein Knabe ſagte ein Abendgebet, das er in der Schule gelernt hatte, her, das gefiel dem Mann, und er hielt es von da ab jeden Abend in dieſer Weiſe. Bei denen, die nach und nach mehr Zeit für die Hausandacht gewinnen, kommt es darauf an, daß man gute Gebetbücher beſorgt, wie z. B. das Gebetbuch von Starck oder das Schatzkäſtlein von v. Bogatzky oder Goßner, oder auch das Gebetbuch, das von dem evangeliſchen Bücherverein herausgegeben iſt, u. dergl. Bei dem Anfange muß man ſich

zunächst an solche Familien wenden, die in der Gemeinde einen guten Ruf haben und auch in Achtung stehen, damit die Anderen nicht auf den Einfall kommen, daß es Heuchelei sei, und daß sich mit der christlichen Hausordnung ein gottloses Leben vereinigen lasse. Es ist mir oft sehr stark entgegengetreten, daß mit der Hausandacht auch ein anderer Geist in das Haus kam. Die Leute wurden freundlicher gegen einander, auch ordentlicher, gingen nicht mehr in den Krug, fluchten und tobten auch nicht mehr. Bei Traureden habe ich besonders nachdrücklich auf Einführung der Hausandacht gedrungen, und den Kindern armer Leute bei der Confirmation den Rath gegeben, sich nur in solche Häuser zu vermiethen, in denen gesungen und gebetet wird, und nicht allein auf einen hohen Lohn zu sehen. Die Wiederherstellung einer christlichen Sitte ist eine langsame und mühselige Arbeit, die viel Geduld in Anspruch nimmt. Wer darum, weil nicht sofort ein größerer Theil der Gemeinde sich dazu bringen läßt, seine Bemühungen aufgeben will, übersieht die wirklich noch vorhandenen Hindernisse und Schwierigkeiten. Der Teufel müßte auch nicht eben der Teufel sein, wenn er in den Häusern, in denen er sonst ganz ungehindert sein Wesen treiben konnte, sich die Thür sollte verschließen lassen.

Viel Noth hat mir die Frage gemacht, wie man die Gemeinde zum Lesen in der h. Schrift bringen solle? — Selbst in der Zeit, in der Gebet und Gottesfurcht mehr in den Häusern zu finden war als gegenwärtig, hat man nicht die Bibel als eigentliches Gebets- und Erbauungsbuch gebraucht, wie es jetzt manche Pastoren verlangen,

ſondern gute Gebetbücher und ſchöne Poſtillen. Wer aber zum Bibelleſen in der täglichen Hausandacht auffordern will, darf nicht ſo im Allgemeinen dazu von der Kanzel herab ermahnen, ſondern es bedarf einer eingehenden Anweiſung. Einige empfehlen, man ſolle die Bibel vom Anfange an, ein Kapitel nach dem andern leſen, und auch dazu nöthigen. Ich muß aber geſtehen, daß ich bei der Hausandacht, die ich ſelber halte, zwar den Verſuch gemacht, aber doch wieder davon Abſtand genommen habe. Es gibt im A. T. mehrere Abſchnitte, die ſich wirklich wenig zum Vorleſen eignen, wegen vieler Namen und Zahlen, andere wegen des Inhalts, welcher Kinder und junge Leute nicht erbaut, ſondern von ihnen leicht mißverſtanden wird. Ich glaube kaum, daß die, die dazu rathen, bei der Hausandacht in dieſer Weiſe die h. Schrift zu gebrauchen, es ſelbſt geübt und durchgeführt haben. Selbſt die Propheten, wie z. B. der erſte Theil des Jeſaias, enthalten ſo viele Stellen, die ohne eingehende Erklärung nicht zu verſtehen ſind und ſehr leicht verleiten, ſie mehr zum Grübeln als daß ſie zur Erbauung dienen, oder, was noch übler iſt, zum gedankenloſen Hören und Leſen. Andere geben den Rath, nach einem Bibelleſezettel die täglichen Abſchnitte auszuwählen, und ich gebe gern zu, daß dadurch die Bedenken gemildert, aber doch nicht ganz beſeitigt werden. Für einen theologiſch gebildeten Hausvater, der ſofort da, wo es nöthig iſt, eine Erläuterung hinzufügen kann, mag damit auszukommen ſein, aber nicht für den Bauer und Tagelöhner. So wie wir die Früchte der Erde auch nicht ſo genießen, wie ſie uns der liebe Gott gibt, ſondern ſie

erſt durch Menſchen Hände bereiten laſſen, ſo verhält es ſich auch mit der köſtlichen Gabe Gottes, mit ſeinem heil. Worte. Darum iſt auch befohlen, daß das Wort ſoll dem Volke gepredigt werden. Ich habe deshalb immer beſonders das N. T. und auch wohl die Pſalmen mit Auswahl den Leuten zum häuslichen Gebrauche empfohlen. Eine gute bibliſche Geſchichte, wie die von Zahn, habe ich in den Häuſern zu verbreiten geſucht und gefunden, daß die chriſtlich angeregten und erweckten Perſonen ſehr gern darin laſen, auch daraus den Kindern die ſchönen Geſchichten erzählten. Die Hauptſache iſt, daß man den Leuten die Einführung der häuslichen Uebung in der Gottſeligkeit ſo leicht als möglich macht, ſich bei ſeinen Rathſchlägen nicht von immerhin ſchönen Theorien leiten läßt, ſondern in praktiſcher Weiſe verfährt. Wer zu viel fordert, erreicht zuletzt, daß die Leute ſagen, das kann wohl der Paſtor thun, aber wir nicht, und es geſchieht ſchließlich nichts. Oft iſt mir der Wunſch nahe getreten, ein in der Ausübung des Hausgottesdienſtes erfahrener Geiſtlicher möchte die Abſchnitte aus der Heiligen Schrift, die leicht verſtändlich und für Kinder und Ungebildete erbaulich ſind, nach den Tagen des Jahres und nach dem Kirchenjahre geordnet, abdrucken laſſen, ſo daß der Hausvater ohne Bibelleſezettel für jeden Tag leicht zur Hand hätte, was er vorzuleſen hat. Die Abſchnitte dürfen nicht zu lang ſein, aber auch nicht nur einzelne Sprüche, wie die Loſung der Brüdergemeinde, darbieten. — Endlich iſt es noch nöthig, daß, wenn eine Familie im Herbſt und Winter den Anfang gemacht und im Laufe des Sommers es wieder

unterlassen hat, man sobald es die Zeit zuläßt, darauf hält, daß sie wieder anfangen, und endlich dahin kommen, auch in den Tagen, in denen die Arbeit sich häuft, die kurze Zeit zum gemeinsamen Gebete zu finden.

Die Bibel- und Missionsstunden können wesentlich dazu dienen, den Geist des Gebets in der Gemeinde zu erwecken. Das Wort Gottes ist dem natürlichen Menschen ein Aergerniß, er vernimmt, versteht es nicht, nur wer mit betendem Herzen es hört, erfährt die Kraft desselben. Darum müssen die Bibelstunden mit einem längeren Gebet anfangen und schließen. Es ist hier auch mehr Raum und Zeit, die speciellen Verhältnisse und Bedürfnisse der Gemeinde im Gebete vor Gott dem Herrn laut werden zu lassen, als es am Sonntage im allgemeinen Kirchengebete geschehen kann. Es dürfen die Kranken, sowie auch die in der Fremde, im Dienste, oder sonst abwesenden Kinder der Gemeinde nicht vergessen werden. Auch derer muß gedacht werden, die in Versuchungen stehen, daß sie bewahrt bleiben vor Sünden und Schanden. In herzlicher und dringender Weise muß der Herr angerufen werden, daß er Frieden gebe in den Häusern, die Eheleute mit dem Geiste der Geduld und Sanftmuth erfülle, ihre Arbeit segne und sie ihr Brod im häuslichen Frieden mit Danksagung genießen. Ebenso muß auch der Kinder gedacht werden, damit sie sich nicht versündigen durch Ungehorsam gegen die Eltern und durch Zank unter einander. Ich habe in den Bibelstunden das Schlußgebet immer mit der Gemeinde knieend gehalten, und sie pflegten auch nicht zu sagen: Wir gehen in die Bibelstunde, sondern in die

Betstunde. Die Missionsstunden führen zwar die Gedanken weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus, aber doch liegt in der Missionssache eine sehr nöthigende Mahnung zur eigenen Bekehrung. Was sollte es helfen, daß die Heiden gerettet werden, wenn wir bei der Hilfe, die wir gewähren wollen, selbst verloren gehen. Es liegt sehr nahe, von der Noth und dem Elende der Heiden den Uebergang zu finden zu den abtrünnigen Christen, und denen, die die Missionsstunden besuchen, die eigene Bekehrung und das Gebet für die Glieder der Gemeinde, die auf dem breiten Wege gehen, zur Pflicht zu machen. Die Geldsammlungen und die Ermahnungen, zu den Kollekten Beiträge zu geben, dürfen nicht so sehr in den Vordergrund treten. Das Geld findet sich ganz von selbst, wenn nur erst der Glaube da ist. Der Unglaube bringt der Eitelkeit, dem Dienst der Sünde ungeheure Opfer, und wo er seine armen Knechte mit den Ketten des Geizes belastet, da macht er sie bei allem Ueberflusse zu ganz armen Leuten, die kaum die Nothdurft des eigenen Lebens befriedigen dürfen, und daher viel weniger für die Heiden etwas geben können. Auch hier gilt die Regel: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, das Geld wird sich dann von selber finden. Die Hauptsache bleibt auch in den Missionsstunden und bei den Missionsfesten die Erweckung der eigenen Gemeinde zum lebendigen Glauben. Wenn die Heuchelei und die Klugheit der Kinder der Welt mit einem Schein des Rechten die Beiträge zu der Förderung der Mission unter den Heiden zurückweiset aus dem Grunde, weil die Armen und

Elenden in der Heimath schon Ansprüche genug machten, so darf doch der Pastor sich nicht den Vorwurf machen lassen, daß er in seinem Eifer für die Mission die eigene Gemeinde versäume und vernachlässige. Das Reisen zu Festen und Conferenzen darf nur dann geschehen, wenn die Gemeinde selbst nicht darunter leidet, und wer auf diesem Gebiete will thätig sein, muß in seiner Gemeinde in der oft viel Zeit und Kraft in Anspruch nehmenden Seelsorge besonders treu und fleißig sein.

Es gehört demnach zu der Seelsorge, insofern sie sich auf die ganze Gemeinde bezieht: 1. die Sorge, daß die Gemeinde gespeiset werde in der Kirche, in der Schule und im Hause mit der lauteren Milch der reinen Lehre, 2. daß der Geist der Liebe und des Friedens die einzelnen Glieder mit einander verbinde und herzliche Theilnahme und gegenseitige Hilfe Einer dem Andern erweise, 3. daß das heilige Sakrament in seiner Herrlichkeit und Kraft erkannt und fleißig empfangen werde, und endlich 4. daß der Geist des Gebets und der Fürbitte die Verhältnisse durchdringe, damit der Glaube in der Liebe die Früchte des Geistes hervorbringe.

Wenn man sich das Bild einer christlichen Gemeinde, wie sie sein sollte, vor die Seele treten läßt, und damit den Zustand der Gemeinden vergleicht, wie sie durch die finstere Macht des Unglaubens geworden sind, so muß der Pastor und die Gemeinde sich zur gründlichen und ernstlichen Buße genöthigt fühlen. Während die Leute schliefen, hat der Feind sein Unkraut reichlich ausgesäet, es ist nun aufgegangen und trägt seine Früchte. Viele Ge-

meinden ſind nicht mehr ähnlich einem Garten Gottes, in dem der gute Hirte ſeine Herde pflegt, ſondern einer Wüſte, in der der Wolf die Schafe erhaſchet und würget. Der irdiſche Sinn, der im Geiz und in der Habſucht, im Diebſtahle und Betruge, in der Härte und in der Ungerechtigkeit ſein Weſen treibt, hat die Liebe in dem Herzen ertödtet, und die Selbſtſucht regiert. Das weltliche Leben, das in der Vergnügungsſucht, in der Ueppigkeit, in der Hoffart und in der Unkeuſchheit ſich geltend macht, hat die Zucht des Geiſtes und die Macht des Gewiſſens gebrochen. Die Leidenſchaften und Begierden ſind entfeſſelt und treten oft in großer Frechheit und nackter Schamloſigkeit auf. Das Unkraut des Unglaubens iſt aufgegangen und hat den guten Samen erſtickt. Mancher treue Geiſtliche predigt und arbeitet und betet, aber ſieht wenig Früchte, die Gefahr des Ermüdens oder Verzagens bleibt nicht aus. Auch geht der lebendige Eifer, der die Gemeinde in möglichſt kurzer Zeit umgeſtalten will, leicht in ſcharfe Geſetzespredigt und Erbitterung über. Einzelne fühlen ſich verletzt oder beleidigt, ziehen ſich ganz zurück, oder ſuchen Gelegenheit zu Klagen und Beſchwerden bei den Behörden, und wenn ſie auch mit ihrem Antrage auf Beſtrafung oder Verſetzung des Geiſtlicheu nicht durchdringen, ſo erreichen ſie es doch, daß ſich eine Partei in der Gemeinde bildet, die ſich ſeinem Einfluſſe ganz entzieht, die Kirche nicht beſucht, und dem armen Paſtor durch allerlei Gehäſſigkeiten das Leben ſauer macht. Mit natürlicher Klugheit und Vorſicht iſt wenig ausgerichtet, es hilft nur das Gebet um Weisheit und Geduld. Je mehr man die Gefahren

kennen lernt, in denen die Einzelnen leben und zum Falle kommen, und je weniger man die Hinderniſſe überſieht und unterſchätzt, die ihnen entgegenſtehen, ſich der Kirche und dem Worte Gottes zuzuwenden, deſto mehr Mitleiden und Sanftmuth entwickelt ſich in dem Herzen des Paſtors. Das Mittel daher, um in der Seelſorge für die ganze Gemeinde nicht zur Ungeduld oder Verzagtheit verleitet zu werden, liegt in der treuen und fleißigen Ausübung der ſpeciellen Seelſorge, die dem Einzelnen nachgeht und ihn zu gewinnen ſucht.

3. Die ſpecielle Seelſorge.

Die ſpecielle Seelſorge iſt die Ergänzung aller amtlichen Verrichtungen, die dem Paſtor obliegen. Wenn die Predigt ſich an die Geſammtheit der Gemeinde wendet, ſo die ſpecielle Seelſorge an den Einzelnen. Wenn bei Trauungen, Taufen, Begräbniſſen und bei der Beichte der Geiſtliche zu einem beſtimmten Kreiſe, und bei beſonderen Veranlaſſungen mit einem Theile der Gemeinde zu reden oder zu verhandeln hat, ſo ſucht die ſpecielle Seelſorge den Einzelnen auf, und ihre Aufgabe iſt, denen nahe zu kommen, die ſich entweder der Predigt entziehen, oder ſie nicht hören können, oder die ganz beſonders der Leitung, der beſonderen Warnung und des beſonderen Troſtes bedürfen. Es liegt in der Natur der Seelſorge, daß ſie überwiegend der Freiwilligkeit anheimfällt. Wenn auch der Geiſtliche verpflichtet iſt, die Kranken zu beſuchen, ſo hört doch die eigentliche Bedeutung der Seelſorge auf, ſobald von der einen oder der andern Seite ein anderer Zwang, als der, den die Liebe und Treue auferlegt, geübt wird. Um die Glieder der Gemeinde zu nöthigen, ſich der Seelſorge zu unterwerfen, ſind zwar allerlei Rathſchläge gegeben,

z. B. das Recht der Vorladung, regelmäßig wiederkehrende, formell gewordene Hausbeſuche u. dergl., aber jeder ältere und erfahrene Paſtor weiß, daß dadurch wenig und in ſeltenen Fällen überhaupt etwas gewonnen wird.

Es gibt auf allen Gebieten des menſchlichen Wiſſens und Könnens Perſönlichkeiten, die mit beſonderen natürlichen Gaben und Anlagen ausgerüſtet ſind, um in ihrem Berufe mehr zu leiſten, als Andere. Man kann nicht von Jedem fordern, daß er das könne, was einem Andern möglich iſt. In der Amtsführung des Geiſtlichen gibt es kein Gebiet, auf dem die Perſönlichkeit ſo vollſtändig und allein zur Geltung kommt, wie in dem, was man ſpecielle Seelſorge nennt, und wenn Regeln und Vorſchriften überhaupt wenig helfen, ſo iſt es hier ganz beſonders der Fall.

Es ſei zuerſt die Rede von der Perſon des Geiſtlichen, der zur Ausübung der Seelſorge berufen iſt, und von den Hinderniſſen, die er zu überwinden hat. Unerläßlich iſt die Forderung, die er an ſich ſelbſt machen muß, daß er in der Gemeinde in Achtung und Anſehen ſtehe, nicht allein bei denen, die ſich zur Kirche und zum Sakrament halten, ſondern auch bei denen, die weltlich und gottlos leben. Es iſt damit nicht geſagt, daß die Leute ihn loben, und namentlich mit dem Inhalte ſeiner Predigten zufrieden ſein ſollten, ſondern daß in der Gemeinde ſich die Ueberzeugung bildet, daß der Mann es ehrlich und treu meine, daß er nicht das Amt verwalte um der Einkünfte willen, ſondern daß es ihm eine Freude iſt, zu helfen und zu rathen. Das Wort hat ſeine Kraft nicht in ſich ſelber, ſondern vielmehr durch die Autorität, die hinter dem Worte ſteht.

Das Urtheil über den Geiſtlichen wird immer ein ſehr verſchiedenes ſein, Einige rühmen ihn, Andere tadeln ihn; aber auch die Unzufriedenen müſſen gezwungen werden, ſeinem Charakter und ſeiner Geſinnung eine gewiſſe Anerkennung nicht zu verſagen, ſo daß, wenn auch die Lügen und Verleumdungen, die verbreitet werden, gerne gehört, doch im tiefſten Grunde des Herzens nicht geglaubt werden. Die Kinder der Welt haben für fremde Fehler und Schwächen ein ſehr ſcharfes Auge, und ſie vergrößern die Gebrechen des Geiſtlichen beſonders gerne, weil ihnen das zur Entſchuldigung dient, wenn ſie die Kirche nicht beſuchen. Ein Paſtor, der in dem Rufe des Eigennutzes und der Selbſtſucht ſteht, findet, wenn er auch für die Kanzel ſchöne Gaben hätte, doch keinen Eingang für die Ausübung der Seelſorge.

Wenn der Apoſtel als Regel hinſtellt: „So viel an euch iſt, ſo habt mit allen Menſchen Frieden“ — ſo iſt damit gewiß nicht geſagt, daß man um des Friedens willen ſolle fünf gerade ſein laſſen, daß man zu den Sünden und Schanden ſchweigen oder ſie verſchleiern und zudecken ſolle, ſondern nur, daß man nicht um ſeiner eigenen Ehre, ſeines Vortheils und ſeines Rechtes willen Zank und Streit anfange; wo es aber des Herrn Ehre gilt oder des guten Namens und des Rechtes des Nächſten, da darf man nicht auf Koſten der Wahrheit einen falſchen Frieden ſuchen. Der Paſtor muß in der Vorſchrift, die der Herr ſeinen Jüngern giebt: „Ich ſage euch, daß ihr nicht widerſtreben ſollt dem Uebel, ſondern, ſo dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch

dar, und so Jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel" — nicht eine übertriebene, in der Wirklichkeit ganz unmöglich zu leistende Forderung sehen, sondern vielmehr die gewaltigste und schärfste Waffe gegen die irdisch gesinnte und eigennützige Welt. Ein Pastor hatte in seinem Garten einen Baum, der gar schöne, rothe Aepfel trug. Sein Nachbar, ein böser, diebischer Mensch, stahl ihm in einer Nacht die meisten. In der Schule sah der Pastor, daß des Nachbars Sohn von den Aepfeln aß, und erfuhr auch von dem Knaben, daß sein Vater zwei Körbe voll habe. Der Pastor ging nach Hause, pflückte den Rest der Früchte ab, legte sie in einen großen Korb und befahl der Magd, sie dem Nachbar mit einem schönen Gruß zu überbringen. Hätte er den Mann verklagt und er wäre bestraft worden, so wäre ihm das Herz des Mannes wohl auf lange Zeit verschlossen geblieben, und wahrscheinlich würden die Aepfel ihm im künftigen Jahre wieder gestohlen worden sein. In dieser Weise aber schämte sich der Nachbar so, daß er nicht einmal den Muth hatte, sich zu bedanken. Im folgenden Jahre blieben des Pastors Aepfel verschont.

Sehr zu beklagen ist der Geistliche, wenn er gezwungen ist, mit Einzelnen oder mit Mehreren in der Gemeinde wegen der Gebühren für Amtshandlungen oder wegen anderer Abgaben und Leistungen, als Meßkorn, Landpacht, Fuhren u. dgl. in Unfrieden zu gerathen. Es wird wohl andern Leuten nicht verdacht, daß sie ihre Rechte wahrnehmen, aber der Pastor soll sich Alles gefallen lassen. Wie es überall gemißbilligt wird, daß Eltern und Kinder

im Prozeß leben, ſo auch, wenn der Paſtor mit ſeinen Pfarrkindern im Streite ſteht. Daher wird auch von Leuten, die eben nicht Feinde des geiſtlichen Amtes ſind, der Vorſchlag gemacht, den Paſtor ſo zu ſtellen, daß er, wie in der reformirten Kirche, ſein feſtes Gehalt beziehe, und ganz unabhängig von der Gemeinde ſtehe. Die Erfahrung aber lehrt, daß alle Ablöſungen, Fixirungen und Erbpachten zum Nachtheile der Pfarren ausſchlagen und beſonders den kommenden Geſchlechtern die Einkünfte geradezu unauskömmlich werden laſſen. Ein junger Geiſtlicher muß im erſten oder in den zwei erſten Jahren um ſolcher Dinge willen keinen Streit anfangen, und erſt der Gemeinde Zeit laſſen, ſich ein Urtheil über ihn zu bilden, ſo daß wenigſtens die Beſſeren und Verſtändigeren ſich von ſeiner Nachſicht und Friedensliebe überzeugt haben. Am leichteſten entſtehen immer dergleichen Zerwürfniſſe da, wo Reformirte und Lutheraner zuſammen wohnen, weil eben die Reformirten keine Accidenzgebühren zu entrichten haben und die Paſtoren das geringe und für unſere Zeitverhältniſſe zu geringe Gehalt aus anderweitigen Fonds beziehen. Man muß ſich ſehr bereit zeigen, den wirklich Armen die Gebühren zu erlaſſen, und auch denen, die darum bitten, wenn es auch zweifelhaft iſt, ob die Noth ſie dazu veranlaßt, gerne glauben, was ſie als Entſchuldigung anführen. Es kommt nur darauf an, daß ſie ihre Verpflichtung anerkennen und ſich wenigſtens bedanken. Wenn aber die Unſitte einreißt und der böſe Wille das Nichtbezahlen zur Sitte machen will, ſo bleibt eben nichts anderes übrig, als den Arm der Obrigkeit anzurufen. Ein

Geiſtlicher, der einen reichen Vorgänger im Amte gehabt hatte, der zuerſt die Gebühren erlaſſen und die Säumigen nie erinnert hatte, mußte es ſchwer empfinden, daß er faſt gar keine Accidenzien erhielt. Er verſammelte einſt die beſten und zuverläſſigſten Mitglieder aus der Gemeinde aus allerlei Ständen und legte ihnen die Liſte vor von denen, die in den zwei Jahren nicht bezahlt hatten, ſprach ſein Bedauern aus, daß er zuletzt werde gezwungen werden, zu klagen, bevor er aber das thue, wolle er von ihnen erfahren, welche von den Schuldnern füglich nicht zahlen könnten. Die Leute wunderten ſich, daß dieſer oder jener in Reſt geblieben ſei, und da der junge Paſtor in der kurzen Zeit ſich die Liebe und das Vertrauen erworben hatte, und am wenigſten im Verdacht ſtand, daß er ſein Amt als ein Mann verwalte, der mehr auf die Einnahme, als auf die Arbeit bedacht ſei, ſo erreichte er ſeinen Zweck, indem im ganzen großen Dorfe viel darüber geſprochen wurde. Etliche kamen und zahlten, Andere entſchuldigten ſich und verſprachen die Schuld abzutragen, und ſo ſtellte ſich die Ordnung bald her.

Wenn auch der Geiſtliche von dem Muthe, den die Erfüllung der Pflicht ihm gewährt, beſeelt ſein muß, ſo darf doch auch die Weisheit und der Takt ihm nicht fehlen. Durch Ungeſchick und Unbeholfenheit wird leicht mehr verdorben als ausgerichtet. Die Gabe, ſich in fremde innere Zuſtände hineinzudenken und den rechten Anknüpfungspunkt zu finden, wird nur gewonnen, wenn er die verſchiedene Aeußerung und die Liſt der Sünde kennen gelernt und die Wege des heiligen Geiſtes treulich erforſcht

hat. Er muß vor allen Dingen ſelbſt in der fortgehenden Zucht des heil. Geiſtes ſtehen und ein offenes Ohr haben, ſich auch bei ſeinen Arbeiten und im Umgange mit den Menſchen zurechtweiſen zu laſſen. Der Geiſtliche muß niemals zur Seelſorge ſich anders anſchicken, als er habe denn zuvor angezogen den Rock der Gerechtigkeit; den können aber nur die tragen, die da wiſſen, daß ſie arme Sünder ſind, die durch den Glauben an des Herrn Jeſu Kreuz Vergebung empfangen haben; er muß ſich immer zuerſt zu den Füßen Deſſen ſetzen, der die Seinen unterrichtet in der Sanftmuth und Demuth, dadurch wird das Mitleiden und die Liebe zu dem ſchwachen, fehlenden und irrenden Bruder gewirkt. Die Gemeinde beſteht aus lauter armen Sündern, die noch unter der Barmherzigkeit Gottes ſtehen. Der Geiſtliche ſoll allen verkündigen den Sünderheiland und ihnen ſagen: Kommt, es iſt Alles bereit. Die Seele iſt oft gebunden mit ſtarken Banden des Unglaubens und mit den Stricken der Leidenſchaften und Begierden, und dichte Finſterniß umgibt ſie. Man kann in der Gemeinde wohl unterſcheiden zwiſchen erweckten und todten Gliedern, oder auch ſolchen, die eine Erkenntniß des Heils haben, und ſolchen, die in grober Unwiſſenheit ſtehen, aber das Gleiche iſt und bleibt doch, daß ſie alle der Gnade und Hilfe bedürftig ſind. Das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit iſt aber ſehr verſchieden.

Dadurch, daß der Geiſtliche verpflichtet iſt, auf den Wandel Anderer Achtung zu geben, iſt er in großer Gefahr, ſich ſelber aus den Augen zu verlieren, und je ſchärfer das Auge wird, fremde Gebrechen zu erkennen,

deſto leichter wird es blind gegen die eigenen. Dazu kommt die Gefahr, daß die amtliche Stellung und die Pflicht ihn nicht dagegen ſchützt, daß er die Unkirchlichen aus perſönlicher Gereiztheit, weil ſie eben ſein Amt und ſeine Predigt gering achten, nicht um ihrer ſelbſt willen aufſucht und ihnen nachgeht, und daß die verletzte Eitelkeit oder ein falſches Amtsbewußtſein im Hintergrunde liegt. Wenn der Herr zu ſeinen Jüngern ſagt: „Wer euch verachtet, der verachtet mich“ — ſo iſt nicht jeder Geiſtliche in der Lage, dies Wort für ſich geltend zu machen. Paſtoren, die geringe Gaben für die Predigt haben, erfahren es wohl, daß einige Mitglieder der Gemeinde in benachbarte Kirchen gehen, in denen das Wort in einer Weiſe verkündigt wird, die ihnen mehr zuſagt, und wo ſie mehr Erbauung finden. Wenn nun auch die Motive, die die Leute bewegen, nach auswärts zu gehen, nicht immer ganz lauter ſein mögen, ſo thut doch der Geiſtliche ſehr unrecht, wenn er deshalb ſich von ihnen zurückziehen oder gar ſie hart beurtheilen wollte. Als ein Prediger eben aus der Kirche kam, ſah er, daß ſein Nachbar angeſpannt hatte, um im nächſten Dorfe dem Gottesdienſte beizuwohnen, wo ein ſehr begabter junger Geiſtlicher predigte. Er ging zu ihm heran und fragte, ob er wohl noch einen Platz auf dem Wagen übrig habe, ſeine Frau habe den Wunſch, den neuen Paſtor zu hören, er würde ſelbſt gern hinüberfahren, wenn er nicht nach dem Filiale reiſen müſſe. Der Bauer war gern bereit, die Frau Paſtorin mitzunehmen und mußte ſich wenigſtens überzeugen, daß ſein Paſtor nicht gereizt ſei.

In der Verbindung der Wohlthätigkeit und Armenpflege mit der speciellen Seelsorge liegt eine große Schwierigkeit. Wenn die Armen zum Geistlichen kommen, so gebrauchen sie gern den Schein der Frömmigkeit, um bei ihm ein geneigtes Ohr zu finden, und ehe sie sagen, was sie eigentlich wollen, sucht jeder in seiner Art das Mitleid dadurch zu erwecken, daß er in feinerer oder gröberer Weise sich rühmt. Am leichtesten sind die zu erkennen, die ihre Rechtschaffenheit und ihre Tugenden zuerst hervorheben und dann über ein hartes und ungerechtes Schicksal klagen. Wenn sie auch die Kirche wie sie sagen, nicht alle Sonntage besuchen, so sind sie doch sehr fromm, sie tragen aber ihre Frömmigkeit nicht zur Schau und verachten die Heuchelei; oft wollen sie auch nicht eine Gabe oder Geschenk haben, sondern wollen nur auf kurze Zeit Vorschuß haben und versprechen in starken Worten, daß sie ihre Schuld wieder zurückerstatten wollen. Andere suchen den Geistlichen zu überzeugen, daß sie eben wegen ihrer Frömmigkeit von den Wohlhabenden gedrückt, zurückgesetzt und verachtet werden, daß man ihnen den Verdienst entzieht, und heben dabei ihre Treue und ihren Fleiß hervor. Noch Andere, die so viel Erkenntniß haben, daß die Buße des Christen vornehmste Tugend ist, klagen sich selbst an, aber doch in solcher Weise, daß sie als sehr gewissenhaft erscheinen, und entschuldigen in schlauer Weise ihre Sünden durch die Umstände und Verhältnisse. Sie berufen sich gern auf Gott, der sie kenne und wisse, daß sie ein gutes Herz hätten, gewöhnlich fehlen auch nicht die Seitenblicke auf Andere und verdächtigende Andeutun-

gen. Viele reden gern von der Einfachheit der Landleute und denken ſich, daß es ſo leicht ſei, ſie zu durchſchauen; aber ſie ſind oft viel ſchlauer und liſtiger, als man denkt, und je weniger ſie in der Form der Bildung und äußerlichen Gewandtheit auftreten, deſto leichter gelingt es ihnen, den unerfahrenen Paſtor zu täuſchen. Wenn der Geiſtliche in der Lage iſt, entweder aus eigenen Mitteln oder anderen Fonds Wohlthätigkeit üben zu können, ſo wird er am ſicherſten thun, wenn er ſich genau und gründlich um die Einzelnen in der Gemeinde bekümmert und da hilft, wo die Verhältniſſe und Umſtände laut reden. Es iſt aber viel beſſer, ſich täuſchen zu laſſen, als hartherzig ſich zurückzuziehen. In der Regel werden die Einkünfte des Geiſtlichen in der Gemeinde viel höher berechnet, als ſie in der Wirklichkeit ſind. Außer dem von der Steuer befreiten Acker bezieht er noch den Decem, hat die Accidenzgebühren und das Opfer bei den Amtshandlungen, der Neid und der Unverſtand veranſchlagt das oft zu einer unbegreiflichen Höhe. Daß aber der Paſtor viele Ausgaben und auch Bedürfniſſe hat, die der Bauer und Tagelöhner nicht kennt, wird gänzlich überſehen. Es iſt oft fabelhaft, was gefordert wird; er ſoll nicht allein die Confirmanden unterrichten, ſondern auch noch für den Anzug zur Einſegnung ſorgen; er ſoll nicht allein die Leichen umſonſt beſtatten, ſondern auch noch das Geld zum Sarge hergeben. Es fehlen auch ſolche nicht, die eben nicht arm ſind, die es aber für ganz überflüſſig halten, dem Geiſtlichen die Gebühren für die Amtshandlungen zu bezahlen. Wenn er ſie daran erinnert oder erinnern läßt, ſo erheben

ſie ein Geſchrei über die Habſucht und Hartherzigkeit des Mannes und geberden ſich, als ob ihnen ein großes Unrecht geſchehe. Wird er endlich gar genöthigt, die weltliche Behörde anzurufen, ſo hat er ſich den Zugang zu den Familien, die es angeht, auf längere Zeit oft ganz verſchloſſen. Je geringer die Summe iſt, deſto widerwärtiger wird die Sache in den Augen der Leute, und ſeine Gegner in der Gemeinde beſtärken ſie oft noch in ihren gehäſſigen Aeußerungen: der Paſtor iſt ein reicher und gutſituirter Mann, drückt aber die Leute um der wenigen Groſchen willen. Es gibt aber Stellen, in denen der Geiſtliche faſt ganz allein auf dieſe Gebühren angewieſen iſt, und wenn die Sitte, nicht zu bezahlen, immer weiter um ſich greift, iſt er gezwungen, dagegen einzuſchreiten, ſo ſchwer es ihm auch werden mag. Die Mitglieder der Gemeinde, die ſich zur Kirche und zum Sakramente halten, ſind in der Regel ſehr bereit, ihre Schuld zu berichtigen. Vor allen Dingen iſt es aber nothwendig, daß der Paſtor keinen Luxus treibe und ſeine Familie überwache, daß ſie durch weltliches und hoffärtiges Weſen keinen Anſtoß gebe und die Leute in dem Glauben ſtärke, daß im Pfarrhauſe ein reicher Mann wohne.

Es iſt zwar oft mit einem gewiſſen Schein geſagt, daß der Geiſtliche auch irdiſche Gaben gebrauchen müſſe, um bei den Armen Eingang zu finden, aber gefährlich bleibt es doch immer, und man darf die Verſuchungen, die nach beiden Seiten hin darin liegen, nicht überſehen, der Paſtor kann ſehr leicht durch die verhüllte Dankbarkeit für ſeine Gabe getäuſcht und der Arme zur Heuchelei verleitet

werden. Am beſten iſt es, wenn die leibliche Unterſtützung durch andere Hände geht. Es kommt nur darauf an, in der Gemeinde die Perſönlichkeit, die ſich dazu eignet, zu erkennen. Geld zu leihen oder einen Vorſchuß zu leiſten, iſt ſehr bedenklich aus naheliegenden Gründen. Wenn die Leute das Geld haben wollen, iſt man ihr Freund, aber wenn man es zurückfordert, wird man wie ein Feind angeſehen. Auch wiſſen ſie, daß der Paſtor nicht füglich klagbar werden kann, und ſo lange ſie ihr oft in den ſtärkſten Zuſicherungen gegebenes Verſprechen nicht erfüllt haben, gehen ſie dem Paſtor aus dem Wege, haben ſie aber endlich ihre Schuld getilgt, ſo fordern ſie wohl gar noch, daß man beſonders dankbar ſich erweiſen ſoll.

Bei aller Vorſicht kann der Paſtor ſich oft dem nicht entziehen, daß über ihn und ſein Haus Verläumdungen und Verdächtigungen verbreitet werden, zumal wenn Sectirer bei der Gemeinde Eingang ſuchen und finden. Ihre erſte Aufgabe iſt immer die, das Band, das den Paſtor und die Gemeinde umſchlingt, zu lockern und möglichſt zu zerreißen. Bald werden mißverſtandene Aeußerungen auf der Kanzel benutzt, um ihn zu beſchuldigen, daß er falſche Lehren verkündige, bald ſoll er dies oder jenes geſagt oder gethan oder unterlaſſen haben, wodurch er ſich als untreu erwieſen habe, ſelbſt ſein häusliches Leben wird in ſolcher Weiſe beſprochen, daß er als unlauter erſcheint. Die Sectirer ſuchen immer zuerſt bei den erweckten oder doch kirchlichen Gliedern der Gemeinde Eingang zu finden, und das Bedürfniß, mit dem Austritt aus der Welt etwas Beſonderes ſein zu wollen und ſich in engere Gemeinſchaft zu begeben,

iſt ein ſehr gewöhnliches. Die Vernachläſſigung in der ſpeciellen Seelſorge rächt ſich in ſolchen Fällen am ſchärfſten, und gewöhnlich iſt es zu ſpät, wenn die Verſuchung ſchon da iſt, und die Verhandlungen mit denen, die den Sectirern einmal das Ohr geöffnet haben, führen ſelten dahin, ſie bei der Kirche feſtzuhalten, dienen vielmehr dazu, ſie in ihren Irrwegen zu befeſtigen. In der großen Gemeinde tritt der Einzelne mehr zurück, ſobald er aber zu einer Secte übertritt, erlangt er Anſehen und wird von der neuen Gemeinſchaft geehrt, fühlt ſich auch gehalten und getragen von der Liebe, die ihm entgegen getragen wird.

Vor allen Dingen iſt es nothwendig, daß der Geiſtliche eine möglichſt genaue Kenntniß habe von den beſonderen Irrthümern, die in der Gemeinde herrſchen, mögen ſie nun praktiſcher oder theoretiſcher Art ſein. Es gibt Gemeinden, in denen gewiſſe Unſittlichkeiten, z. B. Unzucht, Trunkſucht und Diebſtahl ſo allgemein verbreitet ſind, daß ſie kaum mehr als Sünde erkannt werden, und die Aufgabe des Einzelnen geht faſt nur darauf hinaus, die Sünde ſo zu üben, daß die nachtheiligen Folgen möglichſt vermieden werden. Oder wenn ein Schulmeiſter und ein rationaliſtiſcher Geiſtlicher den Leuten lange Jahre hindurch auf die Frage: „Was muß ich thun, daß ich ſelig werde?“ die Antwort gegeben haben: „Du mußt ſo viel als möglich die Gebote halten“ — ſo ſind ſie weder für den Ernſt des Geſetzes, noch für den Troſt des Evangeliums zugänglich. Jeder hält in ſeiner Weiſe ſo viel als möglich die Gebote und ſchläft in Sicherheit den feſten Schlaf, der kaum noch durch Träume beunruhigt wird. Es gibt kaum eine

Lehre, die so das Gewissen außer Thätigkeit setzt, wie diese. Der Begriff des Möglichen ist so dehnbarer Natur, daß jeder sich die Sache so bequem machen kann, wie er will.

Um die Einzelnen in der Gemeinde kennen zu lernen oder ihnen näher zu treten, sind oft die regelmäßigen Hausbesuche empfohlen, und so viel sich auch dafür sagen läßt, und so oft auch der Versuch von angehenden Geistlichen gemacht ist, so haben doch die Meisten sehr bald sich überzeugt, daß Theorie und Praxis gerade in dieser Hinsicht weit auseinander liegen. Daß es in großen Gemeinden unausführbar sei, muß zugestanden werden, aber auch in kleinen Gemeinden, besonders Landgemeinden, stehen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Der Sonntag nimmt die Kraft und Zeit des Pastors durch Filialreisen und allerlei Amtshandlungen in Anspruch, und in den Wochentagen ist der Tagelöhner und Bauer so sehr von früh bis spät beschäftigt, daß er keine Zeit hat, Besuche anzunehmen. Wenn aber auch dergleichen regelmäßige, geordnete und wiederkehrende Hausbesuche nicht praktisch durchführbar sind, so wird doch der Geistliche gerne da eintreten, wo ihm die Thür durch Umstände und Verhältnisse geöffnet ist, besonders eignen sich dazu die langen Abende des Winters. Auch die Familienereignisse, Krankheit, Todesfälle u. s. w. geben natürliche Veranlassung zu Hausbesuchen, nicht allein bei den kirchlichen, sondern auch bei den unkirchlichen Familien. Dahin muß es aber der Geistliche auf jeden Fall bringen, daß er in keinem Hause und in keiner Familie ein Fremdling ist, die Leute müssen wissen, daß er ein Herz für sie hat und ihnen

gerne mit Rath und Hilfe dient. Um dies Ziel zu erreichen, gehört wirklich nicht so viel Zeit, wie man zuerst denkt. Wer nur die Guten und Bösen liebt, findet auch bei ihnen Eingang. Wer die Kranken fleißig besucht, wird auch gerne gesehen, wenn er nach überstandener Gefahr hin und wieder kommt, und wenn der Tod ein Glied der Familie hinweggenommen hat, so soll der Geistliche nicht sein wie der Todtengräber, der sein Werk vollendet hat, wenn der Grabhügel aufgeworfen ist. Die Confirmation der Kinder gibt reichliche Veranlassung, mit den Eltern die Sorge um die Bewahrung der Kinder zu theilen. Kurz alle freudigen und traurigen Ereignisse öffnen dem Pastor die Thüren, und wenn er solche Gelegenheiten treulich benutzt, wird nicht gar lange Zeit vergehen, und er kann Hausbesuche reichlich machen.

Wenn nun auch im N. T. alle Sünden sich concentriren in der Einen, in dem Unglauben an den dreieinigen Gott, so nimmt doch der Unglaube im praktischen Leben gar mannigfache Gestalten und Aeußerungen an. Der Seelsorger muß nun freilich wissen, daß das Heilmittel für alle Sünden im Glauben gegeben sei, und daß das Ablegen dieser oder jener Sünde nicht das Ziel seiner Arbeit sein könne, sondern daß es darauf ankommt, durch den Glauben den ganzen Menschen zu erfassen und zur gründlichen Bekehrung zu erwecken, doch wird ihm der Anknüpfungspunkt in einzelnen Verirrungen gegeben. Ich versuche daher, auf einzelne Sünden und Zustände näher einzugehen und über deren Behandlung einige Rathschläge und Erfahrungen mitzutheilen.

Behandlung der Indifferentiſten.

Die Gedankenloſigkeit iſt in vielen Gemeinden des Satans feſte Burg, darin er das Seine im Frieden, d. h. im Schlafe, bewahrt. Dieſer Feind iſt ein wahrer Rieſe in unſern Tagen geworden. Man irrt ſich, wenn man denkt, daß die Gedankenloſigkeit bloß bei den Taglöhnern und Bauern zu ſuchen ſei, der Patron oder Amtmann oder andere große Leute ſind oft ebenſo ſehr davon gefeſſelt und gebunden. Auch thut man Unrecht, wenn man dabei an Dummheit und Stupidität denkt, nein, auch die Klugen und Schlauen ſind oft am meiſten davon beſeſſen. Auch nicht die, die alle Sonntage die Kirche beſuchen, ſind davon befreit. Die irdiſche Welt und dieſe ganz allein iſt es, in der dieſe Menſchen leben. Es iſt, als wenn eine eiſerne, abſolut undurchdringliche Decke ihnen den Blick in eine andere Welt verſchließe. Sie kriechen im Staube mit ihren Gedanken und können darüber nicht hinaus. Eſſen und Trinken, Arbeiten und Ruhen, das ſind die Dinge, die ſie allein beſchäftigen. Sie ſtehen auf und gehen zu Bette, aber eben nur Anziehen und Ausziehen erfüllt ihre Gedanken. Sie ſind krank und geſund, aber in der Geſundheit kommen ſie nicht über Arbeit und Sorge hinaus, und in der Krankheit iſt es die Arznei nur, die Hoffnung auf Geneſung, damit ſie ſich beſchäftigen; wenn Todesgedanken ſie überfallen, ſo ſind es höchſtens noch Anordnungen, wie es nach ihrem Tode mit dem Begräbniß und der Erbſchaft ſolle gehalten werden. Es iſt die innere Gleichgiltigkeit gegen das, was zum Frieden der

Seele dient, und was Antwort gibt auf die Frage: was muß ich thun, um ſelig zu werden? Gedanken, ja Gedanken an die Dinge dieſer Welt fehlen den Leuten zwar nicht, aber ganz und gar ſind ſie von Gedanken verlaſſen, wenn es über die Grenzen des irdiſchen Lebens hinausgeht. Es gibt keine furchtbareren Ketten als die, die man nicht ſieht und fühlt. Wenn man einen ſolchen armen Menſchen ſieht, der durchaus keine anderen lebendigen Gedanken hat, als die von der Erde, ihrer Sorge und Luſt herkommen, ſo kann man faſt verzweifeln. Alles prallt von ihm, wie von einem Felſen ab und man fühlt ſeine ganze Ohnmacht und möchte wohl ſchreien: ach, daß du den Himmel zerriſſeſt und führeſt herab! Der Sohn eines armen Mannes hörte von einer großen Erbſchaft, die der Nachbar gemacht hatte, und er ſprach: ach, wenn ich doch eine ſolche Erbſchaft machen könnte! Der Vater fragte ihn: was dann? — „dann kaufte ich einen großen Bauernhof.“ — Was dann? fragte der Vater weiter. — „Dann kaufte ich ſchöne Pferde und wäre fleißig auf dem Acker, daß die Wirthſchaft blühete.“ Was dann? — „Dann würde ich eine Frau nehmen, die ich liebte und mit ihr glücklich leben.“ — Und was dann? — „Dann würde ich bei guten Tagen alt werden.“ — Und was dann? — „Ja, wohl ſterben müßte ich auch.“ — Und was dann? — Der Sohn ſchwieg und der Alte ſagte: „Menſch, du mußt ſterben und darnach das Gericht. Was hilft es dem Menſchen herrlich und in Freuden leben, und doch verloren gehen.“ Wenn in dem Evangelio vom großen Abendmahl die Diener den Befehl erhalten, den Gelade-

nen zu sagen: „Kommt, es ist Alles bereit," so gilt es wohl von diesen Leuten, daß sie sich suchen zu entschuldigen. Der Eine hat auf seinem Acker zu thun, der Andere muß seine Ochsen pflegen, der Dritte muß für seine Familie sorgen, und wenn jeder das „muß" für sich in Anspruch nimmt, so ist es allerdings richtig, daß das Muß für sie so ernstlich geworden ist, daß sie wirklich für andere Dinge ganz unzugänglich sind. Wenn es aber in dem Evangelio weiter heißt: „nöthiget sie, herein zu kommen," so hebt hier erst die eigentliche Aufgabe der speciellen Seelsorge an. Oft sind diese Leute für das irdische Leben mit seinen Arbeiten sehr brauchbar, werden gelobt und gerühmt, oft sind sie auch äußerlich sehr ehrbare und ordentliche Menschen, oft auch mit allerlei natürlichen Tugenden ausgestattet, sie sind wohl gar wohlthätig und haben ein weiches Herz für fremde Noth, aber für Gedanken an das, was zum seligen Ende führt, sind sie ganz unzugänglich. Andere, die von Natur zu allerlei Sünden geneigt sind und von Leidenschaften und Begierden gereizt werden, sind zunächst darauf bedacht, ihren Neigungen so zu dienen, daß sie nicht von der Schande befallen oder von der Obrigkeit gestraft werden; daß ein Gott im Himmel ist, der sie vor sein Gericht ziehen wird, ist ein Gedanke, für den sie ganz verschlossen sind. Man kann nicht sagen, daß sie ungläubig sind, oder daß sie dem Glauben widerstreben, sie sind eben innerlich ganz erstorben, und es fehlt ihnen gänzlich das Organ der Seele, das die Menschen über die thierische Welt erhebt. Man wird ihnen gegenüber sehr leicht verleitet, zu verzweifeln und an die reformirte Lehre von der

Prädestination zu glauben. Ich glaube, daß es viel leichter ist, die Heiden für das Evangelium zu gewinnen, als solche Leute. Es ist in den gebildeten Ständen die Zahl derer nicht gering, die die Kirche und ihre Grundlehren für einen überwundenen Standpunkt halten, und was sie sich dabei denken, wenn sie eben an den hohen Festtagen noch einmal die Kirche besuchen, oder ihre Kinder taufen und confirmiren lassen, ist schwer zu begreifen. Der Humanismus, der sich seiner guten Werke gerne rühmt und in unsern Tagen große Thaten vollbringt, sieht mit Geringschätzung auf die Kirche von seiner Höhe herab. Er gibt seinen Anhängern eine solche Befriedigung, daß ihnen die Kirche wenigstens überflüssig zu sein scheint, und sie glauben, mit ihren guten Werken die Sünden, die sie wohl reichlich begehen, zuzudecken. Der Herr von N. N. unterzeichnet bedeutende Summen zu allerlei Unternehmungen der Wohlthätigkeit, lebt aber dabei in sündlichen Verhältnissen und drückt die armen Leute, die ihm dienen, mit großer Härte. Ein Anderer hat sehr conservative Grundsätze in politischer Hinsicht und weiß auch wohl schön zu reden und die Demokratie gründlich zu verachten, dabei aber ist er ein Tyrann in seinem Hause, hält sich nicht für verpflichtet, den Geboten des heiligen Gottes den Gehorsam zu beweisen. Wie sich der Geistliche solchen stolzen Geistern gegenüber zu verhalten hat, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Negativ läßt sich wohl sagen, daß er darnach streben muß, daß sie nicht eben glauben, daß er sie für rechte Christen halte. Er muß die guten Werke, die sie thun, freilich anerkennen und nicht verkleinern, aber doch

immer ſo, daß das Wort des Herrn hindurchklingt: Wahrlich, wahrlich ich ſage euch, ihr habt euren Lohn dahin. Es gibt nur eine Hoffnung des ewigen Lebens und die iſt nicht zu trennen von dem Glauben an des Herrn Jeſu Leiden und Sterben. Als eine Feuersbrunſt das benachbarte Dorf faſt ganz zerſtört hatte, wurde die ganze Gemeinde von Mitleiden bewegt, und Arme und Reiche, Fromme und Gottloſe brachten ſo reichliche Gaben, wie kaum zu erwarten war. Das Unglück, das ſie vor Augen geſehen hatten, füllte am nächſten Sonntage die Kirche mehr als gewöhnlich; ich dankte Allen für die Willigkeit, zu helfen, die ſie bewieſen hatten, und ſuchte ihnen in möglichſt liebreicher Weiſe klar zu machen, daß die Opfer, die Gott gefallen, ein bußfertiges Herz und ein geängſtigter Geiſt ſeien.

In früherer Zeit kam es darauf an, eine todte Kirchlichkeit zu bekämpfen, die alle kirchlichen Sitten und Gebräuche mitmachte und ſich dabei allerlei Sünden hingab. Jetzt ändern ſich die Verhältniſſe und es bildet ſich eine Unkirchlichkeit, die auch das letzte Band mit der Kirche zerreißt. — Soll ein Geiſtlicher nun ſich damit tröſten, daß er Niemand bekehren kann? Es iſt ja ſeine Pflicht, den Irrenden und Verlorenen nachzugehen, aber wie und wo ſind ſie zu finden? — Dazu kommt noch, daß ſie ſich gerne überreden, daß der Paſtor ein Mann ſei, der vielen Tadel verdiene, und wenigſtens viel ſchlechter ſei, als ſie. Bald heißt es, er führe ein träges, unthätiges Leben, bald hat er dies oder jenes gethan und geſprochen, das entſtellt und vergrößert von ihnen geglaubt wird. Treibt er Landwirthſchaft mit Erfolg, ſo meinen ſie, er ſei habſüchtig

oder geizig, verſteht er es nicht, ſo ſpotten ſie über ihn und machen ihn lächerlich, ſpricht er mit den Leuten erbaulich, ſo iſt er ein Jeſuit und Pietiſt und verfolgt eigennützige Zwecke, nimmt er Theil an den Feſttagen, die in der Gemeinde gefeiert werden, ſo iſt es auch nicht recht, weil nach ihrer Meinung es ſich für einen Paſtor nicht ſchicke. So weit meine Erfahrung reicht, iſt es ſelten, daß von dieſen Menſchen einer zum wahren Leben erweckt wird. Wenn Gottes Gerichte über ſie kommen, ſo ſcheint es zwar öfters, als ob ſie zugänglich würden. Sie kommen auch wohl eine Zeit lang zur Kirche, ſind ſcheinbar theilnehmend und bewegt, aber wenn die Trübſal vorüber iſt, fallen ſie wieder in die alte Gleichgiltigkeit und Gedankenloſigkeit zurück, und es iſt ihnen unangenehm, an die guten Vorſätze und Gelübde erinnert zu werden. Die eiſerne Decke, die ſich über ihre irdiſchen Gedanken gelagert hat, iſt bald wieder ebenſo undurchdringlich, wie ſie früher war. Wenn der Prophet klagt: „du ſchlägſt ſie, und ſie fühlen es nicht; du rufſt ſie, und ſie hören es nicht“ — ſo gilt das noch immer von Vielen in der Gemeinde; durch den vorübergehenden Schein der Frömmigkeit haben ſie bei Gott dem Herrn nur Errettung aus der zeitlichen Noth erlangen wollen. Die Verſuchung liegt ſehr nahe, ſie gehen zu laſſen und ſich nicht um ſie zu bekümmern; aber wer das thut oder thun kann, ſteht eben nicht in der Liebe, die Alles hofft, und nicht in dem Glauben an die Kraft Gottes im Evangelio. So lange Gott der Herr ſie in der Gnadenzeit leben läßt, und ſie unter göttlicher Geduld ſtehen, darf der Paſtor nicht an der Möglichkeit verzweifeln,

daß auch sie noch zum Leben kommen können. Tropfen höhlen Steine aus, und die innere Arbeit des heil. Geistes ist unsern Augen oft ganz verborgen. Wenn man eben nichts weiter thun kann, so darf man doch in der Fürbitte nicht ablassen, damit die Liebe zu ihnen nicht erkalte. Ein wohlhabender Mann ging auf dem Felde, seine Saaten zu besehen. Seine Kinder waren alle gestorben, bis auf einen Sohn, der in der Stadt bei einem Kaufmann in der Lehre war und ihm viel Kummer machte, weil er oft den Vater nöthigte, Schulden zu bezahlen. Als ich meine Freude über den reichen Segen des Ackers aussprach, erwiderte er: „Was kann mir das helfen, Wilhelm wird nicht allein das, sondern mein ganzes, sauer erworbenes Eigenthum durchbringen.“ Ich beklagte ihn und sprach die Hoffnung aus, daß der Sohn doch noch einmal durch des Herrn Gnade sich bekehren könne. Nein, sagte er, fromm soll er nicht werden, aber doch ordentlich. Weil ich merkte, daß er mich recht verstanden habe, schwieg ich. Gleich darauf kam die Nachricht, daß Wilhelm am Nervenfieber schwer erkrankt sei. Ich hatte ihn confirmirt und fuhr zur Stadt, um ihn zu besuchen. Der Vater und die Mutter saßen an seinem Bette. Er war sehr erfreut, mich zu sehen, aber auch sehr besorgt, daß er werde sterben müssen. Ach, rief er öfters aus, ich muß verloren gehen! Ich habe viel gesündigt, ich habe die Gebote Gottes übertreten und auch meine Eltern sehr betrübt. Der Vater redete freundlich mit ihm, er aber antwortete: Vater, du kannst mich nicht selig machen, Gott verdammt mich. Jetzt war es, als wenn des Vaters Gedanken durch die eiserne

Decke hindurchbrechen wollten. Ich redete zu dem Jünglinge von der Barmherzigkeit Gottes, der um des Herrn Willen Sünden vergeben wolle denen, die an ihn glauben. Er aber rief bald: es ist zu spät! und wieder: Herr Jesu, erbarme dich über mich! Als ich niederkniete zum Gebete, beugte auch der Vater seine Knie, und ich betete um die Errettung des Sohnes und des Vaters, absolvirte den Kranken und ging, als der Sohn ruhiger geworden war und der Vater in stummen Gedanken dasaß. Der Sohn genas langsam im Hause seiner Eltern. Ich besuchte ihn fleißig und hatte die große Freude, daß er im Gebete verharrte und zum Leben hindurchdrang. Der Same, der im Confirmandenunterrichte in sein Herz gesäet war, ging auf. Er betete viel für Vater und Mutter. Der Vater ging eine Zeit lang umher wie ein Träumender, aber auch bei ihm brach der Frühling eines neuen Lebens an. Ich war darauf bedacht, ihm Gelegenheit zur Wohlthätigkeit und zu allerlei guten Werken zu geben, damit sein Glaube sich befestige und erstarke, und bemerkte bald, wie ernstlich er der Heiligung des Herzens nachjagte. Als ich ihn einmal daran erinnerte, daß er gesagt habe: „ordentlich, aber nicht fromm," antwortete er: Das war der Geiz, der mir die Gedanken eingab, jetzt aber möchte ich gerne, daß mein Sohn einst mit mir selig würde. Daß in der Liebe zu den irdischen Gütern eine gewaltige Macht liegt, trat mir einmal in folgender Weise recht stark vor die Seele. Der Sohn eines Gutsbesitzers stand als Secondelieutenant in P. Im elterlichen Hause hatte er nicht gelernt, an den lebendigen Gott zu glauben und ihn zu fürchten, er gab

ſich dem unzüchtigen Leben hin und verfiel in eine lüderliche Krankheit. Als ich dem Vater mein Bedauern ausſprach, antwortete er ſehr gleichgiltig: das iſt einmal nicht anders, da müſſen ſie Alle hindurch. Der Sohn wurde geheilt, ging wieder zum Regimente, machte viele Schulden und der Vater war ſehr erzürnt, als er bezahlen mußte. Ich konnte mich der Schadenfreude nicht enthalten und ſagte: Als der Sohn an der Seele Schaden litt, waren Sie ſehr gleichgiltig, nun aber, da es an den Geldbeutel geht, werden Sie böſe, man ſieht doch, daß das Geld Ihnen lieber iſt, als die Seele des Kindes. Er ward aber nicht böſe, ſondern erwiderte nur, wie er pflegte: Die Anſichten der Menſchen ſind verſchieden.

Es iſt freilich richtig, daß man die Todten nicht auferwecken kann, aber es iſt doch ſchrecklich, daß die Beute des Todes ſo gar ſehr groß zu ſein ſcheint, denn die Zahl derer, die nur noch allein dem Materialismus und dem Fleiſche dienen und ſich von der Kirche ganz losſagen, iſt groß geworden. Wer ſie von der Gedankenloſigkeit, in der ſie leben und die Gnadenzeit verſcherzen, befreien könnte, das wäre der rechte Mann; aber man muß klagen: Mit hörenden Ohren hören ſie nicht, und mit ſehenden Augen ſehen ſie nicht.

Die Selbſtgerechten.

In der heiligen Schrift ſind die Phariſäer die erbitterten Feinde des Herrn, ſie verfolgen ihn in aller Weiſe und ruhen nicht eher, als bis ſie ihn am Kreuze ſehen; aber wie einſt Joſephs Brüder durch ihren Haß nur erreichten, daß ſich die Verheißung, die Gott dem Joſeph

gegeben hatte, erfüllte, ſo konnten auch die Phariſäer nur dem Rathſchluſſe Gottes dienen, und der, den ſie meinten zu tödten, lebt und regiert ſeitdem auf Erden. Die Selbſtgerechten ſind die Nachkommen der alten Phariſäer, ſie bedürfen keines Heilandes, weil ſie meinen, auch ohne ihn leben und ſterben zu können. Sie ſind nicht wie die Gedankenloſen, die nur im Irdiſchen ihre Befriedigung ſuchen, ſie wollen durch Tugend und Rechtſchaffenheit den Frieden ihrer Seele ſchaffen und ſich die Seligkeit, auf die ſie hoffen, verdienen. Wie einſt die Phariſäer das Geſetz Gottes ſo auslegten, daß nur die groben Uebertretungen zu vermeiden wären, um vor Gott gerecht zu ſein, oder wie ſie unter den Geboten einen Unterſchied machten, indem ſie nach dem vornehmſten Gebot im Geſetz fragten, ſo noch heute die Selbſtgerechten, ſie machen es ſich bequem, indem ſie ſtatt der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nur die Gerechtigkeit erſtreben, die vor den Menſchen einigermaßen ſie in Ehren und Anſehen leben läßt. Oder ſie unterſcheiden unter den Geboten, und jeder hält das Gebot für das wichtigſte, das gerade ihm nach ſeiner Natur leicht wird zu halten. So z. B. ſind viele darin einig, daß das dritte Gebot von geringer Bedeutung, und ſie durchlöchern den Ernſt deſſelben ſo lange, bis es aufhört, ihnen läſtig zu ſein. Auch der Hochmuth und die Selbſtzufriedenheit, wie der Phariſäismus im N. T. auftritt, iſt ihnen geblieben. Mit Geringſchätzung ſehen ſie auf die hin, die nicht ſo vollkommen ſind, wie ſie ſich zu ſein dünken und urtheilen gar hart über die, deren Sünden auch vor den Menſchen offenbar geworden ſind. Sie kennen nur das

Mitleiden gegen Arme und Kranke, aber gegen Gefallene haben sie keine erbarmende Liebe. Sie rühmen gerne ihre Rechtschaffenheit im Gegensatze gegen Andere: „Ich danke Dir, lieber Gott, daß ich nicht so schlecht bin wie Dieser oder Jener" — ist noch immer ihr Wahlspruch. Eine besondere Abneigung, ja wohl gar Abscheu hegen sie gegen die, die durch den Glauben an des Herrn stellvertretendes Leiden wollen selig werden, die in der Vergebung der Sünden den Frieden ihrer Seele suchen. Der Glaube ist in ihren Augen ein gar geringes und verächtliches Wort, darunter sich die Heuchelei und die heimliche Bosheit verbirgt. Alles, was den Heiland herabsetzt und seine wahrhaftige Gottheit leugnet, wird von ihnen besonders mit Zustimmung aufgenommen. Bücher, wie von Strauß und Renan, verschlingen sie, weil der Herr in ihnen nicht als der eingeborne Sohn vom Vater dargestellt wird, sondern als ein besonders rechtschaffener und tugendhafter Mensch. Wie aber die Pharisäer sehr verschieden waren, und neben denen, die Mücken seiheten und Kameele verschluckten, auch ein Nicodemus und Gamaliel sich befanden und ein Saulus, aus dem ein Paulus wurde, so darf man auch die Selbstgerechten nicht alle gleich beurtheilen. Es gibt unter ihnen energische und kräftige Naturen, denen es ein Ernst ist mit dem Gehorsam gegen Gottes Gebote. Von jenem Jünglinge, der zu dem Herrn kam und meinte, daß er die Gebote gehalten habe von Jugend auf, heißt es, der Herr hatte ihn lieb. Besonders unter den jüngeren Leuten befinden sich solche, die mit allem Ernste nach der Realisirung der Ideale streben, die sie in sich

tragen, sie haben einen ehrlichen Abscheu gegen das Gemeine und Unreine. Sie lieben besonders Schillers Werke und solche Bücher, in denen die Herrlichkeit der Tugend gerühmt wird. Unter diesen gibt es immer einige, die in der Ehrlichkeit bleiben und zuletzt erfahren, daß das Gesetz in den Gliedern mächtiger ist, als das Gesetz im Gemüth, und daß im Fleische eine Macht liegt, die sie mit ihrer Kraft nicht überwinden können. Sie haben auch wohl eine Liebe zu Gottes Wort, besonders zur Bergpredigt, sie bewundern das Beispiel des Herrn, seine Sanftmuth und Demuth; auch seine Geduld und Feindesliebe erfüllt sie mit Begeisterung. Wenn sie nicht ermüden in dem Kampfe, und ihren schönen Grundsätzen treu bleiben, so kann ihnen das Gesetz ein Zuchtmeister auf Christum werden, lernen sie aber das Christenthum in ungesunder und pietistischer Gestalt kennen oder entdecken gar, daß die, die sich besonders Gläubige nennen, in Heuchelei leben, und ihre Frömmigkeit sich mehr im Munde als im Wandel erweiset, so wenden sie sich immer mehr vom wahren Christenthum ab. Ein Jude hatte sich taufen lassen, er hatte aber nur den Namen Christ angenommen, und lebte wie vorher, so daß der Geiz und die Sinnlichkeit ihn beherrschten, dabei besuchte er aber mit großem Eifer die Kirche, kam fleißig zum Sakrament und wußte erbaulich und salbungsvoll zu reden. Er sprach oft den Wunsch aus, daß seine Frau sich auch möchte taufen lassen und verlangte, daß ich sie besuchen möchte. Ich fand eine brave und verständige Frau, die ein ordentliches Leben führte. Als ich einst mit ihr allein war, näherte sie sich mir ver-

traulich und ſagte: Ich weiß, daß mein Mann Sie zu mir führt, weil er gern will, daß ich mich taufen laſſe, und darum bitte ich Sie, ſagen ſie mir offenherzig, halten Sie meinen Mann für einen wahren Chriſten? iſt das Chriſtenthum, das er lebt, dann will ich nimmermehr eine Chriſtin werden; ich habe einen Ekel vor ſolchem Chriſtenthum. So gibt es auch Jünglinge und Jungfrauen, die auf dem Wege ſind, durch das Geſetz zum Herrn geführt zu werden, die aber das Chriſtenthum in ſolchen Perſonen kennen lernen, die ihnen einen Abſcheu dagegen einflößen. Als ich einmal über den Unterſchied zwiſchen Natur und Gnade gepredigt hatte, kam die Tochter aus einem vornehmen Hauſe zu mir und ſprach ihre Beſorgniß aus, ob ſie auf falſchem Wege ſei. Sie war mit Sorgfalt erzogen, der Vater hatte ſie oft zur Tugend ermahnt und ihr auch ſolche Bücher gegeben, in denen die Reinheit des Lebens in idealer Weiſe geſchildert wurde, beſonders waren es einzelne Heiden in der griechiſchen und römiſchen Geſchichte, die ihr im Unterrichte mit Begeiſterung im Gegenſatze gegen die Pietiſten geſchildert waren, die ſie mit Bewunderung erfüllten. Jetzt, da ſie herangewachſen war, hatte ſie öfters ihre Mutter in Thränen geſehen und entdeckt, daß der Vater ein ſündliches Verhältniß zu einer dienenden Perſon hatte. Der alte Gärtner aber war ein aufrichtig frommer Mann, den ſie genau beobachtet hatte und mit dem ſie gern ſprach, der ihr auch manche Aufmerkſamkeit erwies und gern bekannte, was ihn ſo fröhlich und zufrieden machte; ſie wollte auch wiſſen, daß er dem Vater unangenehm ſei und oft von

ihm ohne Veranlaſſung geſcholten wurde. Ich ſprach mit ihr über das Wort des Herrn: „Wer das kleinſte Gebot im Geſetz übertritt, iſt des ganzen Geſetzes ſchuldig“ — und daß ohne Vergebung der Sünden kein Menſch könne vor Gott beſtehen. Ich ermahnte ſie zum fleißigen Gebete. Sie hat ſpäter einen frommen Offizier geheirathet und lebt in einer gottſeligen Ehe.

Wenn es auch ſelten iſt, daß ein ſtolzer Selbſtgerechter ein armer Sünder wird und ſeine Knie vor dem Herrn beugt, ſo darf man doch nicht die Hoffnung aufgeben. Die meiſten freilich beharren in ihrer Verblendung und bilden ſich immer mehr ſolche Begriffe von der Tugend und Sittlichkeit, mit denen es ſich ganz bequem leben läßt. Es iſt oft kaum zu begreifen, wie ſie mit ihrer vornehmen Selbſtzufriedenheit und ihrem harten Urtheile über die Verirrungen Anderer ſo ganz blind bleiben können gegen ihre oft ſchweren Sünden. Wie die Wahnſinnigen ſich wohl einbilden, daß ſie Könige ſind, wenn ſie auch in Lumpen einhergehen, ſo auch bilden ſie ſich ein, daß ſie vortreffliche Leute ſind. Man ſagt, daß man mit den Irren am beſten fertig werde, wenn man auf ihre Ideen eingehe und ihnen nicht widerſpreche, ſo kann man auch mit den Selbſtgerechten am eheſten zum Ziele kommen, wenn man mit einer gewiſſen Ironie von der Vorausſetzung ausgeht, daß ſie wirklich ſo vortrefflich ſind, wie ſie ſich einbilden. Auf dem herrſchaftlichen Hofe lag ein Knecht krank, ſein Lager war im Stalle, ich beſuchte ihn öfters und begegnete einmal dem geſtrengen Herrn Inſpector, der faſt nie zur Kirche kam, ſehr fluchen konnte und den

armen Mädchen nachstellte. Was macht der Knecht? fragte er mich. Ich antwortete, daß er großes Verlangen nach dem Troste des Evangeliums habe. „„Nun, davon wird er schwerlich gesund werden,““ antwortete der Inspector. Ich erwiederte: „Es ist auch nicht die Krankheit mehr, die ihn am meisten drückt, sondern vielmehr seine Sünden.“ „„Dazu hat er auch alle Ursache, er ist oft faul und unnütz gewesen““ — erwiderte jener, und ich brach das Gespräch ab, indem ich sagte: „Für Tugendhafte und Heilige ist auch das Evangelium nicht, sondern für Sünder und Gottlose“; er sah mich verwundert an, und ich ging.

Die Selbstgerechtigkeit hat ihren Ursprung in einer gänzlichen Verkennung des Gesetzes, da es den Menschen unmöglich ist, es in seinem ganzen Umfange zu halten, so kommen sie sehr leicht zu der Auffassung, daß es damit nicht so gar ernstlich gemeint sei, daß der verloren gehe, der es übertrete, und daher fürchten sie die Drohungen nicht. Von der anderen Seite bilden sie sich auch ganz sonderbare Vorstellungen von der Gnade Gottes, die nach ihrer Meinung eben darin besteht, daß es Gott nicht so genau werde nehmen, oder daß die edlen Thaten, die sie thun, die auch von ihnen nicht geleugneten doch nur geringen Mängel übertragen werden. Durch diese Weisheit wird das Kreuz des Herrn ihnen zum Aergernis und zur Thorheit, denn sie bedürfen keiner Erlösung. Das Gesetz ist aber dazu gegeben, wie St. Paulus lehrt, daß es Erkenntnis der Sünde wirke und die Erlösungsbedürftigkeit erwecke. Wer im Gesetz in Ehrlichkeit seinen Wandel und sein Herz prüft, und an die Heiligkeit und Gerechtig-

keit Gottes glaubt, der kommt auch zu dem Verlangen nach der Vergebung der Sünden. Der Heiland ist nicht in die Welt gekommen um der Gerechten und Starken willen, sondern um die Sünder selig und die Kranken gesund zu machen. Wie der Sohn Gottes auf Erden in Knechtsgestalt erschien und von den selbstgerechten Pharisäern verachtet und verspottet wurde, so ist auch das Wort, in dem der Mensch Hülfe und Rettung findet — der Glaube — bei den Selbstgerechten verachtet und verspottet. Weil sie die Autorität des Wortes Gottes nicht anerkennen, so ist auch bei ihnen der Glaube nur eine Bezeichnung von dem, was man nicht gewiß weiß. Daß aber im Glauben eine Lebenskraft liegt, die das Herz reinigt, der Seele Frieden gibt und den Wandel des Menschen heiligt, das ist und bleibt ihnen unbekannt. Daher ist die Selbstgerechtigkeit das Gegentheil vom wahren christlichen Leben, sie macht den Menschen blind gegen sich selbst und wirkt eine Selbstzufriedenheit, die den Splitter an Anderen sieht und den eigenen Balken nicht sieht. Daher spricht der Herr zu seinen Jüngern: „Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Reich Gottes kommen.“ Sie schließt aber nicht allein das Himmelreich zu, sondern richtet auch hier auf Erden viel Jammer und Elend an. Der Selbstgerechte ist in der Regel weder mit Gott, noch mit den Menschen zufrieden, sondern allein mit sich selber. Gewöhnlich findet er, daß er nicht genug geehrt oder anerkannt wird. Andere, die nach seiner Meinung in jeder Hinsicht viel geringer sind, werden ihm vorgezogen, und

das empfindet er ſchwer. Wenn zwei ſelbſtgerechte Eheleute zuſammen leben ſollen, ſo mögen ſie vielleicht es erreichen, daß ſie in kalter Gleichgültigkeit neben einander leben, im Grunde aber iſt keiner mit dem andern zufrieden; häufig aber kommt es zu ſehr unangenehmen Auftritten, weil der ſo ſehr vortreffliche Mann nicht Geduld haben kann mit ſeinem Weibe, das ſich doch mindeſtens für eben ſo vollkommen hält. Jeder hat am Andern zu tadeln, aber nicht an ſich ſelber. Beſonders ſind die armen Dienſtboten zu beklagen, die bei einer Herrſchaft dienen ſollen, die gar keine Fehler und Schwächen an ſich hat und die nun auch von ihnen verlangt, daß ſie eben ſo heilig ſein ſollen. Eine ſo vollkommene Hausfrau iſt wie ein böſer Geiſt im Hauſe; die arme Magd macht nichts recht, verſteht nichts ordentlich, iſt nicht reinlich genug, iſt zu langſam, bleibt zu lange aus, wenn ſie geſchickt wird, ſie verdient kein freundliches Wort und darum hört ſie es auch nicht, ſie wird immer getadelt, nie gelobt; es bleibt ihr nur die Sehnſucht nach dem Tage, der ſie aus dieſer Hölle herausführen wird. Das iſt faſt unbegreiflich bei den Selbſtgerechten, daß ſie ſich einbilden, daß andere Leute eben ſo blind gegen ihre Fehler und Sünden ſein ſollen, wie ſie es ſelber ſind, während doch der Zopf, den ſie tragen, wie andere Menſchenkinder, oft ellenlang und gar ſehr ſichtbar iſt.

Iſt nun der Paſtor ein Mann, der klar und feſt im Bekenntnis der Kirche ſteht, ſo iſt dieſe Art von Menſchen ſehr bald mit dem Urtheil fertig: bald iſt er ein Pietiſt oder ein Mucker oder gar ein Gegner der Union, die ſie angeblich ſehr lieben, weil ſie meinen, daß die Union die

ihnen eben nicht angenehmen Dogmen beſeitigt habe. Iſt der Paſtor aber ein Mann nach ihrem Sinne, der den ſchmalen Weg breit und bequem macht, ſo iſt anfangs die Freundſchaft ſehr groß, aber es dauert ſelten lange, und ſie finden hinreichenden Grund, ſich zurück zu ziehen und den Umgang abzubrechen.

Bei Frauen und alternden Jungfrauen verbindet ſich mit der Selbſtgerechtigkeit ſehr leicht die Sentimentalität, und dann iſt es doppelt ſchwer für das Evangelium bei ihnen Eingang zu finden. Sie leſen ſehr gern moderne ſ. g. chriſtliche Romane, die vom Anfang bis zum Ende den Beigeſchmack der Nervenſchwäche haben und oft ſehr wenig ſchöne Liebesgeſchichten in chriſtlichen Phraſen und Reflexionen erzählen. Wenn man ſieht, wie gegenwärtig die Welt von einer derartigen Literatur überſchwemmt wird und wie viel dieſe Bücher geleſen werden, ſo iſt es dem Seelſorger gar nicht zu erlaſſen, daß er ſich darüber ein Urtheil bilde. Wenn man nun auch zugeben muß, daß in ſolchen längeren oder kürzeren Erzählungen öfters tiefere Blicke in die Natur des alten Menſchen und auch wohl in die Heilsordnung gethan werden, ſo ſind doch die meiſten Leſerinnen viel mehr geſpannt auf die zu Grunde liegende Liebesgeſchichte, ob ſie ſich zuletzt kriegen werden oder nicht, als auf die chriſtlichen Gedanken, die in geſchickter oder auch ungeſchickter Weiſe vorgetragen werden. Wie man als Kind die Geſpräche im Robinſon zwiſchen Vater, Lottchen und Karl gern überſchlug, ſo empfinden es die Leſerinnen auch, daß durch die moraliſirenden Abſchnitte der Faden der Geſchichte in ihnen langweiliger Weiſe unterbrochen wird,

und sie suchen den Anknüpfungspunkt, wo endlich die Erzählung weiter geht. Wenn man nun auch zugeben kann, daß die Damen, die dergleichen Bücher und Büchelchen schreiben, immerhin neben der Eitelkeit, als Schriftstellerinnen aufzutreten, eine gute Absicht haben mögen und dem Reiche Gottes dienen wollen, so muß man doch sagen, daß es besser wäre, wenn sie die Arbeiten des Hauses treulich besorgten. Es gibt Eltern, die ihren jungen Töchtern gern solche Romane in die Hände geben, aber so weit meine Erfahrung reicht, habe ich kaum gefunden, daß daraus eine sonderliche Förderung für den innern Menschen hervorgegangen sei. — — Wie die Pharisäer einst mehr thun wollten, als das Gesetz forderte, und die Gebote bis auf die Münze, Till und Kümmel ausdehnten, so auch wird in diesen Romanen das Gefühl in einer krankhaften und ungesunden Weise gereizt und gesteigert, bis es sich zuletzt eine eigene Welt bildet und auf das praktische Leben ganz ohne Einfluß bleibt. Die Gefahr liegt doch immer sehr nahe, daß man zu der Anschauung kommt, daß, so wie die Erzählung eine Dichtung sei, auch die Schilderung innerer Zustände nicht Wahrheit sei, und daß das christliche Leben mehr in der Phantasie, als in der Wirklichkeit existire.

Wie mit den Selbstgerechten zu verkehren und wie sie seelsorgerisch zu behandeln sind, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Die Bekehrung des Menschen geht immer aus von der Erkenntnis der Sünde, und wo diese fehlt, da fehlt auch zunächst der Anknüpfungspunkt. Wenn der Herr sagt, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr

gehe, als ein Reicher in das Himmelreich, so ist hier nicht allein von dem irdischen Reichthum die Rede, sondern vielmehr von denen, die da meinen reich zu sein an allerlei Tugenden. Der Herr ruft ein Wehe nach dem andern aus über die Pharisäer und nennt sie Heuchler, und Johannes der Täufer nennt sie Schlangen und Otterngezücht. Aber die jetzigen Pharisäer würden es sehr übel nehmen, wenn man sie jenen wollte gleichstellen; sie lieben es vielmehr, diesen Namen denen beizulegen, die den Namen des Herrn vor der Welt bekennen.

In der Regel tragen sie in sich eine große Furcht vor dem Tode und mögen nicht gern an das Ende denken; wenn sie sich aber dem nicht entziehen können, sind sie wohl leichter empfänglich als zu andern Zeiten. Der Bruder des Herrn N. N. war unerwartet gestorben, ich ging zu ihm, um ihm meine Theilnahme auszusprechen. Er war zwar traurig, aber doch in der Weise, daß er mehr murrete wider Gott als danach rang sich zu demüthigen unter des Herrn Hand. Wie im Mißmuth sagte er: „Was hilft das alles, es ist doch einmal das traurige Schicksal des Menschen, daß er sterben muß.“ Ich dachte an St. Paulus, der Lust hatte, abzuscheiden und bei Christo zu sein, in der Meinung, daß ihm das auch viel besser sei. Ich sagte aber: „Glauben sie nicht, daß es in jener Welt viel besser sei als hienieden? Reisen die Kinder nicht gerne in die Heimath? Er suchte das Gespräch abzubrechen und ich fügte nur noch hinzu: „Wer freilich keine Heimath hat, kann sich auch nicht mehr danach sehnen.“ „„Meinen Sie etwa, daß ich nicht an die

Unſterblichkeit der Seele glaube, oder nicht die feſte Hoffnung hätte, einſt ſelig zu werden?" " erwiderte er ſchon ziemlich erregt. Ich antwortete: „darüber ſteht mir kein Urtheil zu und ich wünſche von Herzen, daß, wenn einſt ihre Sterbeſtunde ſchlägt, Sie mögen im Frieden und mit Freuden hinüberziehen können." „„Das wünſche ich Ihnen auch,"" ſprach er nicht ohne Bitterkeit. Nach einigen Tagen begegnete ich ihm auf dem Felde und er forderte mich auf, ihm ehrlich zu ſagen, ob ich einen Zweifel daran habe, daß er werde ſelig werden. Ich nahm daran Gelegenheit, nachzuweiſen, daß kein Menſch die Seligkeit verdienen könne, ſondern daß, wenn Gott der Herr mit uns ins Gericht gehen wolle, vor ihm kein Menſch beſtehen könne. Er meinte aber, er habe eine ſolche Vorſtellung von Gottes Gnade und Liebe, daß es mit ſeinem Weſen ſich nicht vereinigen laſſe, daß es eine Hölle und eine Verdammniß gebe. Ich berief mich auf die hl. Schrift, die die Seligkeit des Menſchen davon abhängig mache, daß er im Glauben das Verdienſt des Herrn ergreife. Er aber ſprach ſich dahin aus, daß dieſe Anſicht aus der Opferidee bei den Heiden und Juden hervorgegangen ſei, und daß auch die Lehre von der göttlichen Natur Chriſti in den Emanations-Vorſtellungen der Heiden ihren Urſprung habe. Ich bat ihn dringend, nicht auf Meinungen und Anſichten ſeinen zeitlichen Frieden und ſeine ewigen Hoffnungen zu bauen, und verſicherte, daß die Wahrheit des göttlichen Wortes nicht allein durch die Märtyrer, ſondern auch durch die Erfahrungen der Väter ſo bezeugt ſei, daß ich nicht glauben könne, daß ein Menſch, der mit

ſeinen Anſichten nicht mit der heil. Schrift in ganzer Uebereinſtimmung ſtehe, den wahren Frieden der Seele habe. Er ſchwieg und ich drückte ſeine Hand zum Abſchiede. Bald darauf meldete er ſich ſchriftlich zur Theilnahme am heiligen Abendmahl. Ich ging zu ihm und ſprach ihm meine Bedenken aus, weil es mir durchaus unklar ſei, wie er zum Abendmahl gehen könne, da er doch weder an die verſöhnende Kraft des Leidens und Sterbens des Herrn glaube, noch, daß er ſei wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren. Er fragte haſtig, ob ich ihn vom Sakramente ausſchließen wolle? „Das will ich nicht, aber ich halte es für meine Pflicht, Sie zu bitten, ſich zu überlegen, was Sie thun wollen, denn es ſteht geſchrieben: wer unwürdig das heil. Abendmahl empfängt, der empfängt es zum Gericht.“ „„Halten Sie mich für unwürdig? und wer iſt würdig?““ — „Würdig iſt der Menſch, der recht aufrichtig und ehrlich die drei Fragen der Beichte beantworten kann:

1. Sind dir deine Sünden von Herzen leid?
2. Glaubſt du an die Vergebung der Sünden durch des Herrn Jeſu Kreuz und Blut?
3. Iſt es dein ernſter Wille, dein ſündliches Leben zu beſſern durch den Beiſtand des heil. Geiſtes?“

Er kam am Sonnabende zur Beichte, antwortete mit einem lauten „Ja“ und empfing am Tage darauf das Sakrament. Was in ſeiner Seele vorgegangen iſt, das weiß Gott allein, ich aber hatte den Muth und das Vertrauen gewonnen, ſeiner im Gebete zu gedenken, und ich konnte bemerken, daß er die Kirche fleißiger beſuchte.

Später habe ich noch einmal ein eingehendes Gespräch mit ihm gehabt über den Unterschied zwischen Glauben und Wissen. Man darf sich solchen Leuten nicht aufdrängen, sondern muß die Gelegenheit abwarten, aber auch gerne bereit sein, sie zu benutzen, wenn Gott der Herr die Thür öffnet.

Die Lasterhaften.

Aus den Fehlern, die nicht in der Jugend bekämpft werden, erzeugt sich nach und nach das Laster. Die Sündhaftigkeit, der alle unterworfen sind, nimmt aber gar sehr verschiedene Gestalten an: bald geht sie in solche Laster über, die mit der Schande gebrandmarkt werden, bald in solche, die eben nicht vor der Welt offenbar werden oder die äußerliche Ordnung nicht zerstören. Zunächst ist das Gewissen doch nicht ganz erstorben, und daher bilden sie sich eine Theorie, die, so unvernünftig sie auch sein mag, möglichst das Gewissen zum gänzlichen Schweigen bringen soll. Die Einen bestreiten, daß es einen persönlichen lebendigen Gott gebe, die Andern sprechen: „es giebt überhaupt keinen Gott, keinen unsterblichen Geist und daher auch kein Gericht", denn wenn der Mensch sterbe, so sei seine Geschichte zu Ende. Der Materialismus, der alle Bewegungen des Geistes und alle Gedanken des Menschen aus körperlichen Functionen erklärt, der die ganze Schöpfung nicht von der Allmacht Gottes herleitet, sondern vielmehr aus den Naturkräften, die in einer Materie gelegen haben, so daß sich daraus nach und nach die Thiere entwickelt haben, und aus den Thieren dann das vollkommenste Thier, der Mensch, ist so ganz unvernünftig,

daß nur die Gedankenlosigkeit dergleichen Behauptungen aufstellen kann. Denn es bleibt doch die Frage übrig: woher ist die Materie gekommen? wo hat der Urbrei eine Stelle gefunden, und wer hat die Kraft der Entwicklung gegeben und geordnet? und wenn die Menschen aus den Thieren, etwa aus den Affen, hervorgegangen sind, warum geschieht es nicht noch jetzt? warum geht aus den Urwäldern nicht noch jetzt ein Affe hervor, der sich zum Menschen potenzirt hat? Es ist an die, die so tief gesunken sind, eigentlich gar nicht heranzukommen; in die Kirche gehen sie nicht und dem Worte Gottes begegnen sie mit Spott und Hohn, dem Pastor gehen sie aus dem Wege und verlästern ihn und sein Amt je nach ihrem Bildungsstande in gröberer oder feinerer Weise. Die Hauptregel diesen Leuten gegenüber dürfte immer darin bestehen, daß man bei den unverleugbaren Bedürfnissen des menschlichen Geistes anknüpft und von der Voraussetzung ausgeht, daß es ihnen unmöglich mit ihren Theorien ein wahrer Ernst sei, und daß nur die Furcht vor dem Gericht und der Verdammniß solche thörichten und lächerlichen Vorstellungen erfunden habe. Wenn bei Taufen Trauungen und Begräbnissen solche Personen erscheinen, so muß man es vermeiden, auf sie in der Weise Rücksicht zu nehmen, als ob man sie von der Unhaltbarkeit ihrer Gedanken überzeugen wolle, sondern herzlich und eindringend den Frieden und den Trost, den die Seele allein im Evangelium findet, verkündigen. Die Gottlosen haben keinen Frieden, und doch können sie die Sehnsucht darnach nie ganz unterdrücken; weil sie ihn, aber da nicht

ſuchen wollen, wo er allein zu finden iſt, ſo gerathen ſie auf die ſeltſamſten Abwege. Ihr Dichten und Trachten geht allein dahin, bei einem laſterhaften Leben möglichſt wenig von ihrem Gewiſſen beläſtigt zu werden. Die Frage, ob der Paſtor ſolche Leute aufſuchen ſoll und ſie beſuchen, möchte wohl im Allgemeinen zu verneinen ſein. Es ſind aber die Gaben ſo verſchieden, daß man nicht eine abſolut giltige Regel aufſtellen kann. Ein geſunder fröhlicher Paſtor, der ohne alle Erbitterung iſt, kann wohl anders handeln, als ein gedrückter, kränklicher Mann. Mein Nachbar hatte in ſeiner Gemeinde einen Mann, der den gebildeten Ständen angehörte und von dem kleinen Reſte ſeines verſchwendeten Vermögens dürftig lebte. Dieſer kam nie in die Kirche, ſuchte aber gelegentlich für ſeinen Unglauben Propaganda zu machen, ſo daß die Leute dem Paſtor allerlei zutrugen. Er ging zu ihm, ſagte ihm auf den Kopf zu, daß es ganz unmöglich ſei, daß ein vernünftiger Menſch, für den er ihn doch halte, ſolchen Unſinn glauben könne, und wenn er gezwungen ſei, ſich davon überzeugt zu halten, ſo ſolle er andere Leute, die es noch nicht nöthig hätten, ſolche Thorheiten anzunehmen, damit verſchonen. Er behauptete, daß es ſeine freie Ueberzeugung ſei. Der Paſtor aber wies hin auf die Vergangenheit, die hinter ihm liege, und ſagte etwa: „Wenn nicht der Eltern Gram und Kummer auf Ihnen laſtete, wenn die Thränen Ihrer von Ihnen geſchiedenen Frau, deren Lebensglück Sie zerſtört haben, Sie nicht verfolgten, wenn Sie gegenwärtig nicht in wilder Ehe lebten, ſo wären Sie nicht gezwungen, die Exiſtenz Gottes und die Unſterb-

lichkeit der Seele zu leugnen; bilden Sie Sich aber nicht ein, daß darum, weil Sie ſagen: „„es gibt keinen Gott,““ Gott aufgehört habe zu ſein; er läßt ſich auch an Ihnen nicht unbezeugt, und auch in Ihrer Bruſt ſteht geſchrieben, daß Sie empfangen müſſen, was Ihre Thaten werth ſind.“ Solche Leute haben immer gerade ſo viel Muth, wie die, die ihnen entgegentreten, Furcht haben, und ſo war auch dieſer Mann vor dem Zorne des Paſtors erſchrocken und murmelte nur noch unverſtändliche Worte vom Hausrecht, als der Paſtor ohne alle Förmlichkeit ging. Doch nicht Jeder kann, was ein anderer kann. In dieſem Falle waren die Folgen gut, der Mann verſchonte wenigſtens die Gemeinde mit ſeiner Lehre. Man muß bei dieſer Race, die ſich eigentlich noch mit Unrecht Menſchen nennen, einen Unterſchied machen. Einige haben noch Erinnerungen an ein früheres ordentliches Leben, haben vielleicht als Kinder das Beiſpiel frommer Eltern geſehen, oder haben einmal in der Schule, im Umgange beſſere Eindrücke empfangen, ſind hernach in Unſittlichkeiten verfallen und haben ihre Zuflucht zum Unglauben genommen; bei dieſen darf man nicht die Hoffnung aufgeben, es kommt nur darauf an, ſie in rechter Liebe zu nöthigen, hereinzukommen, und ihnen den Abgrund der Barmherzigkeit Gottes aufzudecken, damit ſie Muth bekommen zur Bekehrung und zum Glauben. Andere gibt es, die haben von Kind auf in der verpeſteten Luft des Unglaubens gelebt, haben nie den erwärmenden Strahl der Gnadenſonne gefühlt, und ſind ſchon früh eine Beute der Luſt und Begierde geworden. Dieſe ſind es, die gewöhnlich eine längere Zeit

ihres Lebens in den Gefängniſſen zubringen, oder die nachdem die Sünde die Kräfte des Leibes gebrochen hat, mit tiefen Wunden am Gewiſſen ihr ſieches und elendes Leben in Mißmuth und Ueberdruß zubringen. Das Leben, das ſie führen, iſt ſehr traurig, und doch iſt ihnen der Gedanke an das Ende faſt unerträglich. Von den beiden Schächern, die mit dem Herrn abgethan wurden, wurde noch der Eine gerettet, der Andere dagegen ging verloren. Beide empfingen, was ihre Thaten werth waren, der erſtere aber hatte aus ſeinem verbrecheriſchen Leben noch den Muth und die Energie der Seele gerettet, ſeine Sünde zu erkennen und um Gnade zu bitten. So iſt es auch noch möglich, daß ein Menſch, der die Kräfte ſeines Leibes und ſeiner Seele mit Sünden durchgebracht hat, deſſen Phantaſie die Säue hütet und deſſen Seele mit den Trä-bern der Lügen des Unglaubens geſpeiſet wird, noch vielleicht einmal aus der Nacht hervorgehen kann; aber wie ſchrecklich muß das Erwachen ſein! und welche Berge liegen zwiſchen ihm und dem Vaterhauſe! Alſo mußt du inne werden und erfahren, was für Jammer und Herzeleid es bringt, den Herrn deinen Gott verlaſſen und ihn nicht fürchten, ſpricht der Herr, dein Gott. Andere gibt es, die von Natur mit guten Gaben und Anlagen ausgeſtattet ſind, es wird ihnen leicht, auf Schulen das Nöthige zu lernen, was zu ihrem Fortkommen erforderlich iſt; ſie bringen aber dann die Jugend in einem lüderlichen Leben, in Unzucht oder Spiel oder anderem ſündlichen Weſen zu, kommen aber mit dem Mannesalter zur Beſinnung, ſie ſehen den Abgrund vor ſich und kommen, durch Umſtände

dazu genöthigt, durch Energie des Willens oder auch durch frühen Ueberdruß dazu, ein vor der Welt ordentliches Leben zu führen; sie bekehren sich aber nicht zu dem Herrn, sondern es ist die natürliche Klugheit, die sie in andere Bahnen leitet. Die Folge ist, daß sie in eigene Gerechtigkeit verfallen und im Stolz auf ihre Kraft die Gnade und das Evangelium verachten. So sieht man Viele, die im späteren Alter zu Ehren und Ansehen gekommen sind; die früheren Verirrungen und Sünden haben sie vergessen, und sie glauben, daß es ihnen nicht fehlen könne, wenn es ein Leben nach dem Tode geben sollte, zur Seligkeit einzugehen. Wenn nun auch die Meisten im Traume der eigenen Gerechtigkeit und im Betruge des Unglaubens dahinsterben, so gibt es doch hier solche, die noch in der letzten, oft langen und schmerzlichen Krankheit aufwachen und wie ein Brand aus dem Feuer gerettet werden. Ich wurde einmal zu einem Kranken gerufen, der im Uebrigen einen guten Ruf hatte, sich aber um die Kirche und Gottes Wort nicht bekümmerte. Die Sünden seiner Jugend lagen wie eine Centnerlast auf ihm. Er meinte, er müsse verloren gehen und schrie mit lauter Stimme um Barmherzigkeit. Ein Mädchen, das er verführt hatte vor langen Jahren und das er in der Schande und Noth verlassen hatte, sah er oft an seinem Bette stehen und er meinte, sie dränge sich zwischen ihn und seinen Gott. Er verlangte immer wieder, daß ich mit ihm beten solle. Ich mußte genaue Erkundigungen einziehen, ob das Mädchen noch lebe, und erfuhr, daß sie kürzlich in Noth und Elend gestorben sei, daß aber das Kind noch lebe und gegen-

wärtig als Knecht diene. Der junge Menſch mußte kommen, und er liebkoſete ihn und gab ihm reichliche Geſchenke, und wiederholte immer wieder die Bitte, daß er für ihn beten ſolle. Es war zwar, als ob er etwas dadurch beruhigt worden ſei, aber bald traten andere Bilder der Vergangenheit vor ſeine Seele, und führten ihn immer wieder an den Rand der Verzweiflung. Oefters verlangte er nach dem Sakrament, wenn es ihm aber ſollte gereicht werden, ſo konnte er ſich nicht entſchließen, es zu nehmen. In der letzten Woche aber empfing er es zweimal und ſtarb als ein armer Sünder, der den Herrn Jeſum um Gnade anrief.

In einem andern Falle kam ich zu einem ſehr alten Manne, der wie im Stumpfſinn im Dorfe umherging. In ſeiner letzten Krankheit war es, als wenn er ſein ganzes Leben vergeſſen und nur noch eine Erinnerung an die früheſte Jugend behalten habe. Er mußte fromme Eltern gehabt haben und wiederholte ſehr oft, beſonders wenn er nach Schlaf ſich ſehnte, das Kleinkindergebet: „Fürchte Gott, liebes Kind, Gott ſieht und weiß alle Dinge. Amen.“ — Er verlangte von mir, daß ich ihm das Vaterunſer vorbeten ſolle, das er, wie er ſagte, auch einſt von der Mutter gelernt, aber nun längſt vergeſſen habe. Er gab ſich viel Mühe, es wieder zu lernen. Sein Enkelkind mußte es ihm unzählige Mal vorſprechen, und als er es nothdürftig konnte, wollte er auch noch die zehn Gebote lernen und auch die drei Artikel; merkwürdig war es mir, daß er von der lutheriſchen Erklärung des zweiten Artikels noch das Meiſte wußte. In ſeinen

Phantaſien ſprach er mit ſeinen Eltern, als wenn ſie gegenwärtig wären und ſagte oft: „Fritz kommt gleich.“

Zu den mir widerwärtigſten Laſtern, die den armen Menſchen mit eiſernen Ketten feſſeln und zu verächtlichen Sclaven machen, gehört der Geiz in ſeinen tauſendfachen Geſtalten. Es iſt, als ob das weibliche Geſchlecht dieſem Götzendienſte vorzugsweiſe unterworfen ſei. So ein geiziges altes Weib, mag es im Palaſt oder in der Hütte wohnen, iſt ein gar widerlicher Anblick. Der Satan mag ſelten einen größern Triumph feiern, als wenn er den Menſchen ſo erniedrigen kann, daß er in ſo ſchimpflicher Weiſe ſich ſelbſt ſo recht unglücklich machen muß. Wenn der Geiz eine Wurzel alles Uebels in der Schrift genannt wird, ſo ſieht man auch, wie groß die Zahl der gemeinen und niedrigen Leidenſchaften und Sünden iſt, die ſich gerade an den Geiz anſchließen: Unfrieden, Zank, Neid und Mißtrauen, auch oft Unehrlichkeit und Betrug, Hartherzigkeit und zuletzt noch der Schmutz. An dieſe Art von Menſchen iſt es kaum möglich, mit dem Gedanken des Evangeliums heranzukommen. Durch ein anonymes Schreiben wurde ich einmal aufgefordert, eine alte reiche Frau, die im Gaſthofe auf der Reiſe ſchwer erkrankt war und mit einer Aufwärterin in einer kleinen Stube wohnte, zu beſuchen. Als ich hineintrat, fragte ſie haſtig und unwillig, wer ich ſei und was ich wolle. Ich ſagte ihr, daß ich der Geiſtliche ſei und durch ein Schreiben ohne Namen veranlaßt ſei, ſie zu beſuchen. Sie gerieht in Zorn, ſagte, ſie wolle allein ſein, ſie habe kein Geld, den Geiſtlichen zu bezahlen, und verlangte, daß ich ſie ſofort verlaſſe. Ich

erwiderte ganz ruhig, ich sei nun einmal hier und müsse meine Bestellung ausrichten. In möglichst deutlicher und verständlicher Weise erinnerte ich sie an das vielleicht nahe Ende. Der Mensch habe nichts in die Welt gebracht, nehme auch nichts mit hinaus, ich sei aber hier, ihr Den zu verkündigen, der auch jetzt noch bereit sei, sie anzunehmen, und warnte sie, seine Hand nicht zurückzuweisen, es könnte das letzte Mal sein, daß sie ihr angeboten werde. Ich ging, aber nach etwa acht Tagen sah ich doch einmal zu, wie es mit ihr gehe. Schon an der Treppe kam mir die Wärterin entgegen und sagte, sie sei angewiesen, mich nicht einzulassen. Da die Thür zur Stube auf war, so ging ich doch hinein. Die Alte wurde aber sehr böse, redete von der Polizei, die sie gegen lästige Aufdringlichkeit schützen solle, und meinte, ich sei ein Erbschleicher. Ich blieb ganz ruhig und als sie endlich schwieg, wiederholte ich eben dasselbe, was ich schon früher gesagt hatte. Sie hatte sich aber mit dem Gesicht der Wand zugewendet und drückte ihren Unwillen aus. Nach diesem Auftritt blieb ich weg, zumal ich von dem Arzte hörte, daß es scheine, als ob sie sich bessere; doch etwa nach drei Wochen kam die Aufwärterin und rief mich, weil die Alte nach mir verlange. Ich fand sie viel milder und zugänglicher, und sie sprach die Bitte aus, daß ich sie doch öfter besuchen möchte, was denn auch geschah. Weil sie so sehr böse von ihren Verwandten sprach, ermahnte ich sie zur Versöhnlichkeit und dabei erfuhr ich auch, daß sie eine Tochter habe, mit der sie aber gar keinen Verkehr habe, die wolle immer Geld von ihr haben und sei eine Verschwenderin. Ich er-

kundigte mich, wo die Tochter sei, und machte ihr Mittheilung von der Krankheit der Mutter. Sie kam nach einigen Tagen an, und ich lernte in ihr eine herzlich fromme Dame kennen, von der auch wohl der anonyme Brief herrührte. Eine äußerliche Versöhnung kam wohl zu Stande, aber die Alte mochte doch die Tochter nicht gern in ihrer Nähe haben, und sie reiste wieder ab, nachdem sie noch mit der Mutter das heilige Abendmahl genommen hatte. Wenige Tage darauf verlangte sie, ich solle einen Richter rufen, sie wolle noch einige Legate aussetzen, und zog mich zu Rathe. An ein Krankenhaus vermachte sie 2000 Thlr., an eine Kirche, zu der sie gehört hatte, 500 Thlr., und obgleich ich nicht gern wollte, wegen der Erbschleicherei, so mußte ich doch auch 500 Thlr. annehmen als ein Capital, von dessen Zinsen den Brautpaaren bei der Trauung Bibeln sollten überreicht werden. Nach ihrem Tode kam die Wärterin zu mir und brachte mir einen sehr schmutzigen und abgenutzten Geldbeutel, in dem sich noch 1 Thlr. 10 Sgr. und zwei kleine Schlüssel zu dem Kasten befanden, der immer vor ihrem Bette stand und ihren Mammon enthielt. Ich wollte der Frau das Geld geben, aber mit Widerwillen wandte sie sich ab und sagte, daß die Alte im Todeskampf den Geldbeutel so fest gehalten habe, und sie erst nach dem Tode ihn habe aus der krampfhaft geschlossenen Hand herausgewunden.

So wie die Ketten des Geizes fast unzerreißbar sind, so auch die der Trunksucht. In der Regel erwecken diese Leute besonders das Mitleiden, weil sie sehr oft den besten Willen haben und die schönsten Vorsätze aussprechen. Ich

habe beſonders in den erſten Amtsjahren viel Zeit und Mühe darauf verwendet, dieſen armen Sündenknechten zu helfen, aber ſehr wenige erfreuliche Erfahrungen gemacht. Eine Zeitlang freilich iſt es wohl gelungen, hin und wieder ſie zu halten, aber die Rückfälle blieben nicht aus. Wer den Jammer in den Ehen und Familien kennt, den gerade dies Laſter anrichtet, der möchte wohl kein Mittel unverſucht laſſen, das vielleicht helfen könnte, aber ſo viel ich verſucht habe, ich habe nicht den Weg gefunden, der ſicher zum Ziele führt. So viel iſt mir klar geworden, daß ein Menſch nur durch eine wahre und recht gründliche Bekehrung die Kraft gewinnen möchte, der Begierde Widerſtand zu leiſten; aber die eigentlichen Trunkenbolde ſind ſo ſchlaff und von aller Willenskraft ſo ganz verlaſſen, daß es nicht dazu kommt; daher wird es nur gelingen, wenn gleichzeitig bei gutem Willen, dies ſchändliche Laſter zu beſiegen, auch möglichſt der körperliche Reiz durch kräftige Speiſen und andere ſtarke Getränke, wie Bier, Kaffee, Wein, gemildert und die Verſuchung ſorgfältig gemieden wird. Ein Mann, der den Freiheitskrieg mitgemacht und in demſelben, wie viele Andere, ſich das Branntweintrinken ſehr angewöhnt hatte, hatte eine brave Frau, die ihn ſeiner Gutmüthigkeit und ſeines Fleißes wegen liebte; aber wöchentlich ein- oder gar zweimal ging er ins Wirthshaus und kam dann gewöhnlich ſchwer betrunken nach Hauſe. Ich habe den armen Mann viele Thränen weinen ſehen, und auch oft mit der Frau betend um Hilfe angetroffen; in der Kirche war er ſehr aufmerkſam und theilnehmend, aber die Rückfälle blieben nicht aus. Nur die Aenderung

trat ein, daß, wenn er früher im angetrunkenen Zustande sehr hochmüthig war und wohl tobte und zankte, so war es jetzt, als ob er sich schäme; er mochte sich vor der Frau und den Kindern nicht sehen lassen und taumelte lieber in den Wald, um sich dort zu verbergen. Wie sehr sind doch solche arme Menschen zu beklagen! —

Sehr geneigt bin ich, den Diebstahl ebenso für ein schwer zu überwindendes Laster zu halten. Die Mittheilungen, die mir in der Privatbeichte gemacht sind, zeugen wenigstens davon, daß die Diebe auch ihre Zeiten haben, in denen sie von den besten Vorsätzen beseelt sind, aber wenn die Gelegenheit günstig ist, können sie doch nicht widerstehen. Ich habe eine Frau gekannt, die ihren eigenen Mann bestahl und das Geld nach einiger Zeit mit Thränen zurückgab. Der Mann wollte sie durch starke Demüthigungen bessern. Wenn sie bei den Nachbarsleuten oft Sachen gestohlen hatte, die kaum zu gebrauchen waren, so mußte sie sie wieder hintragen; aber sie konnte es nicht lassen, selbst wenn sie auf Hochzeiten oder Kindtaufen geladen war und der Mann bei der Rückkehr ihre Kleider durchsuchte, fand er Tücher oder Löffel, die sie den eigenen Freunden gestohlen hatte. Bei den Menschen ist der Diebstahl ein sehr verachtetes Laster; aber wie oft sind nicht auch deine guten Vorsätze schon zu Schanden geworden im Kampfe gegen die Sünde, die dir in langen Jahren wie zur Gewohnheit geworden ist; Zorn, Heftigkeit, Lügen, Eitelkeit können ebenso gut zu Lastern werden, sie werden nur nicht so hat beurtheilt, aber Sünde ist Sünde. Dazu kommt noch, daß außer

der Sünde der Unzucht keine Sünde so häufig von den Eltern zu den Kindern übergeht, als gerade die Unehrlichkeit. Wenn eins dieser beiden Laster in einer Familie sich festsetzt, dann geht sie ihrem Verfalle entgegen, und ein Volk, in dem die Ueppigkeit mit der Unzucht herrscht und das nicht im Schweiß des Angesichts das tägliche Brot erwerben will, sondern durch Wucher, Spiel, Betrug und Diebstahl reich werden will, ist in der Auflösung begriffen.

Jedes Leiden ist Folge und Strafe der Sünde, aber die Strafen sind zugleich von der Barmherzigkeit Gottes geordnet, ob nicht ein Mensch in sich schlagen wolle und bedenken, was zu seinem Frieden dient, darum muß der Geistliche Achtung geben, und wenn der Herr auch zu den tiefgefallenen Sündern kommt mit seiner Heimsuchung, muß er treulich den Zweck der Wege Gottes ihnen vorhalten und die Gnade verkündigen, die sie noch retten will. Auf daß er aber damit auch ein williges Ohr finde, ist vor allen Dingen nöthig, daß er nicht in vornehmer und herablassender Weise mit diesen Armen spreche, sondern daß sie seine herzliche und aufrichtige Liebe spüren. Ausschelten und abtrumpfen, das kann Jeder, und das erbittert die Leute, wer aber den Befehl des Herrn befolgen will und die Verlorenen suchen, muß auch etwas von der Liebe im Herzen haben, von der das alte Lied singt:

„Dem allemal das Herze bricht,
Wir kommen oder kommen nicht."

Es ist falsch, wenn man meint, man müsse solchen Personen das Gesetz und seinen Fluch verkündigen, und damit auf sie losschlagen. Wenn sie es auch nicht sagen und

bekennen, ſie fühlen die Sünde und den Fluch; hier gilt es, das Evangelium verkündigen und ihnen Muth zum Glauben machen.

Sündhaft wird der Menſch geboren, aber laſterhaft wird er erſt, wenn die Sünde ſich ungehindert entwickelt. Wie die Dispoſition zur Sünde verſchieden iſt, ſo ſind auch die Laſter verſchieden, die daraus hervorgehen. Ein geſchickter Arzt erkennt die Krankheit im erſten Anfange und gebraucht ſeine Mittel, daß ſie nicht zum vollen Ausbruch komme und tödtlich werde. Die Seele kommt krank in die Welt, und die Erziehung kann wohl nicht die Krankheit wegnehmen, kann aber doch das Kind zu dem Seelenarzte hinführen, der es geſund machen und vom Tode erretten kann. Es giebt Eltern und auch mürriſche und hypochondre Lehrer und Gouvernanten, die die armen Kinder behandeln als wären ſie ſchon laſterhaft, und die Sünden der Jugend beſtrafen, als wenn ſie Verbrechen begangen hätte. Das Kind fühlt, daß man ihm Unrecht thue, und wird nicht gebeſſert, ſondern verbittert, und das iſt faſt das übelſte, das geſchehen kann. Wer dem Kinde die fröhliche Unbefangenheit raubt, kann es vielleicht zerbrechen, aber gebeſſert wird es wahrlich nicht. Es kann wohl lernen ſich verbergen und das Böſe heimlich thun, auch wohl ſeine Zuflucht zur argen Liſt nehmen, aber die Sünde legt es nicht ab. Je mehr man das Kind nöthigt, die Thür zu ſeinem Herzen zu verſchließen, und es ſo behandelt, daß es der Verſtellung und Lüge anheimfällt, deſto unheilbarer wird es. Es verliert den Glauben an die Liebe und damit auch die Fähigkeit, ſich helfen zu

laſſen. Es giebt faſt keinen traurigeren Anblick, als ein Kind, das durch tyranniſche Mißhandlungen ſcheu und trotzig gemacht iſt. Dadurch wird der Fortſchritt in der Sünde gefördert, und das Laſter entwickelt ſich ſchnell. Ein armes Kind ſchlagen und züchtigen, das kann freilich ein Jeder leicht thun, aber ſo wie Eltern und Lehrer wahrlich keine Befriedigung in ſich fühlen, wenn ſie das Kind gemißhandelt haben, ſo wird es auch gewiß nicht dadurch gebeſſert, und es kann in der Weiſe Verſtocktheit, Bosheit und wohl gar Rachſucht hervorgerufen werden. Wenn die Kinder ſich zum erſten Male zum Confirmanden-Unterrichte verſammeln, kann man ſehr leicht die erkennen, die durch Furcht und Angſt erzogen werden, und es ſind gerade dieſe am wenigſten zugänglich für die tieferen Gedanken des Evangeliums. Im Gegenſatz gegen dieſe Behandlung oder Mißhandlung der Kinder giebt es Eltern, die auf andere Abwege gerathen, indem ſie von den Kindern Alles, auch ihre Fehler, liebenswürdig finden. Sie ſehen in den Unarten die Anlagen zu Tugenden, aus dem Uebermuth ſoll die Thatkraft, aus dem Trotz die Energie, aus dem Eigenſinn die Feſtigkeit des Charakters u. ſ. w. ſich entwickeln. Der Knabe, der mit Schlauheit ſich durchlügt und die Lehrer überliſtet und in wohlüberlegter Weiſe der verdienten Strafe zu entgehen weiß, wird bewundert, und man glaubt, er werde einmal ein bedeutender Mann werden. Das Töchterchen, das von höflichen Leuten wegen ſeines angeblich hübſchen Ausſehens gerühmt wird, merkt er ſehr bald, daß die Eltern ſich geſchmeichelt fühlen und daß ſie darauf bedacht ſind, es möglichſt herauszuputzen;

ſo wird oft in dem armen Kinde das gefährlichſte Laſter für ein weibliches Weſen, die Gefallſucht, ausgebildet. Wie muß man doch ein kleines Mädchen beklagen, das ſchon ſo früh wie eine Zierpuppe von der Mutter gemißhandelt und zur Ziererei angeleitet wird. Von Natur iſt das weibliche Weſen mit Schüchternheit und Demuth geſchmückt, und erſt durch eine ganz verkehrte Erziehung werden dieſe natürlichen Tugenden ausgerottet. Wenn man ſieht, wie ein kleines Mädchen in der künſtlichſten Weiſe geſchmückt und wie eine Schauſpielerin, die eben auf die Bühne gehen will, gekleidet wird, dann kann man ſich nicht wundern, wenn es ſpäter den Sinn für den wahren Schmuck der Seele verliert und in ſeichter Oberflächlichkeit ſich gefällt und ſelbſt bei der Ausbildung ſeiner Talente nur das eine Ziel im Auge hat, wie es glänzen und den Menſchen gefallen will. Die Eitelkeit iſt der gefährlichſte Feind des Mädchens, und rechte Mütter ſollten ſehr ernſtlich darauf bedacht ſein, ihre Töchter möglichſt dagegen zu ſchützen. Kinder und Eltern müſſen einſt vor dem Richterſtuhle Gottes ſtehen. Wenn nun das Kind an jenem Tage verloren geht und die Eltern ſich geſtehen müſſen, daß ſie es ſelbſt verleitet und die angeborene Sündhaftigkeit gepflegt und ſich haben entwickeln laſſen, wie werden ſie dann ihr Unrecht beſeufzen müſſen. Es wurde einmal ein Raubmörder hingerichtet; ehe der Henker ſein Amt verrichtete, wurde es jenem geſtattet, noch ein Wort zu ſagen. Er hörte in der Zuſchauermenge die weinende Stimme eines Weibes, das laut ſchrie. Der Verbrecher wies mit dem Finger auf das Weib und ſprach: „das iſt meine Mutter,

die iſt ſchuld, daß ich hingerichtet werde; als kleiner Knabe habe ich bei den Nachbarsleuten Kleinigkeiten geſtohlen und ſie hat mich nicht deshalb getadelt, ſo bin ich von Stufe zu Stufe tiefer geſunken und zum Mörder geworden." Wie das Unkraut wuchert, den guten Samen erſtickt und die Kräfte des Ackers ausſaugt, ſo auch die Sünde, ſie unterdrückt die guten Anlagen des Kindes, verwüſtet das Herz und macht alle Kräfte des Leibes und der Seele ſich unterthänig. Zuerſt wird die Phantaſie des Kindes von unreinen Bildern erfüllt, darauf die Neugierde, wie die verbotene Frucht, die lieblich anzuſehen iſt, ſchmecken möge, dann der heimliche Zug zu denen hin, die ſchon der Sünde dienen, endlich die bequeme Gelegenheit und der Fall, der Weg geht von einer Ungerechtigkeit zur andern. Die Scham vor ſich ſelber wird immer ſchwächer bis zuletzt der Zuſtand eintritt, von dem geſchrieben ſteht, wer Sünde thut iſt der Sünde Knecht. Das Gebet iſt ſchon längſt verſtummt, und der Zug zu Gottes Wort iſt ſo kraftlos geworden, daß vielmehr eine Abneigung oder gar ein Haß gegen die Kirche ſich entwickelt hat. Weil aber doch die Gedanken, die ſich verklagen und entſchuldigen, nicht ganz und nicht immer ſchweigen, ſo nimmt der Menſch ſeine Zuflucht zur Lüge. Zuerſt muß die Auctorität der h. Schrift beſeitigt und das zweiſchneidige Schwert ſtumpf gemacht werden, ſodann die Theorie: es gibt keinen Gott und kein Gericht. Aber auch im Leben des Laſterhaften gibt es Gnadenſtunden. Die Folgen ſeiner Sünde haben vielleicht ſeines Leibes Geſundheit zerſtört oder haben ihn der Schande anheim fallen laſſen oder haben ſein Fort-

kommen in der Welt verhindert. Er muß einsehen, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Wer jemals in das innere Leben eines solchen armen Menschen gesehen hat, der die schweren Ketten des Lasters trägt, und die vergeblichen Anstrengungen kennt, die er macht, sie zu zerreißen, der wird zum innigsten Mitleiden bewegt. Die selbstgerechten Kinder der Welt mögen wohl hart über ihn urtheilen, indem sie meinen, es komme nur darauf an, daß er den Willen habe sich zu bessern, so könne er es auch; wer aber die Macht der Sünde, die zum Laster sich ausgebildet hat, kennt, der weiß auch, daß eben die Willenskraft gebrochen ist. Jeder Geistliche, der in der Seelsorge tiefere Erfahrungen gemacht hat, hat gewiß reichlich solche Sclaven kennen gelernt, die sich in ihren Ketten winden und krümmen und nach der Freiheit sich sehnen, aber zerreißen können sie sie nicht. Vielleicht gelingt es eine kurze Zeit die gewohnte Sünde zu lassen und ein- oder zweimal der Versuchung zu widerstehen, aber die Rückfälle kehren immer wieder und zuletzt verfallen sie in eine stumpfe, gedankenlose Gleichgiltigkeit. Ein junger Mensch, in dem sich ein gar schimpfliches Laster sehr früh ausgebildet hatte, das seine geistigen Kräfte und seines Leibesgesundheit verzehrte, klagte seine Noth, daß er bei allem Ringen nicht von der Sünde los könne. Ich fragte ihn, ob er mir sagen könne, weshalb der Heiland ein Erlöser genannt werde? Er war aber mit der Heilslehre ganz unbekannt. Ich sagte ihm, daß der Herr allein die Gefangenen frei machen könne und die finsteren Ketten zerreißen. Er schüttelte den Kopf und ging, aber sehr bald

kam er wieder und verlangte zu erfahren, wie er könne erlöset werden. Ich las mit ihm Römer 7, 14—25, als ich ein wenig die einzelnen Verse erklärt, sagte er öfters „ja, so ist es mit mir" und hob an zu weinen. Er war offenbar erstaunt, daß in der h. Schrift in so klarer Weise sein innerer Zustand beschrieben sei, und damit war der Anfang gemacht, daß der Glaube an Gottes Wort erwachte. Er erfuhr auch bald durch Gottes Barmherzigkeit, daß das Gebet seinem Willen neue Kräfte brachte, und er ist späterhin eine Zeuge dafür geworden, daß der Heiland wirklich ein Erlöser sei. Vorsichtig aber muß man diesen Personen gegenüber im Gebrauche der Lehre von der Rechtfertigung sein, sie sind sehr geneigt, in solcher Weise die Vergebung der Sünden sich anzudichten, daß sie dabei in der alten Sünde heimlich fortleben zu können meinen. Sie werden leicht im Kampfe müde und ihr Glauben wird kraftlos. Es ist dies oft bei älteren Männern und Frauen der Fall; wenn mit dem Schwächerwerden des Leibes auch das Laster abzunehmen scheint, so trösten sie sich leicht mit einem todten Glauben, ohne daß sie zum wahren neuen Leben hindurchgedrungen sind. — Die Sünde, aus der sich mit der Zeit das Laster entwickelt, meldet sich gewöhnlich schon im Kindesalter an. Es kann nun freilich die Erziehung wie gesagt nicht die Sünde ausrotten und dem Kinde ein neues Herz geben, sie kann aber doch den Dienst des Täufers Johannes verrichten und dem Herrn den Weg bereiten zum Herzen. Wenn der Herr zu seinen Jüngern, als die Kindlein zu ihm gebracht wurden, sagt — wehret ihnen nicht, lasset sie zu mir kommen, so ist vor

allen Dingen das zu vermeiden, was den Kindern hinderlich sein kann, dem Zuge des Vaters zum Sohne zu folgen. Von entscheidendem Einflusse auf die Entwicklung des Kindes ist die Luft, die es im Vaterhause einathmet. Ist es hier die heidnische Frage, was werden wir essen, womit werden wir uns kleiden, um die sich alles dreht, so geht auch das Kind unter im irdischen Wesen, und dem Laster ist die Thür geöffnet. Herrscht im Hause die Eitelkeit und die Hoffart und ist Alles darauf berechnet zu genießen und zu glänzen, so wird auch das Kind der Sinnlichkeit anheimfallen und ein Knecht des Fleisches werden. Jedes neugeborne Kind ist eine dringende Aufforderung an die Eltern in der Aufrichtigkeit vor dem Herrn zu wandeln und im Gebrauche der Gnadenmittel, Gebet und Gottes Wort, es zu gewöhnen vor dem zu wandeln, der Herz und Nieren prüfet, auf daß es zu dem komme, der allein den Sieg geben kann über Fleisch und Blut und die Versuchungen in dieser Welt. Der größte Reichthum, den Eltern den Kindern hinterlassen können, besteht wahrlich nicht in Geld und Gut, sondern vielmehr darin, daß sie von ihnen das Beispiel der lautern und wahren Frömmigkeit gesehen haben. Des Vaters Segen baut ihnen Häuser und der Mutter Gebet zieht sie immer wieder zurück zu dem, der sie bewahrt in den Versuchungen und sie tröstet in aller Noth.

Die Zweifler.

Weil die heilige Schrift die Offenbarung des unendlichen und darum unbegreiflichen Gottes ist, darum muß

ſie Vieles enthalten, was über des Menſchen beſchränkte Vernunft hinausgeht. Wenn die heil. Schrift von dem Menſchen könnte begriffen werden, ſo könnte ſie eben nicht Gottes Wort ſein. Der Gott, den ſich die Menſchen ſelbſt erſinnen und aus ihren Begriffen conſtruiren, iſt freilich ein ganz anderer, als der, der in der Bibel uns verkündigt wird, aber darum iſt er auch eben nicht der lebendige und wahre Gott, ſondern es iſt ein Götze. Die alten Heiden machten ihre Götzen aus Holz, Stein oder Silber, die modernen Heiden aus ihren Gedanken und Phantaſien. Es iſt nur der Unterſchied, daß die alten Heiden fromm waren und ihre Götzen anbeteten, was die modernen Heiden, die in der Chriſtenheit leben, nicht thun; ſondern ſie haben ihren Gott nur, um für ihr Gedankenſpiel eine Unterhaltung zu haben oder ihren Scharfſinn zu üben. Auch geben ſie ihm mit den Jahren eine andere Form und kleiden ihn anders an, in der Jugend iſt er immer freundlich und ſchilt ſie nicht wegen ihres Leichtſinns und ihrer Lügen, im ſpätern Alter iſt er oft launig und thut unbegreifliche Dinge, und ſie nennen ihn dann das Schickſal; wenn aber das Leben zu Ende geht, dann iſt er wieder ſehr gutmüthig und wie ein ſchwacher Vater macht er ſie endlich alle ſelig. Einen Gott, der da ſtraft, zürnt und die Ungläubigen verdammt, können ſie ſich nicht denken, und darum darf es auch einen ſolchen Gott nicht geben. Doch nicht alle Menſchen können ſich an abſtrakten und weſensloſen Ideen genügen laſſen, theils haben ſie noch ſo viel Vernunft oder ihre Vernunft iſt noch nicht ſo verblendet, daß ſie die Thorheit und Armſeligkeit des Glaubens

an die Götzen einsehen; theils aber auch tragen sie in sich ein tiefes Zeugniß von dem Dasein eines heiligen und gerechten Gottes, der die Sünde straft. Vor ihnen steht die Kirche mit ihrem Bekenntniß des Glaubens an den dreieinigen Gott und mit einer Geschichte von 1800 Jahren. Sie sehen vor sich eine Wolke von Zeugen, die in dem Glauben der Kirche gelebt haben und gestorben sind, die ein gottseliges Leben geführt und den Frieden ihrer Seele gefunden haben. Auch können sie sich nicht verschweigen, daß die, die ihren Glauben bekannt haben, nicht grade schlechte Leute waren, sondern Viele, deren Andenken noch immer die dankbare Nachwelt ehrt, gehören dazu. Auch nicht eben lauter beschränkte Köpfe sind es, sondern es gehören dahin auch sehr scharfe und klare Denker, die in der Wissenschaft und Kunst sich außerordentliche Namen erworben haben. — In einem Eisenbahnwagen unterhielten sich einmal mehrere wohlgesinnte Männer über das eminente Talent und die hervorragenden Gaben des sel. Stahl, sie rühmten seine Schriften und seine Rednergabe, mit der er die Thorheit der Demokraten und Liberalen geißelte und züchtigte, aber, setzte einer hinzu, es ist doch sehr zu beklagen, daß dieser Mann in religiöser Hinsicht ganz bornirte Ansichten hat und mit dem Professor Hengstenberg im intimen Umgange lebt; da fragte einer, der schweigend zugehört hatte: „Woher wissen Sie denn, daß die Ansichten des Professors Stahl so gar bornirt sind? so viel mir bekannt, hat er die Autorität der Kirche für sich; vielleicht wäre es richtiger, wenn Sie sagten, daß, wenn ein solcher Mann sich zu den Lehren der Kirche bekennt, diese

mehr Grund für ſich haben müſſen, als der Glaube derer, die auch in andern Dingen für minder tiefe Denker gehalten werden.“ —

Es gibt dreierlei Wege, in denen die Menſchen zum lebendigen Glauben kommen. Die Einen empfangen ihn als ein Erbtheil aus dem Vaterhauſe, ſie ſind von früh an mit dem Lebensbrod geſpeiſet, ſind von einer frommen Mutter geboren, die ſie unter ihrem betenden Herzen getragen hat und haben aus des Vaters Munde die Stimme des guten Hirten gehört, der unbewußte Glaube der Kindheit iſt in dem Kampf mit der Sünde und in den Erfahrungen des Lebens ein bewußter geworden, und von Stufe zu Stufe ſind ſie emporgeſtiegen zu dem vollen Glauben an des Herrn Kreuz und ſein Sitzen zur Rechten der Majeſtät Gottes. — Die Andern haben in der Jugend andere Führer gehabt und ſind zu den Götzen ihrer Zeit hingeführt, ſie haben kein anderes Geſetz, als des wandelbaren und trügeriſchen Gewiſſens, und keinen andern Gott als das Gebilde ihrer Vernunft kennen gelernt, aber unter den Stürmen und in der Noth des Lebens hat der Hunger und Durſt ihrer Seele ſie nach und nach hingezogen zu dem Fürſten des Lebens, in dem allein Leben und volle Genüge iſt. Der Zug des Vaters zum Sohne iſt ihnen zu mächtig geworden, und ſie ſind hindurchgedrungen zu der wahren Freiheit der Kinder Gottes. — Endlich gibt es auch ſolche, die unbefriedigt bleiben bei der Weisheit, die die Tugend zu rühmen verſteht, ohne ſie zu üben, die von der Freiheit redet und dabei doch die Ketten der Sünde nicht zerreißen kann, die eine Unſterblichkeit lehrt, aber doch

nicht den Weg finden kann, der zur Seligkeit führt. Dieſe Letzten ſind es nun beſonders, die durch die Nebel des Zweifels zum Lichte der Wahrheit hindurchzudringen ſich bemühen. Man muß wohl unterſcheiden zwiſchen Unglauben und Zweifel. Der Unglaube verwirft und verachtet den Glauben, der Zweifel möchte gerne glauben, kann aber noch nicht; der Unglaube ſucht den Glauben zu bekämpfen, der Zweifel dagegen ſucht und ringt danach, ſich von der Wahrheit des Glaubens zu überzeugen. Im Weſentlichen kann man aber zweierlei Arten von Zweifeln unterſcheiden: der eine, der in der vorbereitenden Gnade die Menſchen überfällt, und der zweite, der ſie auch noch im Gnadenſtande verſuchen kann. —

Damit hat der Teufel die Sünde in die Welt gebracht, daß er den Zweifel in das Herz der erſten Menſchen warf. „Sollte Gott das wohl geſagt haben“ — ſprach die Schlange, und dieſe Schlangenſprache iſt ſeitdem auf Erden nicht verſtummt. Wenn Gott der Herr in ſeinem Wort von der Verdammniß der Sünder von dem Gericht und der Hölle redet, ſo ſpricht noch heut die Schlange: „Sollte Gott das wohl geſagt haben? — ihr werdet mit nichten des Todes ſterben.“ — Ebenſo regt ſich aber auch das Wort der Schlange, wenn die heil. Schrift redet von der Vergebung der Sünde durch des Herrn Jeſu Kreuz und Blut, wenn von dem Geheimniß der Taufgnade und der wunderbaren Kraft des heil. Abendmahls die Rede iſt, der Zweifel ſteht und ſieht die Gnadengaben Gottes wie in dunkler Ferne und fragt: Sollte das wirklich alles wahr ſein? — Viele meinen wohl, das Glauben ſei eine

so leichte und verächtliche Sache, daß davon unmöglich des Menschen Heil könne abhängig gemacht werden. Wer aber in den tieferen Sinn des Wortes eindringt und von seinem eigenen Herzen überzeugt wird, daß es kein anderes Rettungsmittel gibt, der merkt bald, daß in diesem einen Worte die Fragen über Tod und Leben, über Seligkeit und Verdammniß ihre Antwort finden und allein finden können, der erkennt auch wohl, daß in diesem Worte die Feindschaft gegen den alten Menschen, gegen Fleisch und Blut liegt. Der Zweifel spricht: Ich möchte gerne glauben, aber ich kann nicht, er seufzt: Gott sei mir Sünder gnädig! — Im Zweifel wacht der Mensch auf aus dem Schlafe der Sicherheit, er zweifelt an dem, womit er seither seine Seele betrogen hat, er zweifelt, ob die Hand, die im Evangelio sich ihm darbietet, ihn auch retten könne. Von dem Nicodemus heißt es bezeichnend, er kam in der Nacht zu Jesu, und es ist damit nach des heiligen Johannes sinniger Weise zugleich der Zustand seines Innern bezeichnet. Es gehört wenig Erfahrung dazu, um zu erkennen, ob der Zweifel von der Sehnsucht nach dem Glauben begleitet ist, oder ob er nur eine erheuchelte Form ist, um seinen Unglauben dahinter zu verbergen. In diesem letzten Falle werden Fragen aufgeworfen, die sich eigentlich nicht auf die Heilsordnung beziehen, sondern auf die Schwierigkeiten einzelner Facta in der heiligen Schrift, wie der Stillstand der Sonne, oder, wie die Schlange habe sprechen können u. dergl. Der Geistliche muß freilich auch diesen Leuten Antwort zu geben wissen, aber doch so, daß er sie fühlen läßt, wie wenig es ihnen Ernst sei um das, was

die Hauptſache im Verſtändnis der Wunder in der heil. Schrift ſei! Man muß es ſo ganz in der Ordnung finden, daß ein natürlicher Menſch zuweilen Dinge in der heil. Schrift findet, die ihm ein Aergernis und eine Thorheit ſind, und das Geſpräch wenigſtens ſo wenden, daß ſie nicht in ihrem Unglauben ſich geſtärkt ſehen können. Oft iſt in ſolchen Fällen ſchweigen beſſer, als ſich provociren zu laſſen. Wem es gegeben iſt, in ſchlagender Weiſe die Thorheit zurückzuweiſen, mag es thun. Als in einem Poſtwagen die Reiſenden auf religiöſe Fragen in ihrer leichtfertigen Unterhaltung kamen und ſehr bald der Eine dieſe, der Andere jene wunderliche Meinung ausſprach, zog der Geiſtliche, der zugegen war, ſeine Uhr aus der Taſche und fragte, was wohl die Zeit ſei! Sehr bald griff jeder nach ſeiner Uhr, ſie ſtimmten aber nicht überein, und es ward ein ziemlich lebhafter Streit, indem jeder behauptete, ſeine Uhr gehe recht. Es wurde endlich beſchloſſen, den Streit in Berlin durch die Uhr am Akademie-Gebäude ſchlichten zu laſſen, denn dieſe gehe richtig. Da kehrte der Geiſtliche zu dem Geſpräche zurück und ſagte, er kenne auch eine richtig gehende Uhr, und darnach ſeien alle Fragen in religiöſer Hinſicht zu ſchlichten, dieſe Uhr ſei das Wort Gottes, und ſie würden wohl thun, ihre Uhren immer darnach zu ſtellen, die Sonne der Wahrheit gehe ihre unwandelbaren Wege. Das Geſpräch brach damit ab! —

Man darf nicht überſehen, daß der Unglaube, der zu Zweifeln und oft lächerlichen Behauptungen führt, die von einer groben Unwiſſenheit ausgehen, immer ein Zeugnis iſt

von dem Stachel, wider den ſie zu löcken verſuchen, und es kommt mehr darauf an, den Stachel zu erkennen, als ſich durch das Geſchwätz irre leiten zu laſſen, und mehr auf die Bedürfniſſe des Herzens Rückſicht zu nehmen, als auf das, was der Mund redet. Umgekehrt iſt es bei denen, die in ehrlicher Weiſe vom Zweifel überfallen ſind, bei ihnen iſt das Herz eigentlich ſchon gläubig, nur der Verſtand kann ſich in der neuen Welt, die der Glaube aufgeſchloſſen hat, noch nicht zurechtfinden, er verſteht theils die Sprache des Volkes in Jeruſalem noch nicht, denn hier nehmen nicht allein die Sitten eine andere Regel an, ſondern auch die Worte erhalten eine andere Bedeutung, auch die Logik iſt eine völlig andere geworden. Die Schlüſſe, die der Glaube aus gegebenen Prämiſſen zieht, ſind oft ganz entgegengeſetzt denen, die ein von einer höhern Welt unberührter Scharfſinn daraus herleitet. Der Umgang mit ſolchen Zweiflern iſt ein gar ſehr erquicklicher, es iſt, als wenn man in der Frühlingsſonne wandelt, wenn Eis und Schnee noch nicht ganz verſchwunden ſind, und die Bäume noch nicht mit Blättern und Blüten geſchmückt ſind, die aber doch ſchon in den ſchwellenden Knospen ſich anmelden. Wie ein Menſch, wenn er in ſchwerer Krankheit die Kriſis überſtanden hat, freilich noch krank und ſehr ſchwach iſt, dennoch auf dem Wege der Geneſung ſich befindet, ſo iſt auch der Zweifel ein Zeichen, daß die Seele geneſen will. Daher iſt er auch nicht auf theoretiſche und müßige Fragen gerichtet, ſondern auf Fragen, die geradezu Lebensfragen ſind. Wie iſt eine Wiedergeburt möglich? Wird auch der Herr mich annehmen? Wie

gelange ich zum Frieden? Meine Buße iſt wohl nicht kräftig genug und mein Gebet nicht brünſtig genug. Es hält ſehr ſchwer, daß ein natürlicher Menſch ſich darin orientirt, daß er ſich ſoll Alles ſchenken und geben laſſen, und daß mit ſeinem Thun und ſeinem Gebet kein Verdienſt vor Gott verbunden ſei, ja, daß ſein Glaube nichts anderes ſei, als die leere und zitternde Hand eines Bettlers. Wie eine Mutter ein geneſendes Kind mit verdoppelter Treue und Sorgſamkeit pflegt, ſo ſoll auch der Paſtor dem ehrlichen Zweifler mit beſonderer Liebe, Treue und Geduld entgegenkommen und ihm nachgehen. Als Thomas vom Zweifel in die Einſamkeit getrieben wurde, dort keine Ruhe fand und zu den Jüngern zurückkehrte, wollte er wohl gerne glauben, daß der Herr auferſtanden ſei, aber die Sache war ihm ſo ſehr wichtig, daß er nicht anders glauben konnte, als aus eigner Erfahrung; da erſchien ihm der Herr mit ſeinen Wunden und Thomas rief aus: „Mein Herr und mein Gott!“ Als der Kämmerer aus dem Mohrenlande in der Wüſte im Propheten Jeſaias das gewaltige Cap. 53 las und von allerlei Fragen gequält wurde, da war Philippus ſchnell bei der Hand und legte ihm die Schrift aus; dem Kämmerer fiel es wie Schuppen von den Augen, er begehrte die Taufe und zog dann ſeine Straße fröhlich weiter. Wie man aber den Reconvaleszenten nicht harte und ſchwere Speiſen gibt, ſo auch muß man denen, die noch von Zweifeln geplagt werden, nichts anderes geben, als die lautere Milch des Evangeliums, ſie ernſtlich an das Gebet weiſen und ganz beſonders zur Nüchternheit ermahnen, ſie möglichſt fern zu halten ſuchen

von der Luſt der Welt und zum treuen Gebrauch der Gnadenmittel ermahnen.

Aber auch die, die im Gnadenſtande leben, bleiben von Zweifeln nicht verſchont; bald iſt es das Regiment Gottes, das ihnen dunkel erſcheint und ihren Glauben erſchüttert, bald ſind es einzelne Lehren der heil. Schrift, die ſie mit Unruhe erfüllen, oder es geht nach ihrer Meinung in der Heiligung ſo langſam oder gar rückwärts, daß ſie ihren Gnadenſtand überhaupt in Frage ſtellen zu müſſen glauben. Daß ſchwere Erfahrungen und große lang anhaltende Leiden manches im Glauben bewährte Herz in Verſuchungen bringen können, weiß ein Jeder aus ſeinem eigenen Leben. Als Aſſaph ſah, daß es dem Gottloſen wohl ging und daß der Gerechte viel leiden mußte, ſagte er: mein Fuß hätte beinahe geglitten, und ich wäre faſt irre geworden, als ich den Gottloſen bei guten Tagen ſtolziren ſah und ruhmredig reden hörte. Als Johannes der Täufer im Gefängniſſe ſaß, wurde er auch irre, ob Jeſus der von den Propheten Verheißene ſei, oder ob er noch einen Andern zu erwarten habe. Wenn wir in der heil. Schrift das Leben der auserwählten Kinder Gottes anſehen, ſo lernen wir das Wort des heil. Paulus verſtehen, wenn er ſagt: Wir müſſen durch viel Trübſal in das Reich Gottes eingehen, und St. Petrus bezeugt, daß, gleichwie das Gold durch das Feuer gereinigt wird, ſo muß auch der Glaube in der Trübſal von ſeinen Schlacken gereinigt werden. In dem Briefe an die Ebräer werden die Baſtarde genannt, die kein Kreuz zu tragen haben. In den alten ſchönen Liedern wiederholt ſich oft dieſelbe Er-

fahrung, daß der Weg, den der Herr die Seinen führt, mit Kreuzen besetzt ist, und daß man in der Drangsalshitze nicht glauben solle, daß der Gott im Schooße sitze, der sich mit stetem Glücke speist. In der Geschichte vom reichen Manne und dem armen Lazarus zeigt uns der Herr in der schlagendsten Weise, daß des Menschen Gnadenstand ihn nicht durch zeitliches Glück und weltliche Ehren führt. In guten Tagen ist der Glaube wie ein Held vor der Schlacht, der den Mund voll nimmt, den Feind verachtet und des Sieges gewiß zu sein meint, wenn aber die Kanonen donnern und der Feind in nicht geahnter Stärke und Macht heranrückt, entfällt ihm doch das Herz. Jeder Pastor weiß aus seinem eigenen Leben und aus den Erfahrungen, die er in der Gemeinde macht, daß, wenn der Herr dunkle Wege mit den Seinen geht, auch das Licht des Glaubens zu erlöschen droht. St. Petrus war bereit, mit dem Herrn in den Tod zu gehen und konnte sagen: Wenn Alle dich verlassen, so will ich doch nicht von dir weichen; als er aber den Herrn gefangen und verspottet sah, da verleugnete er ihn dreimal und verschwor sich, daß er ihn nicht kenne. Eine Mutter, die um das Leben ihres kranken Kindes viel und ernstlich gebetet hat, und doch das Kind muß sterben sehen, oder ein Vater, der mit treuem Fleiße und Sorgfalt sein Kind erzogen hat und doch Schande an ihm erleben muß, stehen oft in schweren Versuchungen. Es ist leicht gesagt, daß des Herrn Wege andere sind, als unsere Wege, und seine Gedanken andere sind als unsere, aber schwer, oft sehr schwer ist es, sich unter des Herrn gewaltige Hand zu demüthigen. Bei

Leiden, die unmittelbar aus Gottes Hand kommen, ist es leicht, sich zurecht zu finden, wer aber durch die Sünden derer, die er herzlich lieb hat, niedergedrückt wird, der steht oft in so großer Trübsal, daß seine Seele sich wohl nach Trost sehnt, aber doch nicht finden kann. Hier hat der Seelsorger die Aufgabe, den Trost dem zweifelnden Herzen nahe zu bringen, und hier gilt es besonders, daß er selbst zuerst mit dem Herrn rede, bevor er in das Haus des Traurigen geht. Als die trauernden Jünger nach Emmaus gingen, gesellte sich der Herr zu ihnen, ihre Augen aber waren gehalten, daß sie ihn nicht erkannten. In der Trübsal wird das Auge der Seele so geschwächt, daß es dunkle Nacht zu sein scheint, und der Unglaube, der in der Finsterniß mächtig ist, rückt heran. Von dem Herrn aber heißt es, er schalt die Jünger, nannte sie Thoren und wies sie auf die Trägheit ihres Herzens, daß sie nicht glaubten an das Wort Gottes und seine Verheißungen. So gibt es auch solche Angefochtene, mit denen man nicht gar weichlich reden darf, sondern die man ernstlich und kräftig anfassen muß. Eine sonst gute Frau, die eben ihr einziges Kind durch einen plötzlichen Todesfall verloren hatte, war in solcher Aufregung, daß sie redete, als ob sie zweifle, daß es überhaupt einen Gott gebe, der Schmerz nahm ganz wilde Gestalten an. Ich hörte zuerst schweigend zu und nahm sie dann bei der Hand und ging mit ihr in eine Kammer, nöthigte sie mit mir niederzuknien, und im Gebet rief ich Gott den Herrn an, daß er uns nicht wolle vergessen lassen alle Gnade und Barmherzigkeit, die er uns und namentlich dieser Frau reichlich erwiesen habe, und

ging dann über, ihn zu bitten, daß wir nicht murren möchten, wenn es dunkel würde und wir seine Wege nicht mehr verstehen könnten, und uns bewahren, daß wir nicht in Unglauben, Zweifel und in die Schande des Abfalls verfielen, sondern, wenn uns auch Leib und Seele verschmachtete, so sei er doch unser Trost und Heil. Als sie aufgehört hatte, sich ungeberdig anzustellen, hielt ich ihr nachdrücklich vor, daß der Glaube nicht dazu da sei, um in guten und ruhigen Tagen ihn zu bekennen, sondern vielmehr dazu dienen solle, die Trübsal zur Ehre Gotttes zu tragen; ich fragte sie, wem sie das Kind in der Taufe übergeben habe, und ob sie denn nun, da der Herr es genommen habe, wirklich sich so versündigen wolle und den Herrn verleugnen. Sie war ruhiger geworden, und als ich sie an das Bett führte, auf dem das todte Kind lag, sagte sie: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, und ich fügte hinzu: Sein Name sei gelobt. Sie reichte mir die Hand und dankte. — In andern Fällen kommt es darauf an, den ganzen Trost, der Verheißungen Gottes der betrübten Seele vorzuhalten, und die erziehende Gnade Gottes, die unter den Leiden uns stärken, kräftigen und begründen will, zu preisen. Als ein besonderes äußerliches Hilfsmittel habe ich immer bewährt gefunden den Rath, möglichst fleißig die gewöhnlichen Arbeiten zu thun. Die Leute, die ein müßiges und unthätiges Leben führen, ergeben sich leicht in der Schlaffheit, die eine Folge der Unthätigkeit ist, einer hinbrütenden Traurigkeit, und gefallen sich darin, sich von andern bedauern zu lassen und den Schmerz immer wieder aufzuregen. Unrecht thut

man, wenn man die Urſache, die ein Menſch zur Traurigkeit hat, zu verkleinern ſucht; man muß vielmehr ſich eingehend in ſeine Lage zu verſetzen ſuchen und mit ihm das Leiden fühlen. Es kann geſchehen, daß man dadurch ganz wie ſtumm wird, daß man nach einem Troſtworte ſucht und es nicht finden kann. Mit den Weinenden zu weinen, iſt aber auch nicht zu verachten, und es iſt, als ob man dem Betrübten damit einen Theil der Laſt abnimmt. Sobald es möglich, muß man die Gedanken auf die aus den veränderten Verhältniſſen hervorgehenden Aufgaben hinlenken und ſo weit man kann, ſeinen Rath ertheilen und ſeine Hilfe zuſagen. Der Vater iſt todt, die Wittwe hat neue Sorgen für die Kinder, und die Kinder haben erhöhete Pflichten, der Mutter zu dienen, und in vermehrter Liebe ſich gegenſeitig zu tragen. Es iſt ihnen in ganz zuverſichtlicher Weiſe des Herrn Hilfe und Beiſtand zuzuſagen, wenn ſie werden Gott fürchten und die Sünde meiden. Alles, was die Energie des Willens anregt, hilft die Größe des Schmerzes mildern und erweckt das Vertrauen auf Gottes Hilfe. Ein ſehr arbeitſamer und ordentlicher Bauer hatte es endlich dahin gebracht, daß die Schulden bezahlt und die Hofgebäude in gutem Zuſtande waren, da verzehrte eine Feuersbrunſt ſeine ganze Habe, nur das Vieh war gerettet. Ich fand ihn mit ſeiner Frau und vier Kindern ganz wie gebrochen und verzagt bei den geretteten Betten und wenigen Möbeln; ich reichte ihm die Hand und hielt ſie längere Zeit feſt, wußte aber auch weiter kein Wort zu ſagen, als: Krieg und Brand ſegnet Gott mit milder Hand. Der Mann ſchwieg, und wir

ſtanden beide längere Zeit und ſahen auf die rauchenden Trümmer. Da kam ein Nachbar nach dem Andern und boten ihre Hilfe an: der Eine wollte ihm und den Seinen eine Stube einräumen, der Andere die Pferde, noch ein Anderer die Kühe u. ſ. w. aufnehmen und füttern. Ich ermunterte Alle, friſch die Hand an das Werk zu legen; der Mann wachte bald auf, und ſeine brave Frau, die mehr gefaßt war, als er, wie denn oft die Frauen eine überraſchende Kraft und Muth entwickeln, wenn der Mann den Kopf verliert, war ſogleich bereit, auf die Anerbietungen einzugehen. In der Liebe ward der Troſt gegeben und genommen. Laſſet uns aber lieben nicht mit Worten und mit der Zunge, ſondern mit der That und Wahrheit. Ein Jahr darauf war das Haus und die Scheune gebaut und zwar ſtattlicher, als zuvor. Der Mann aber ſchrieb in ſeine Bibel: „Was betrübſt du dich, meine Seele, und biſt ſo unruhig in mir? — Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angeſichts Hilfe und mein Gott iſt.“

Schwieriger ſind die zu behandeln, die die Urſache ihrer Zweifel nicht in den unbegreiflichen Wegen Gottes und in der äußerlichen Noth finden, ſondern innerlich ſich angefochten ſehen, und dadurch oft zum Zweifel an die Gnade Gottes und an ihre eigene Kindſchaft kommen. Wir ſehen dabei ab von denen, die gerne mit dergleichen Gedanken ſpielen und den Geiſtlichen plagen mit ihren Phantaſien, die ſich ſelbſt Zuſtände fingiren und dann allerlei müßige Fragen ſtellen. Es ſind das gewöhnlich Leute, die entweder nicht gern arbeiten oder auch keine

Arbeit haben, und ſie glauben, dem Geiſtlichen Gelegenheit zu geben, ihren religiöſen Eifer und ihre tiefen Gedanken zu bewundern; häufig verbirgt ſich dahinter eine ſittliche Schlaffheit und auch wohl ein hartes Urtheil über Andere, die nicht Zeit haben, ſich mit unnützen Gedanken zu plagen. Ein erfahrener Paſtor wird es verſtehen, ſich mit ſolchen Leuten in möglichſter Kürze abzufinden. Er muß ſich aber vorſehen, daß er nicht Aeußerungen thut, die ſie leicht verdrehen können und herumtragen und ihn verleumden. Als ein gutes Mittel habe ich oft bewährt gefunden, daß man ihnen einen Pſalm oder ein längeres Lied aus dem Geſangbuche empfiehlt zum Auswendiglernen, und wenn ſie das gelernt hätten, möchten ſie wiederkommen. In der Regel bleiben ſie dann längere Zeit weg, weil ſie nicht Luſt haben, dergleichen Uebungen vorzunehmen.

Eingehend müſſen aber die behandelt werden, die wirklich in allerlei Zweifel und Anfechtungen verfallen ſind. Man darf aber auch bei den Schwermüthigen und Verzagten nicht immer gleich glauben, daß ihre Leiden nur von geiſtlicher Art ſeien, ſie gehen auch zum Theil aus körperlichen Zuſtänden hervor, und man muß daher dringend dazu rathen, ſich an einen verſtändigen Arzt zu wenden. Es gibt nicht wenige, bei denen die trüben und finſteren Gedanken aus einer Störung im Unterleibe oder aus einer ſchlechten Beſchaffenheit des Blutes ihren Urſprung haben. So wie es körperliche Conſtitutionen gibt, die zu dieſer oder jener Sünde beſonders hinneigen, ſo nimmt auch das Leben im Glauben bei verſchiedenen Naturen eine ver-

ſchiedene Geſtalt an. Perſonen, die an der Lunge leiden, namentlich Schwindſüchtige, bringen leichter hindurch zum Frieden und zu einer gewiſſen Fröhlichkeit im Glauben, als Hypochondriſten und Nervenſchwache. Wie es im irdiſchen Leben Reiche und Arme gibt, und wie der Eine von Natur größere und der Andere geringere Gaben empfangen hat, und wie auch wieder die Talente gar verſchieden vertheilt ſind, ſo auch im Reiche der Gnade: dem Einen iſt mehr gegeben, dem Andern weniger, der Eine hat ein Pfund, der Andere zehn Pfund empfangen, es kommt aber zur Seeligkeit nicht an auf die Größe der Gaben, ſondern auf die Treue, mit der der Menſch das anvertraute Pfund gebraucht. Als Paulus die Gnadenwege Gottes in der Führung der Völker überſah, ſpricht er nicht wie Jemand, der die Geheimniſſe in der Oekonomie des Reiches Gottes verſtanden hätte, ſondern er betet an die unbegreiflichen Gerichte und die unerforſchlichen Wege Gottes. So findet man auch in der Seelſorge Menſchen, deren Führungen, Kämpfe und Leiden wie ein undurchdringliches Geheimniß vor die Seele treten. Die heil. Schrift gibt Andeutungen, daß es auch in jener Welt verſchiedene Stufen der Seligkeit, ſo wie auch in der Verdammniß gibt. Unter den Seligen wird der Eine über Viel, der andere über Wenig geſetzt werden. Auch in der Engelwelt gibt es Geiſter, die mächtiger und herrlicher ſind, als Andere. Wie ein Gärtner nicht von allen Blumen fordert, daß ſie in gleichem Schmucke prangen, ſondern jede in ihrer Art, und nicht von allen Bäumen gleiche Früchte erwartet, ſondern von jedem in ſeiner Art,

so blühen auch im Reiche Gottes verschiedene Blumen und reifen verschiedene Früchte. Wie groß ist doch die Thorheit der Menschen, die nach Formen und Prinzipien bemessen wollen, wer höher oder niedriger steht, oder wie und nach welchem Maaß der Herr seine Gaben austheilt. Wie hier auf Erden die Zufriedenheit nicht abhängig ist von der Größe der Schätze, die man hat, so auch die Seligkeit droben nicht von der Größe der Gaben, aber keiner wird unzufrieden sein und meinen, daß er zu wenig empfangen habe, sondern alle werden in gleicher Weise loben und danken, sowohl die an der Himmelstafel obenan, als auch die, die untenan sitzen. Die Ursachen, aus denen Einzelne ihren Gnadenstand glauben bezweifeln zu müssen, sind sehr verschieden. Oft hört man die Klage, ich kann nicht beten, oder, mein Gebet ist so lau und kalt, daß ich weder Erhebung noch Trost davon habe. Es ist freilich richtig, daß das Gebet der Maßstab des inneren Lebens oder des Glaubens ist, und daß, wo das Gebet fehlt, auch kein Glaube ist, aber so lange der Mensch noch seine Armuth beklagt und sich nach einem innigeren Umgange mit dem Herrn sehnt, ist das innere Leben im Glauben doch noch vorhanden. Wie es in der Natur Zeiten der Dürre gibt, in denen die Pflanzen schmachten und nach dem Regen sich sehnen, so auch im Reiche der Gnade. Auch im Leben der Gläubigen behält das irdische Leben mit seinen guten und bösen Tagen seine Macht über das Herz des Menschen. Wenn die Tage so ruhig im gewöhnlichen Gange dahin gehen, in Gesundheit und ohne besondere Sorgen, dann kann es leicht geschehen, daß das

Gebet weniger innig und herzlich iſt, als in den Zeiten, in denen der Menſch der Hilfe und des Beiſtandes ſich bedürftig fühlt. Es iſt freilich eine Anklage gegen das menſchliche Herz, daß die Dankbarkeit für des Herrn Gnade und Wohlthat weniger kräftig uns zum Loben und Preiſen antreibt, als die Noth zum Gebet um Hilfe nöthigt, dennoch iſt es aber eine unbillige Forderung an ſich, daß die Inbrunſt im Gebete immer auf gleicher Höhe ſich halten ſoll; berichtet doch St. Lucas von dem Herrn, als er in Gethſemane betete: er betete heftiger. Man thut daher nicht Recht, wenn man die Perſonen, die ſich über ihre innere Dürre und Trockenheit beklagen, hart beurtheilt. Wenn man ſie ermahnt, die Gnadenwege Gottes, die er mit ihnen gegangen iſt, zu durchdenken, und alle Geduld und Treue, die er mit ihnen gehabt, und wie er ſie über Verdienſt und Würdigkeit geſegnet und in ſo mancher Noth gnädig bewahrt hat, ſo werden ſie bewegt und ſind geneigt, ihn ernſtlich zu bitten, ſeine tragende Hand nicht zurückzuziehen. Es iſt ihnen zu empfehlen, auswendig gelernte Gebete ſich mit Andacht vorzuſagen und zwar langſam, ſo daß ſie bei den einzelnen Gedanken ein wenig ſtille ſtehen, oder ein gutes Gebetbuch zu leſen, bis ſie ſo weit erwärmt werden, daß ſich die Seele erheben kann, beſonders kann dazu das Geſangbuch gebraucht werden. Es iſt eine ganz wunderbare Kraft, die von den alten Liedern ausgeht. Wie die Kirche ihre Blüthezeit immer dann gehabt hat, wenn ſie Druck und Verfolgung zu erdulden hatte, ſo hört auch der einzelne Menſch in der Zeit der Trübſal am deutlichſten die Stimme des guten Hirten, und der

Wind, der vom Kreuze ausgeht, bewirkt, daß die Kohlen neu angefacht werden. Sehr oft hat der Mangel an Gebetsfreudigkeit seinen tieferen Grund in einer Untreue im Wandel. Eine Nachlässigkeit, die es weniger genau nimmt mit der Wachsamkeit im Reden und Thun, und sich vielleicht sogar daran gewöhnt, sich gehen zu lassen, schwächt das Gefühl der Sündhaftigkeit so ab, daß sich eine Art von Gleichgiltigkeit herausbildet, die unfähig zum Gebete macht. Der tägliche Umgang und Verkehr besonders mit solchen Personen, denen man gern einen Einfluß auf sich einräumt, kann sehr leicht nachtheilig werden. Es gibt wirklich fromme Jungfrauen, in deren Herzen der Herr sein Werk hat, die in der Ehe mit einem sonst ehrbaren Manne, der aber doch vor der lebendigen Frömmigkeit Abneigung hat und es auch nicht fehlen läßt an bittern und verächtlichen Aeußerungen über fromme Leute und deren Schwächen in sarkastischer Weise bespricht, nach und nach innerlich vertrocknen und rückwärts gehen und erst wieder durch schwere Trübsal genöthigt werden, die Wege des Heils und des Friedens im Gebete zu suchen. Ein Mann, der an ein stilles und einsames Leben gewöhnt war, wurde veranlaßt, eine längere Reise zu unternehmen. Die Eindrücke, die er durch Personen und fremde Umstände empfing, zerstreuten ihn zuerst, daß das N. T. und das Gebetbuch, das er mitgenommen hatte, nach und nach weniger gebraucht wurde. Die guten Vorsätze, die er für die Reise gefaßt hatte, wurden schwächer und als er zurückkehrte, war er ziemlich weltförmig geworden, er vermied den Umgang mit seinen früheren Freunden und sucht

allerlei Zerſtreuungen. Eine Predigt über die Frage des Herrn an ſeine Jünger: „Wollt ihr auch weggehen?“ brachte ihn jedoch wieder in die vorigen Wege zurück, aber er mußte längere Zeit ſuchen, bis er die rechte Zuverſicht im Gebete finden konnte. Zuerſt erzählte er gern von ſeinen Erlebniſſen, ſpäter mochte er nicht gern an die Zeit ſeiner Reiſe erinnert werden. Solche Perſonen, die entweder ſchon rückfällig ſind oder doch in Gefahr ſtehen, rückfällig zu werden, ſind mit beſonderer Sorgfalt zu behandeln und es gehört Weisheit und Takt dazu, mit ihnen zu verkehren. Sie polemiſiren gern gegen Pietismus und dehnen den Begriff des Erlaubten ſo weit als möglich aus. Man muß ſeine Leute kennen. Gegen Einige kann man recht derbe und nachdrücklich auf die Gefahr hinweiſen, in der ſie ſtehen, bei Anderen iſt es genug, ſchweigend und mit einem fragenden Blick ſie anzuſehen. Wenn der Herr nach ſeiner Barmherzigkeit ſie heimſucht und der Ernſt des Lebens wieder an ſie herantritt, klagen ſie oft: „ich kann nicht beten. — Der Himmel iſt ehern. — Der Herr hört mich nicht.“ — Dann iſt es aber nicht Zeit, ſie mit Vorwürfen zu ſtrafen, das thun ſie in der Regel reichlich ſelbſt, ſondern dann kommt es darauf an, ihnen die ſuchende Liebe und Treue des Herrn in den Wegen, die er mit ihnen geht, mit möglichſter Liebe vor die Seele treten zu laſſen, und ſie an die Zeit der erſten Liebe zu erinnern.

Oft hört man auch die Klage: ich werde ſo viel von böſen Gedanken geplagt und ſchmutzige Phantaſiebilder umgeben mich; wenn ich beten will, kann ich mein Herz

nicht auf Gott richten, ſelbſt in die Kirche begleitet mich die Finſterniß, die meine Seele umhüllt, ja ſogar bei der Feier des heil. Abendmahls kann ich mich nicht gegen Läſterungen ſchützen, ich werde von ſchrecklichen Träumen gequält, ich kann nicht glauben, daß Gott mich annehmen will. Perſonen, die vor ihrer Bekehrung ein ſinnliches und üppiges Leben geführt, die unzüchtige Bücher gerne geleſen oder unzüchtige Schauſpiele oft geſehen, die Umgang mit ſolchen Perſonen gepflogen haben, die in zweideutigen oder geradezu ſchmutzigen Worten ſich gefielen, werden auch noch ſpäter von Phantaſiebildern geplagt und gequält. Wenn der Apoſtel die Römer fragt, welchen Wandel ſie vor ihrer Bekehrung geführt haben, ſo antwortet er ihnen darauf, daß ſie ſich deſſelben jetzt ſchämten. So wird auch dieſen Perſonen das zur Laſt, was ihnen früher eine Luſt war. Daß aber die ſchlechten Gedanken ſie nicht ſogleich verlaſſen, ſoll ihnen eben eine rechte ernſte Mahnung zur Buße und zum Gebete werden. Sie müſſen unermüdlich mit König David beten um ein reines Herz und einen gewiſſen Geiſt. Die Regungen der alten Sünden ſollen eben dazu dienen, uns recht treu in den Kämpfen der Heiligung zu machen. Es iſt aber wunderbar, wie leicht der Menſch das gläubig annimmt, was ihm entweder den rechten Troſt verſchiebt und verdunkelt oder was ihm einen falſchen Troſt verleiht, wodurch er im Dienſte des Fleiſches geſtärkt wird. Es gibt aber auch äußere Mittel, die dazu dienen, ſich gegen böſe Gedanken zu ſchützen oder vielmehr ſie fern zu halten. Die argen Gedanken kommen freilich aus dem unreinen Herzen und

ſind ein Zeugniß, daß im Herzen noch immer die Sünde wohnt, ſie werden aber auch durch die Ohren und die Augen erzeugt. Ein reicher Herr, der vorgab, daß er ein Kunſtliebhaber ſei, hing an die Wände ſeines Zimmers und beſonders ſeiner Schlafkammer lauter Bilder, die wohl geeignet waren, unſaubere Gedanken hervorzurufen; ſpäter waren ihm dieſe Bilder ſo zuwider, daß er ſie eins nach dem andern entfernte und durch andere erſetzte. Es iſt in der That ſehr unrecht, daß in großen Städten an den Fenſtern der Kunſtläden oft Bilder ausgeſtellt werden, welche die Phantaſie der Jugend vergiften, oder daß Statüen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ſtehen, die unreine Begierden leicht erwecken können. Es gibt auch Romane und Gedichte, die recht eigentlich im Dienſte des Satans geſchrieben ſind und die oft gerade am meiſten von der Jugend und von alten grauen Sündern geleſen werden. Ein Menſch, der in der Heiligung ſteht, muß davor fliehen, wie vor einer anſteckenden Krankheit. Auch den Beſuch der Schauſpiele und Ballete muß er meiden, wenn es ihm ein Ernſt iſt mit der Reinigung ſeines Herzens. Es gibt Perſonen, welche die Mittheilung ihrer ſchmutzigen Gedanken als eine Vertraulichkeit anſehen, vor ſolchen muß man ſich hüten und ihre Frechheit und Schamloſigkeit ernſtlich zurückweiſen, wenn ſie auch mit Spott und Hohn darauf antworten ſollten. Oft hört man auch die Leute klagen, daß ſie dieſe oder jene ſ. g. Scherze oder Reime, in denen ſich die Unfläterei ausſpricht, nicht vergeſſen könnten und ihnen immer wieder einfallen. Es ergibt ſich von ſelbſt die Nöthigung, daß man ſorgfältig alles ver-

meiden muß, was die lästigen Gedanken hervorruft, ja, daß man solchen Personen aus dem Wege geht, die mit unreinen Anspielungen und schmutzigen Scherzen ihre Unterhaltung zu würzen suchen, die, wie die Schweine, sich gern und behaglich im Kothe wälzen. Außerdem ist die Mäßigkeit im Essen und Trinken sehr zu empfehlen. Ein Mensch, der sich sehr satt gegessen und besonders solche Speisen genossen hat, die die Sinnlichkeit aufregen, oder der reichlicher getrunken hat, als erforderlich ist, ist der Versuchung, dem alten Menschen die Zügel schießen zu lassen, mehr ausgesetzt als der, der sich nüchtern erhält. Endlich ist noch der Fleiß zu empfehlen. Die ernstliche Arbeit und wirklich anstrengende Thätigkeit ist ein kräftiges Mittel, die bösen Gedanken zu beschränken und zu verscheuchen. Faule und dem Müssiggange ergebene Personen werden davon viel mehr geplagt. Das kräftigste Mittel bleibt immer das Eine, daß man seine Seele speise mit Gottes Wort und seine Phantasie beschäftige mit heiligen Dingen. Ein Mann hatte an sein Bett das Kreuz des Herrn so hingestellt, daß es ihm gleich beim Erwachen mußte in die Augen fallen, und er wiederholte gern das Verslein: „Fällt mir etwas Arges ein, denk ich bald an Jesu Pein, die erlaubet meinem Herzen, mit der Sünde nicht zu scherzen.“ Ein Jüngling, der vor einigen Jahren confirmirt war, begegnete mir auf der Straße und ich hörte, daß er leise vor sich hinsprach, und als ich ihn fragte, was er vorhabe, antwortete er mir: Ich verhöre mir die fünf Hauptstücke des Katechismus. Von dem Knaben habe ich mir die Regel angenommen, auf Reisen, besonders in der

Nacht und auf einsamen Wegen, mir die Lieder zu verhören, die ich nach und nach gelernt habe.

Bei denen, die in späteren Jahren sich bekehren und oft aus schweren Verirrungen herkommen, stellt sich der volle Friede in der Gewißheit ihres Gnadenstandes überhaupt selten ein, es sind häufig einzelne Sünden, die sie immer wieder von Neuem nöthigen, die Vergebung zu bezweifeln. Die Erinnerung an einzelne schwarze Stunden und Tage tritt immer wieder vor ihre Seele, und wenn sie auch zugeben, daß für die andern Sünden Vergebung da sei, so zweifeln sie doch, daß ihnen diese eine, in ihren Augen besonders schwere Sünde könne vergeben werden. Es gehört dahin die Sünde der Verführung, die doppelt schwer wiegt, wenn das Gewissen aufwacht; oder auch die Sünde, die man gegen Eltern und Geschwister begangen hat, die jetzt schon vor Gottes Angesicht stehen; oder auch die Sünde des Meineides. Bei diesen Personen läßt sich auf dem Wege der Belehrung wenig ausrichten, es ist, als ob der böse Geist sie nicht loslassen und nicht zum Glauben kommen lassen wolle. Je weiter ein Mensch sich von dem Vaterhause entfernt, desto weiter ist der Weg der Rückkehr, und je williger er von einer Sünde zur andern fortgeschritten ist, desto schwerere Last drückt auf seinem Gewissen. Es scheint wohl so, daß man mit der Lehre von dem stellvertretenden Leiden des Herrn Jesu für alle unsere Sünden, auch für die, welche blutroth sind, sie müsse von der Angst befreien können, aber sie fallen immer wieder in die vorigen Zweifel zurück und glauben, daß ihre Sünde zu groß sei, als daß sie ihnen könne ver-

geben werden. Wie groß iſt doch der Unterſchied zwiſchen einem Menſchen, der in Sicherheit dahinlebt und dem, in deſſen Herzen die Frage um der Seele Seligkeit aufgewacht iſt! Das Gleichniß vom verlornen Sohne kann man ſolchen Leuten nicht oft genug auslegen und ſie nöthigen, es nicht allein auswendig zu lernen, ſondern es ſich auch anzueignen. Als der Sohn von ſeinen Verirrungen zurückkehrt, empfängt ihn der Vater nicht in kalter Weiſe, ſondern er wartet mit Sehnſucht auf ihn und als er ihn in der Ferne ſieht, läuft er ihm entgegen, er geht nicht langſam, ſondern ſeine Freude läßt ihn laufen. Er macht ihm keine Vorwürfe, ſondern fällt ihm um den Hals und küſſet ihn; der Sohn ruht zwar in ſeinen Armen, aber ſpricht ſeine Unwürdigkeit aus und macht ſich ſelbſt Vorwürfe. Wie unrecht und verkehrt handeln doch die, die den reuigen Sünder mit Vorwürfen empfangen. Wer ſich ſelbſt Vorwürfe macht, dem muß man mit voller Liebe entgegen kommen und ihm die Thür öffnen. Wenn die Eltern und Erzieher recht verſtänden, die Arbeit des heil. Geiſtes an dem Herzen des Kindes zu erkennen und den Muth zur Umkehr nicht durch Vorwürfe zu brechen, ſondern durch entgegenkommende Liebe zu ſtärken, ſo würden die Kinder viel weniger verſucht werden, zur Lüge ihre Zuflucht zu nehmen. So darf man auch die, die wegen ſchwerer Sünde bezweifeln, daß ſie könnten Vergebung finden, nicht hart beurtheilen, ſondern man muß ihnen mit rechter feſter Zuverſicht die Tiefen der Barmherzigkeit und Gnade vorhalten. In der praktiſchen Ausübung der Seelſorge erfährt man oft, daß man mit theoretiſchen Vor-

ſtellungen der Heilslehre nicht durchkommt. Das Leben entwickelt ſich nicht nach abſtracten Begriffen, ſondern geht ſeine eigenthümlichen Wege. Wenn Buße und Glaube ſich gleichmäßig entwickeln und im inneren Leben von Stufe zu Stufe gleichen Schritt halten, ſo wächſt und gedeiht der Menſch wie im Frieden. Die Krankheiten der Seele entſtehen da, wo der Glaube der Buße voraneilen will oder wo der Glaube der Buße nicht folgen will. Im erſten Falle erzeugt ſich leicht eine falſche Sicherheit und ein Hinken nach beiden Seiten. Der doctrinaire Glaube hat keine Kraft, die Welt zu verleugnen, und begnügt ſich mit einem bequemen Chriſtenthume, das in der Zeit der Noth keinen Troſt gewährt; tritt dagegen die Buße ſo ſtark auf und der Glaube bleibt zurück, ſo iſt die Gefahr der Verzweiflung vorhanden. Man muß daher denen, die dahin neigen, ſich in leichtſinniger Weiſe mit einem angelernten Glauben zu begnügen, ſehr ernſtlich die Nothwendigkeit des rechtſchaffenen Weſens im Wandel und die Forderung der guten Werke vorhalten, um ſie möglichſt zur Buße zu erwecken. Wenn ſich dagegen ein Menſch der Verzagtheit und der nutzloſen Traurigkeit über ſeine Sünden hingibt, ſo muß man ihm den Reichthum der Barmherzigkeit des Herrn vorhalten und ihn möglichſt dahin führen, daß er darin, daß Gott ihm die Augen geöffnet hat, über ſeine Sünde, ein Zeichen erkenne, daß er ihn erretten wolle, und daß ein zerſchlagenes und geängſtigtes Herz das Opfer ſei, das Gott gefalle. Die Geſchichte Davids iſt für ſie beſonders lehrreich, auch die letzten Capitel der Evangelien, die von Leiden des Herrn

handeln, muß man ihnen empfehlen, daß sie sie immer wieder lesen. Sie pflegen wohl besonders solche Stellen der heil. Schrift, die von der Verdammniß der Gottlosen handeln, mit sich herumzutragen, und sich damit zu quälen, z. B. Pauli Warnung: die Gnade Gottes nicht vergeblich zu empfangen, oder auch aus dem Briefe an die Ebräer das Wort: Als Esau den Segen ererben wollte, ward er verworfen, denn er fand keinen Raum zur Buße, wiewohl er sie mit Thränen suchte. Sie meinen, es habe in ihrem früheren Leben nicht an Nöthigungen zur Bekehrung gefehlt, sie hätten aber die Gnadenstunden muthwillig verscherzt und nun sei es zu spät, ihr Seufzen und Beten bleibe ohne Erhörung; wenn sie die Kirche besuchen, so hören sie aus der Predigt nur immer ihr Verdammungs-Urtheil heraus. Es gehört viel Geduld dazu, mit solchen armen angefochtenen Seelen zu verkehren. Wenn es auch einmal so scheint, als ob der Trost bei ihnen hafte, nach kurzer Zeit fallen sie wieder in den alten Zweifel zurück. Vor dem heil. Abendmahle haben sie gewöhnlich eine große Scheu und entschließen sich schwer dazu es zu empfangen, weil sie meinen, sie würden es sich zum Gericht genießen. Das einzige Mittel bleibt immer das Gebet und alte Lieder oder einzelne Psalmen, die man ihnen vorliest. Es ist freilich der Umgang mit solchen Personen eben nicht angenehm, aber desto mehr ist es eine Pflicht, sie recht fleißig zu besuchen und sie ganz besonders auf treuem Herzen zu tragen und nicht die Hoffnung aufzugeben, sie doch endlich zum Frieden hindurch zu führen. Nicht selten steigert sich die Angst der Seele bei diesen armen Men-

schen in dem Grade, daß sie versucht werden, ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen oder in Verstandes-Verwirrung zu fallen. In dem Falle muß man dafür sorgen, daß die Angehörigen sie überwachen und sie nicht allein lassen, weil in der Einsamkeit die schwarzen Gedanken mächtiger an sie herandringen.

Ebenso schwer ist die Behandlung der s. g. Nervenschwachen. Schon in dem Namen liegt es, daß dies Leiden keineswegs ein bloß geistliches ist. Es sind gewöhnlich die Menschen die davon befallen werden, entweder solche, die sich übermäßig anstrengen müssen, in rastloser Arbeit ihre Tage zubringen und sich überarbeitet haben oder solche, die in einem zwecklosen, müßigen Leben ihre Tage ohne Befriedigung zubringen, und sich leiblich und geistig verweichlichen, über sich viel reflectiren und zu der Erkenntniß kommen, daß sie außer neun und neunzig Leiden noch viele andere haben; oder auch solche, die als ein trauriges Erbtheil die Disposition dazu mit auf die Welt gebracht haben, bei denen die Schwermuth und die Verzagtheit sich nach und nach in solcher Weise entwickelt, daß das Leiden wohl gar einen finstern Charakter annimmt. Ihnen gegenüber ist der Arzt ziemlich rathlos und der Pastor nicht weniger. Es giebt Erfahrungen, die geradezu räthselhaft sind. Die Dame, die des Vormittags so nervenschwach ist, daß sie das geringste Geräusch nicht ertragen kann, geht am Abend in Gesellschaft und macht den Eindruck der vollen Gesundheit. Eine Frau war so nervenschwach, daß sie ihre Tage auf dem Sopha liegend zubringen mußte und der Fußboden mußte mit Decken be-

legt werden, weil jeder hörbare Tritt ihre Schmerzen vermehrte. Das ganze Haus war in Furcht und Sorgen, und ängstlich wurde die möglichste Stille erstrebt. Da wird der Mann in einem Wagen nach Hause gebracht, weil er auf der Straße gefallen ist und ein Bein gebrochen hat. Sofort läuft die Frau die Treppe hinunter und pflegt den Mann mit einer Ausdauer und Unermüdlichkeit Tag und Nacht, wie eine ganz Gesunde; als aber der Mann genesen ist, bringt sie wieder ihre Tage auf dem Sopha zu, und die alten Schmerzen und Klagen sind wieder da. Ich muß gestehen, daß es mir zuerst an dem rechten Mitleiden mit diesen armen Personen gefehlt hat und daß ich oft versucht wurde, ihre Leiden für mehr oder weniger eingebildete zu halten. Ein gläubiger und treuer Pastor, der viel und treu im Amte arbeitete und ein weiches und theilnehmendes Herz hatte, wurde in seiner großen Gemeinde sehr in Anspruch genommen. Er wurde zuletzt nervenschwach, so daß er vor jeder Arbeit, die er thun sollte, von einer großen Angst überfallen wurde, wenn aber keine Vertretung zu beschaffen war und er amtiren mußte, so that er das nicht allein in der vollen Kraft, sondern seine Leistungen waren vortrefflich. Ich habe mich überzeugen müssen, daß seine Klagen nicht grundlos waren. Wenn dergleichen Kranke in solche Lagen kommen, die sie zwingen, sich zusammenzunehmen, so ist ihnen kaum anzumerken, daß sie krank sind, sobald aber die äußerliche Nöthigung wegfällt, so kehrt auch der traurige Zustand zurück. Sie quälen ihre häusliche Umgebung in einer Weise, die sie bis an die Grenzen der Geduld führt.

Wenn auch alle Geisteskräfte durch diese Krankheit leiden, so ist es doch zunächst die Willenskraft, die dadurch gelähmt wird. Der Verstand leidet zuerst am wenigsten, neigt jedoch zum Mißtrauen, sie denken leicht, man halte sie für eingebildete Kranke, die man mit Härte oder auch mit List zwingen wollte, sich zu beherrschen. Das Gefühl wendet sich mehr und mehr der Selbstsucht zu, sie verlieren das Mitleiden mit andern Menschen, weil sie sich eben für die unglücklichsten halten. Sie beanspruchen die größte Rücksichtnahme und verlangen, daß Alles im Hause nach ihnen sich richte im Essen und Trinken, im Umgange und sogar in den Gesprächen. Sie sind reizbar und suchen überall Gründe und Ursachen, ihre Klagen laut werden zu lassen. Am meisten aber jedoch wird der Wille kraftlos. Sie machen Pläne allerlei Art, aber kommen nicht dazu, sie auszuführen, weil sie eben immer sich zu schwach fühlen. Durch die fortdauernden Klagen stumpfen sie das Mitgefühl der Hausgenossen ab, und durch ihre oft unerträglichen Launen ermüden sie die, die sie pflegen oder ihnen dienen. Die vollständige Harmonie der Seelenkräfte ist zwar bei allen Menschen durch die Sünde gestört, doch bei diesen ist der geistige Zustand ähnlich einem ganz verstimmten Instrumente, in dem sogar einzelne Saiten ganz zerrissen sind und gar keinen Ton mehr angeben. Wenn Verstand und Gefühl auch Mißtöne angeben, so ist die Willenskraft ganz wie gebrochen. Bei Einigen wechseln die Krankheitserscheinungen wie die Jahreszeiten, es gibt Wochen und Monate, in denen sie sehr erleichtert sich fühlen, aber fast wie plötzlich fallen sie wieder zurück. Ein

Mensch, der ein zerbrochenes Glied oder Arm hat, ist viel leichter zu pflegen, als solche beklagenswerthe Personen. Nicht selten verfallen sie in religiöse Zweifel, sie sagen: „der Glaube ist eine Gotteskraft, oder dem, der da glaubt, sind alle Dinge möglich.“ — Da ich nun aber so ganz ohnmächtig bin, so kann ich die Verheißungen Gottes nicht auf mich anwenden, mein Gebet findet keine Erhörung Gott hat mich verworfen. Es kommt darauf an, sie zur Thätigkeit zu nöthigen und sie nach und nach dahin zu führen, daß sie sich überzeugen, daß sie, wenn sie sich anstrengen, doch noch fähig sind, diese oder jene Arbeit zu thun. Hat die Krankheit jedoch schon einen höheren Grad erreicht, so ist es am besten, sie in eine Heilanstalt zu bringen, in der ihr Wille der Ordnung des Hauses unterworfen ist und sie gezwungen sind, sich darin zu fügen, so daß ein fremder Wille eintritt, wo sie selbst keinen Willen mehr haben. Einmal ist es mir gelungen, solche schwer kranke Person zur Genesung zu führen. Es war ein Mädchen von zwanzig und etlichen Jahren. Sie war durch Kränklichkeit und übermäßige geistige Anstrengung dahin gekommen, daß sie meinte, zu jeder Arbeit ganz unfähig zu sein. Wochenlang hatte sie schon in einer Ecke des Sophas sitzend, zugebracht und war nicht zu bewegen gewesen, zu Bette zu gehen. Seit einigen Tagen hatte sie auch schon erklärt, nicht mehr essen zu wollen, weil die Speisen ihren Zustand verschlimmerten. Der Vater führte mich zu ihr und sagte ihr, wer ich sei. Auf meine Frage, ob sie glaube, daß ich helfen könne, antwortete sie ausweichend und verlangte, daß ich mit ihr beten solle. Ich

ſagte ihr, ſie müſſe es ganz mir überlaſſen, was ich thun würde und mir zuerſt verſprechen, daß ſie thun werde, was ich fordere; wolle ſie das nicht, ſo könne ich ihr nicht helfen, und ſie wiſſe bereits, daß die Aerzte beſtimmt hätten, daß ſie einer Heilanſtalt für Gemüthskranke ſolle übergeben werden. Nach einigem Zögern verſprach ſie, zu gehorchen. Ich ließ zuerſt durch den Diener, da gerade die Eltern und der Hausarzt frühſtückten, zwei Taſſen Chokolade kommen und einige Zwiebacke und forderte ſie auf, mit mir zu eſſen. Sie weigerte ſich und erſt als ich erklärte, daß ich dann gehen müſſe und ſie verlaſſen, gelang es, ſie zu bewegen, zu eſſen. Sie wurde aber von einer großen Angſt überfallen und meinte, ſie habe ſich verſündigt, denn der Geiſt habe ihr das Eſſen verboten. Ich ſetzte ihr auseinander, daß, wenn ſie thue, was ich verlange, ſo falle die Verantwortung auf mich und nicht auf ſie, denn ſie ſei krank und nicht im Stande zu erkennen, was das Rechte für ſie ſei. Nach einiger Zeit erreichte ich auch, daß ſie ſich aufrichtete und bis zum Fenſter ging, um ein Buch zu holen. Als ich am andern Tage wieder ein Wenig mit ihr gegeſſen hatte, gab ich ihr auf, aus einem engliſchen Buche zwei Seiten zu überſetzen, und ich mußte mich am dritten Tage überzeugen, daß ſie eine wirkliche Freude darüber hatte, daß ihr es gelungen war. Nach einiger Zeit konnte ich ſchon von ihr verlangen, mit den Eltern zu eſſen, und nach einigem Widerſtreben gehorchte ſie auch, als ihr aufgegeben wurde, täglich zuerſt weniger, dann mehr zu ſtricken; ich mußte aber immer genau zählen, ob ſie wirklich die beſtimmte Zahl von Touren geleiſtet habe.

So ging es freilich langsam weiter, bis sie endlich wieder die Leitung des Hauswesens übernahm und mit ihren früheren Freundinnen zu verkehren anfing. Wie zur Belohnung, wenn sie ihre Aufgaben gelöst hatte, habe ich mit ihr gebetet und etwas aus der heil. Schrift vorgelesen. Da sie eine sehr gute Erkenntniß in der Heilslehre hatte und mit Ernst und Treue der Heiligung nachjagte, so nahm sie zu an Geist und Körper. Ich habe mich dabei recht überzeugt, welch eine Stärkung in der Arbeit liegt, und wie nöthig es bei diesen Kranken ist, das Vertrauen zu wecken, daß sie überhaupt noch thätig sein können. Wenn man auch nicht ermüden darf, die oft endlosen Klagen mit anzuhören, so ist es doch falsch, wenn man glaubt, daß ihnen durch Gebet und Belehrung allein zu helfen sei.

Leichter ist mit denen zu verhandeln, die da meinen, ihren Gnadenstand bezweifeln zu müssen, weil sie glauben, unwürdig zum heil. Abendmahl gegangen zu sein oder die Sünde wider den heil. Geist begangen zu haben, oder weil sie ihre Gelübde nicht gehalten hätten und in die alten Sünden zurückgefallen wären. Hier ist die Belehrung an ihrer Stelle, aber sehr vorsichtig muß man sein, daß man sie nicht dahin führt, daß ihnen dabei der volle und ganze Ernst in der Heiligung verloren geht, und sie sich in der Art trösten, daß sie aufhören, mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit zu schaffen. Bei Einigen liegt im Hintergrunde eine sittliche Schlaffheit und eine Trägheit im Gebete, bei Andern ist es der Umgang und der Verkehr in einer weltlichen Familie, wo sie durch eine

falſche Friedensliebe zur Verleugnung genöthigt, oder auch zu Dingen verleitet werden, die ihnen dann ſchwer auf dem Gewiſſen laſten. Im Allgemeinen iſt es wohl richtig, daß ein Menſch, der ernſtlich beſorgt iſt, wider den heiligen Geiſt geſündigt zu haben, darum eben, weil er innerlich noch nicht ganz erſtorben iſt, dieſe Sünde im ganzen Umfange noch nicht gethan hat, aber ſo gar ſchnell darf man doch nicht ſolche Schlüſſe machen. Ebenſo ſind auch die noch nicht ganz aus der Gnade gefallen, an deren Herzen noch der heilige Geiſt arbeitet und die noch ihre Untreue beſeufzen, aber eine falſche Auffaſſung ihres Zuſtandes kann ſie zu einer kraftloſen Sicherheit führen. Es giebt unter denen, die ſich anklagen, daß ſie Rückfällige ſind oder ſogar die Sünde wider den heiligen Geiſt begangen haben, ſolche, die eben einen Troſt ſuchen, der ihrem alten Menſchen bequem iſt, und die in der Lieblingsſünde fortleben wollen. Wenn ihnen nun der ſchmale Weg breit gemacht wird, ſo kann es wirklich dahin kommen, daß ſie innerlich ganz gleichgiltig werden und ſich mit einem todten Glauben beruhigen. Daß St. Pauli troſtreiche Lehre von der Seligkeit durch den Glauben ohne die Werke dem Mißbrauche unterworfen werden könne, ſehen wir doch daran, daß im Neuen Teſtamente der Brief Jacobi nicht fehlt. „Doch wer auf Gnade ſündigt hin, fährt fort in ſeinem böſen Sinn und ſeiner Seelen ſelbſt nicht ſchont, der wird mit Ungnad abgelohnt.“ Wenn man mit dieſen Perſonen, die auch wohl gern dem Teufel ihre Unruhe zuſchreiben, eingehend verhandelt, ſo wird man wohl öfters entdecken, daß ſie darum nicht zum Frieden kommen, weil ſie dieſe

oder jene Sünde mit ihrem Gnadenſtande gerne vereinigen wollen oder auch, weil ſie dem weltlichen Leben nicht ernſtlich entſagt haben. Es iſt auch nicht immer anzunehmen, daß ſie wirklich meinen, die Sünde wider den heiligen Geiſt begangen zu haben, ſie wollen nur eine Widerlegung ihrer Gründe hören, um ſich möglichſt zu beruhigen, ohne gründlicher in die Heiligung einzugehen, wie ſie ſeither gethan haben. Ein junger Mann war in großer Beunruhigung und konnte an die Vergebung ſeiner Sünden nicht glauben. Er behauptete, die Sünde begangen zu haben, die nicht vergeben werde. Nach wiederholten Unterredungen theilte er mir mit, daß er einen Bruder in der Fremde habe, mit dem er unverſöhnt auseinander gegangen ſei. Ich dictirte ihm einen Brief an den Bruder. Die Antwort war ſehr freundlich und herzlich. Es war, als ſei der Bann von ſeiner Seele weggenommen und er kam zum Frieden. Je ernſtlicher ein Menſch es mit der Buße nimmt, deſto mehr wächſt ſein Troſt im Glauben.

Die Kranken.

Ein Paſtor, der ſich um die Kranken nicht bekümmert, ſie nicht beſucht und ſich erſt rufen und nöthigen läßt, iſt ein fauler Knecht. Die Frage, ob er abwarten müſſe, wenn er weiß, daß ein Kranker in der Gemeinde ſich befindet, bis man nach ihm verlangt, zeugt entweder von bereits geſtörten Verhältniſſen oder von Trägheit. In großen Gemeinden mag es wohl geſchehen können, daß Jemand krank iſt, ohne daß es der Paſtor erfährt; bei kleineren

Gemeinden kann es ihm kaum verborgen bleiben, wenn er in und mit der Gemeinde lebt. Wenn er fleißig die Schule besucht, so ist es ihm immer sehr leicht möglich zu erfahren, was sich im Dorfe zuträgt. Es giebt freilich Aerzte, die bei gewissen Arten von Krankheiten dem Geistlichen den Zugang verschließen möchten, auch giebt es Gemeinden, die in dem Grade von den häuslichen Besuchen des Pastors entwöhnt sind, daß der Kranke erschrickt, wenn es heißt: der Pastor ist da. Unbestreitbar aber gehört der Krankenbesuch zu den ersten und vornehmsten Pflichten des Geistlichen, und weil er darin eine Pflicht erkennt, darf er auch das Recht in Anspruch nehmen, sie zu besuchen. Mir ist es nicht vorgekommen, daß man mir den Zugang verweigert hätte, ich kann nur sagen, daß man mich immer mit Dankbarkeit empfangen hat. Die Meinung, daß der Kranke dadurch aufgeregt werde und daß sich sein Zustand verschlimmern könne, ist ganz ohne Grund. Unkirchliche Familien, die bei jeder Krankheit von der Todesfurcht überfallen werden, erdichten sich gerne eine solche Behandlung des Kranken von Seiten des Geistlichen, daß er dadurch in Angst und Unruhe versetzt werde, weil sie sich einbilden, er werde ihm die Hölle heiß machen und ihn mit dem Fluche der Verdammniß bedrohen. Einem Arzte, der nicht gerne zugeben wollte, daß ich einen schwer kranken Mann besuchte, machte ich das Anerbieten, daß er, wenn ich weggegangen sei, den Puls des Kranken untersuchen möge und wenn dieser in Folge meines Besuches schneller gehe, so wolle ich wegbleiben. Als ich aus der Krankenstube kam, ging er hinein, kehrte aber sehr bald wieder

zurück, um mir zu ſagen, daß der Kranke wirklich ruhiger geworden ſei, und erſuchte mich, öfters zu kommen. Man muß ſich von dergleichen Theorien von der Ausübung ſeiner Pflicht nicht ſo gar leicht abhalten laſſen. Es mag wohl bequemer ſein, zu warten bis man gerufen wird, aber gerade dahin, wo man meint, keine Einladung erwarten zu dürfen, muß man im Namen deſſen gehen, der klar und beſtimmt ſeinen Knechten befohlen hat, die Kranken zu beſuchen. Wenn man aber bei plötzlich eingetretenen Krankheiten oder Unglücksfällen gerufen wird, ſo darf man es nicht aufſchieben, ſondern muß ſofort gehen, wenn es auch in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag wäre.

Ebenſo überflüſſig iſt für den rechten Paſtor die Frage, ob er zu denen gehen müſſe, die an einer anſteckenden Krankheit darnieder liegen. Es wäre gewiß ein ſchlechter Soldat, der vor der Schlacht ſich zurückziehen wollte, weil ihn vielleicht eine Kugel treffen könnte, und es wäre ein ſchlechter Seemann, der wegen der Gefahr im Sturm zu verunglücken, lieber daheim bleiben will. Der Paſtor, der ſich vor der Anſteckung fürchtet, macht ſich vor der ganzen Gemeinde verächtlich, die von ihm verlangt, daß er beſonders in ſolchem Falle ſeine Pflicht erfülle. Als zum erſten Male die Cholera die Mark heimſuchte, ging ihr Angſt und Furcht in unglaublichem Grade voran. Sie überſprang den an der polniſchen Grenze gezogenen militairiſchen Cordon, und Perſonen, die ſonſt wohl Ruhe und Beſonnenheit zu bewahren wußten, erzitterten und erbebten, als Einzelne davon überfallen wurden. Die Schnelligkeit, mit der ganz geſunde Perſonen in wenigen Stunden

hinweggerafft wurden, und der schreckliche Verlauf, den die Krankheit nahm, steigerte die Furcht zu einer solchen Höhe, daß nicht allein die natürlichen Bande der Liebe sich lockerten, sondern auch die christliche Liebe in vielen Herzen erkaltete und jeder nur an seine eigene Rettung dachte. Ein Geistlicher benutzte einen, schon vor dem Ausbruche der Krankheit, erhaltenen Urlaub und verließ eilig seine Gemeinde. Seine Reise wurde aber als eine Flucht angesehen, die Gemeinde konnte es ihm nicht vergessen, daß er sie in der Zeit der Noth verlassen habe, und sein Ansehen war auf lange Zeit untergraben. Ein alter Mann, der wegen seiner Frömmigkeit von Etlichen verspottet wurde, bewies, daß sein Glaube ihn auch von der Todesfurcht frei mache. Er ging von einem Sterbebette zum andern und pflegte die Kranken, so viel er konnte; die ihn sonst verlachten wegen seiner Zurückgezogenheit von der Welt, redeten mit Respect von ihm.

Der Muth ist zwar eine natürliche Tugend und findet sich auch bei Heiden und Ungläubigen. Der Glaube aber muß auch das verzagte und ängstliche Herz in so weit befestigen und stärken, daß man bei der Erfüllung seiner Pflicht auch gefährliche Wege ohne Widerstreben gehen kann. Vorsichtsmaßregeln, die den Leuten zu dem Glauben Veranlassung geben, daß der Pastor sich fürchte, sind durchaus zu vermeiden. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß er in solchen Zeiten von einem verständigen Arzte sich berathen lasse, wie er Diät zu halten, welche Speisen zu vermeiden und welche Veränderungen in der Lebensweise etwa zu beobachten sind. Bei Pocken-Epidemien, Nerven-

fieber, Scharlach u. dergl. ist ein treuer Pastor zwar immer in Lebensgefahr, er muß aber auch wissen, daß er durch seine Ordination vor Gott und Menschen gelobt hat, mit allen Kräften Leibes und der Seele der Gemeinde zu dienen und daß eine höhere Hand alle Gefahren abwenden kann. Zu vermeiden ist es, daß, wenn man aus einem Hause kommt, in dem eine ansteckende Krankheit ausgebrochen ist, man sofort in ein anderes Haus geht, weil die Leute fürchten könnten, daß man ihnen die Krankheit zutrage. Es gibt auch Pfarrfrauen, die gerne den Mann zurückhalten, wenn er glaubt gehen zu müssen. Muß aber nicht der Soldat Weib und Kind verlassen und in die Schlacht gehen, wenn sein König befiehlt? Ein Pastor, der sich durch die Sorge seiner Frau zurückhalten läßt, zu denen zu gehen, die an einer ansteckenden Krankheit darniederliegen, mag wohl prüfen, ob es vor Gott Recht sei, seinem Weibe mehr zu gehorchen, als dem Gebote seiner heiligen Pflicht. Ein ängstlicher Pastor mußte gerade, als in der Osterzeit die Cholera seine Gemeinde heimsuchte, am Sonntage misericordias domini über das Evangelium vom guten Hirten predigen: „Ein Miethling fliehet, wenn der Wolf kommt; der gute Hirte aber lässet sein Leben für die Schafe.“ Da strafte ihn der heilige Geist in so kräftiger Weise, daß er sofort nach beendigtem Gottesdienste zu den Kranken ging.

Wenn eine Seuche in der Gemeinde ausbricht, so muß der Geistliche mit doppeltem Fleiße die Gnadenmittel austheilen und seines Amtes pflegen; wenn sonst die Kirchen an den Wochentagen leider verschlossen sind, in sol-

chen Zeiten müſſen ſie immer offen ſtehen und in täglichen Betſtunden muß den Leuten Ermahnung und Troſt reichlich geſpendet werden. Die Angſt und Todesfurcht tragen viel zur Ausbreitung der Krankheit bei; der Glaube aber überwindet die Furcht und erweckt die Liebe, die den Muth hat, den Kranken Beiſtand und Hilfe zu gewähren. Wenn Gott der Herr in ſeinen Gerichten predigt, ſo dürfen ſeine Knechte nicht ſchweigen, ſondern müſſen laut zeugen von den Gnadenabſichten Gottes, der da will, daß wir den Ernſt und die Aufgabe des Lebens recht erkennen. Wenn die Welt ihre Hilfsbedürftigkeit und Ohnmacht fühlt und nach Hilfe und Troſt ſich ſehnt, dann muß die Kirche ihre Güter und Schätze rühmen und anbieten. Oft nimmt die Krankheit einen ſehr ſchnellen Verlauf und verſetzt den Kranken ſelbſt in einen bewußtloſen Zuſtand. In dem Falle iſt es die Aufgabe des Geiſtlichen, ſeine Wirkſamkeit auf die Glieder der Familie zu richten, um ſie vor ungebührlichen Aeußerungen des Schmerzes zu bewahren und ſie möglichſt dahin zu leiten, daß ſie ſich demüthigen unter Gottes gewaltige Hand.

Solche Zeiten, in denen die Gemeinde ſchwer heimgeſucht wird, können ſehr wohl dazu dienen, das Band zwiſchen ihr und dem Paſtor inniger und feſter zu machen. Die treue und aufopfernde Liebe, die er in den Tagen der Gefahr den einzelnen Familien erwieſen hat, wird gerne dankbar anerkannt und nicht vergeſſen. Die Leute faſſen ein Vertrauen zu dem Glauben, den er predigt, weil ſie ſehen, daß die guten Werke nicht fehlen. Als in einer großen Gemeinde die Cholera viele Opfer forderte und

der Geistliche selbst die Arbeit nicht überwältigen konnte und zuletzt selbst davon überfallen wurde, da machte sich sein Nachbar auf, der seiner sogenannten strengen Richtung wegen verschrien war, und kam fast täglich zu der fremden Gemeinde, ging ohne Scheu in die Häuser des Elendes, hielt, weil die Krankheit immer mehr um sich griff, oft Betstunden in der Kirche, verkündigte die Vergebung der Sünde und ermahnte Angesichts der Gefahr, in der alle schwebten, dringend und herzlich, sich bereit zu halten und zu bedenken, was zum Frieden dient. Zuerst freilich waren Mehrere in seiner Gemeinde besorgt, er werde die Seuche auch ihnen bringen, schließlich aber rühmten sie seinen Glauben und erzählten, daß ihr Pastor ein Mann sei, der die Gefahr nicht scheue, wo es gelte, dem Nächsten zu dienen.

Außer der Furcht vor Ansteckung muß man auch das innere Widerstreben überwinden gegen den bösen Geruch und die Unsauberkeit, die man oft in den Stuben und Kammern findet, in denen die armen Kranken liegen. Ein unreinliches Bette ist schon an und für sich ein widerwärtiger Anblick und wenn nun noch dazu ein Mensch darin liegt, der eben nicht gewohnt ist, sich zu waschen, und das ganze Zimmer angefüllt ist von Dunst und unreiner Luft, so ist es keine geringe Aufgabe, sich darin aufzuhalten. Die Tagelöhner-Familien, wenn auch mit zahlreichen Kindern gesegnet, müssen oft in kleinen und niedrigen Stuben wohnen. Die Wände sind rings herum mit Betten besetzt und in dem Kamin werden die wenigen Speisen gekocht und auch noch das Futter für das Schwein

bereitet. Es ist zu bewundern, wie die Leute in solcher Luft leben können. Wenn die Gutsherren, die in ihren großen schönen Schlössern wohnen, öfters in die Hütten ihrer Arbeiter gingen, so würden sie wohl die Pflicht fühlen, dafür zu sorgen, daß die Häuser besser und geräumiger gebaut würden. Das Evangelium übt aber auch in dieser Hinsicht seine Macht und seinen Einfluß aus. Wenn in einer solchen armen Familie die Gottesfurcht Wurzeln geschlagen hat, so erwacht auch der Geist der Ordnung und Reinlichkeit, nur muß man nicht mehr verlangen, als billig und möglich ist. Die Frau, die fast täglich von früh bis spät im Dienst der Herrschaft arbeiten muß, des Abends müde und spät zurückkehrt, die die wenige Zeit dringend gebraucht, um die Kleider der Kinder und des Mannes zu flicken, kann unmöglich in der Sauberkeit das leisten, was zu wünschen wäre. Wenn im Dorfe eine alte Wittwe ist, die nicht auf Arbeit geht, sondern von der Gemeinde oder Herrschaft unterhalten wird, so muß man versuchen, sie zur Pflege des Kranken anzustellen, so daß sie, wenn die übrigen Glieder der Familie ihren Arbeiten nachgehen und die größeren Kinder die Schule besuchen, bei dem Kranken bleibt, ihm die Medizin reicht und ihm dient. Sie kann auch Manches thun, um die Ordnung und Reinlichkeit einigermaßen herzustellen. Ich habe in einem Dorfe eine solche alte Frau gehabt, die durch viel Trübsal gegangen und in Gottes Wegen wohl erfahren war. Sie scheuete sich auch nicht, bei den Wohlhabenden im Dorfe für den Kranken um Speise und Erquickung zu bitten. In einem andern Dorfe war es die

Tochter des Gutsherrn ſelbſt, der der Herr ein barmherziges Herz gegeben hatte. Sie konnte Stunden lang in den Häuſern des Elends zubringen und ſcheuete ſich nicht, auch geringe Dienſte zu verrichten, ſie kam nicht mit leeren Händen und fehlte faſt nie bei dem Begräbniſſe. Die Leute im Dorfe ehrten das junge Mädchen und wo ſie ſich ſehen ließ, drängten ſich die Kinder an ſie heran, um ihr die Hand zu reichen, und als ſie heirathete, begleiteten ſie die Fürbitten und Segenswünſche der ganzen Gemeinde.

Wie der Kranke zu behandeln ſei, hängt beſonders von dem früheren Leben deſſelben ab. Der Paſtor muß ſich um die Geſunden bekümmern, wenn er ſie in der Krankheit richtig behandeln will. Die erſte Sorge muß darauf gerichtet ſein, daß möglichſt ein Arzt gerufen werde, und deshalb muß man ſich an die Herrſchaft oder den Gemeinde-Vorſtand wenden, je nachdem der Kranke entweder zu den Tagelöhnern der Herrſchaft gehört oder in den Häuſern der Gemeinde liegt. Es gibt faſt in jedem Dorfe Perſonen, und beſonders Frauen, die allerlei Mittel kennen und verordnen. Es iſt merkwürdig, welches Vertrauen ſolche Perſonen beſitzen, oft viel mehr als der Arzt. Dazu kommt noch, daß der Aberglaube viele Geheimmittel kennt, die nach der Behauptung ſchon Vielen geholfen haben. Die an Gottes Wort nicht glauben, ſind ſehr geneigt, in ganz blinder Weiſe an den offenbarſten Unſinn zu glauben. Zuerſt wird aus allerlei Zeit- und andern Umſtänden feſtgeſtellt, ob die Krankheit zum Tode gehe oder ob Geneſung zu erwarten ſei, und wenn der

Ausſpruch dahin lautet: „Er muß ſterben," ſo wird auch ſofort alle Hoffnung aufgegeben. Einen Arzt zu rufen, iſt nunmehr ganz überflüſſig; ſteht aber Geneſung zu erwarten, ſo haben ſie ſolche Mittel zur Hand, die ganz gewiß helfen, ſie werden dem armen Kranken gereicht und auch von ihm eingenommen. Oft ſind es die fabelhafteſten Dinge, die ihm eingegeben werden. Wenn man es erreicht hat, daß der Arzt gekommen iſt, ſo handelt es ſich zuerſt darum, einen Boten zu finden, der nach der Stadt geht und die Medizin aus der Apotheke holt, und wenn ſie endlich da iſt, ſo muß man fleißig darauf ſehen, daß die Anordnungen des Arztes befolgt werden und der Kranke die ganze Medizin, die er löffelweiſe einnehmen ſoll, nicht mit einem Male austrinkt; je gewaltſamer die Wirkung eintritt, deſto mehr wird der Arzt gerühmt. Der Glaube an Sympathie iſt ſehr allgemein verbreitet, nicht bloß bei Ungebildeten, ſondern auch bei Gebildeten, und es läßt ſich nicht beſtreiten, daß bei denen, die daran glauben, öfters überraſchende Erſcheinungen hervorgebracht werden. Mein alter frommer Küſter verſtand es, das Fieber zu vertreiben. Die Leute kamen aus weiter Ferne, um bei ihm Hilfe zu ſuchen. Er ſelber legte immer den Nachdruck auf die Fürbitte, die er mit ſeinen Mitteln verband.

Es hat Geiſtliche gegeben und es gibt auch noch ſolche, die ſich allerlei Medikamente vorräthig halten und ohne den Arzt heranzuziehen, dem Kranken davon eingeben. Mancher Paſtor hat ſich damit einen großen Ruf erworben. In älteren Anweiſungen der praktiſchen Theologie,

besonders zur rationalistischen Zeit, wird es sehr empfohlen, daß der Geistliche sich auch medizinische Kenntnisse erwerbe, damit er zugleich den Kranken in leiblicher Hinsicht helfen könne, weil es auf dem Lande schwer und kostspielig sei, einen Arzt herbeizuholen. Wenn nun schon der ordentliche Arzt sich in der Beurtheilung der Krankheit irren und falsche Mittel anwenden kann, wie viel leichter wird das dem begegnen, der doch immer nur mangelhafte Kenntnisse besitzt. Wie groß ist die Gefahr, den Kranken durch falsche Behandlung dem Tode zu überliefern und sich ohne Beruf in Gewissensnoth und Angst zu versetzen. Selbst die vielleicht sehr unschuldigen Mittel der Homöopathie zu vertheilen, ist nicht unbedenklich, weil dadurch die Berufung des Arztes verschoben oder versäumt wird. Was nicht deines Amtes ist, da lasse deinen Vorwitz. Damit ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß der Geistliche durch sorgfältige Beobachtung des Verlaufes der verschiedenen Krankheiten und durch Umgang mit dem Arzte nach und nach befähigt wird, einen eingehenden Bericht über den Zustand des Kranken abzufassen, aus dem der Arzt ersehen kann, welche Wendung die Krankheit nimmt, wie die gebrauchten Mittel gewirkt haben und welche Veränderungen etwa in der Medizin vorzunehmen sind. Wenn es irgend möglich ist, muß der Geistliche den Arzt begleiten, so oft er kommt, die Kranken zu besuchen, und überhaupt darnach streben, im guten Verhältnisse mit ihm zu stehen.

Wenn nun geschehen ist, was möglich war, um dem Kranken leiblich zu helfen, fängt die eigentliche Aufgabe des Seelsorgers an. Einige Kranke denken sogleich an

das Sterben, zumal wenn ſie große Schmerzen haben, andere, beſonders die an den Lungen leiden, hoffen auf baldige Geneſung. Oft wollen ſie von dem Paſtor erfahren, ob das Leiden gefährlich ſei und ob der Tod zu erwarten ſtehe. Es gibt Aerzte, die es für ihre Pflicht halten, den Kranken auch in der größten Gefahr und bei der Wahrſcheinlichkeit des nahen Endes mit Hoffnungen auf Geneſung zu täuſchen, und ſelbſt die Angehörigen bitten wohl den Geiſtlichen, er möge doch ja nicht ſagen, wie hoffnungslos der Zuſtand ſei. Im Allgemeinen iſt es richtig, ſich auf die Beantwortung ſolcher Fragen nicht einzulaſſen, weil der Geiſtliche doch immer nur ein ſehr unſicheres Urtheil über den Verlauf der Krankheit haben kann. Leben und Tod ſtehen nicht in der Menſchen, ſondern in Gottes Händen. Jede Krankheit, mag ſie gefährlich oder nicht ſein, hängt mit unſerer Sünde zuſammen und iſt ein Zeichen, daß der Tod Macht über uns hat. Jede Krankheit ſoll uns zur Buße erwecken und uns nöthigen, das Ende zu bedenken, darum wird der Geiſtliche wohl thun, wenn er den Kranken immer darauf hinweiſt, den Ernſt Gottes zu erkennen, der ſeine Hand nach ihm ausſtreckt, und ſeine Gedanken auf den zu richten, der dem Tode die Macht genommen hat. Es können aber auch Fälle eintreten, wo es eine Pflicht iſt, den Kranken in möglichſt ſchonender Weiſe zu ſagen, daß die Ausſicht auf Geneſung nach menſchlichen Anſichten ſehr gering ſei. Die Veranlaſſung dazu kann in äußerlichen Dingen liegen, um etwa noch eine letztwillige Beſtimmung in Vermögensverhältniſſen zu treffen. Es kann aber auch

nöthig ſein, um ihn für Ermahnung und Troſt zugänglicher zu machen, zumal wenn es darauf ankommt, die feſtverſchloſſene Thür zum Herzen noch in letzter Stunde zu öffnen; die größte Vorſicht iſt aber auf jeden Fall erforderlich. Eine ſonſt geſunde, fromme Frau in dem Filialdorfe wurde faſt plötzlich ſehr krank. Der Arzt, den ich fand, ſagte mir, daß der Tod ſehr bald eintreten werde. Ich fand ſie im Bette ſitzend und nach kurzem Geſpräch fragte ſie mich, ob denn ihr Zuſtand wirklich ſo bedenklich ſei, wie ſie aus meinen Aeußerungen glaube ſchließen zu müſſen. Weil ich wußte, daß ſie den Tod nicht fürchtete, ſo ſagte ich offen, was ich eben gehört hatte. Sie blieb ſehr ruhig und verlangte das heilige Abendmahl, das ihr auch ſofort gereicht wurde. Drei Tage darauf fuhr ein Wagen bei meinem Hauſe vor, die Frau kam und ſagte, ſie wolle mich überzeugen, daß ſie noch lebe. Der Arzt, den ich ſpäter ſprach, entſchuldigte ſich damit, daß die Krankheit gleich nach dem Abendmahle, eine ſo unerwartete Wendung genommen habe, wie es ſich gar nicht habe vorausſehen laſſen. Die Geneſung ſei eben ſo ſchnell eingetreten, wie die Krankheit, die allerdings nach dem gewöhnlichen Verlaufe den baldigen Tod habe erwarten laſſen.

Bei dem erſten Beſuche des Kranken muß man es möglichſt zu erreichen ſuchen, daß man mit ihm allein ſprechen kann, damit er nicht durch die übrigen Mitglieder der Familie und andere Perſonen ſich behindert ſehe, ſich offen auszuſprechen. Es ſind die Fälle eben nicht ſo ſelten, daß Zwieſpalt und Unfrieden ſchwer auf der Seele laſten und daß noch eine Ausſöhnung herbeigeführt werden

muß, und gewöhnlich gelingt es, ihm die Laſt abzunehmen. Je ernſtlicher der Kranke ermahnt wird, durch ein offenes Bekenntniß ſeine Seele zu erleichtern, und je mehr er Vertrauen zu dem Geiſtlichen hat, daß das, was er ihm ſagt, unter dem Beichtſiegel verborgen bleibt, deſto mehr iſt er bereit, ſich offen auszuſprechen. Es iſt merkwürdig, wie lebendig das Gedächtniß des Sterbenden iſt. Sünden, die einer fernen Vergangenheit angehören, treten vor ſeine Seele und das Gericht Gottes meldet ſich oft mit großer Gewalt an; beſonders groß iſt die Angſt, wenn ein falſcher Eid das Gewiſſen ängſtigt. Iſt es nicht mehr möglich, das Unrecht auszugleichen, ſo bleibt auch hierfür nur der Troſt übrig, der für alle Sünder gilt; es kann aber auch der Fall eintreten, daß man den Kranken nöthigen muß, auch dem Richter ein Bekenntniß abzulegen, wenn nämlich durch den Meineid die Verurtheilung eines Menſchen herbeigeführt iſt, der noch lebt, und deſſen Beſchädigung an Ehre und Eigenthum ſich noch wieder gut machen läßt.

Wie oft man den Kranken beſuchen ſoll, hängt theils von dem Umfange der Parochie, theils von dem Zuſtande des Kranken ſelbſt ab. Bei ſehr langwierigen und Jahre lang andauernden Krankheiten muß man eine feſte Ordnung herzuſtellen ſuchen, etwa wöchentlich ein Mal und zu einer beſtimmten Stunde, damit der Kranke ungefähr weiß, wann er den Paſtor zu erwarten hat. Man lieſt einen Abſchnitt aus der Schrift vor oder ein Lied aus dem Geſangbuche, ertheilt den Segen und läßt ſich wenig auf anderweitige Unterhaltung ein, die eben nicht mit dem innern Leben des Kranken im Zuſammenhange ſteht. Im

Anfange muß man geduldig zuhören, um ihn näher kennen zu lernen, wenn er geneigt iſt, ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen, die oft bei aller Einfachheit tiefe Blicke in Gottes Gnadenwege thun läßt. Die im Glauben ſtehen, haben ſchon den rothen Faden der göttlichen Barmherzigkeit, der ſich durch ihr Leben hinzieht, die Spuren der ſuchenden Hirtentreue des Herrn, gefunden. Sie klagen über ihr Widerſtreben, aber verſtehen es doch, in den Heimſuchungen die Gnadenabſichten des Herrn zu erkennen, und wenn ſie auch hin und wieder unter den Schmerzen müde und mürbe gemacht werden, ſo raffen ſie ſich doch immer wieder auf und hören gern auf den Troſt, der ihnen gebracht wird und ſpeiſen ihre Seele mit den Verheißungen Gottes. Sie ſind gewöhnlich ſtill und geduldig, auch dankbar gegen die Pflege, die ihnen zu Theil wird. Wenn man auch hin und wieder mit dem Kranken allein ſpricht, ſo iſt es oft den Hausgenoſſen und Familiengliedern zum Segen, wenn ſie am Bette des Kranken ſich einfinden, wenn der Geiſtliche gekommen iſt. Beſonders troſtreich iſt der Anfang der Erzählung der Auferweckung des Lazarus, wo es heißt: „Herr, ſiehe, den du lieb haſt, der liegt krank.“ Die Krankheit iſt alſo nicht allein eine Strafe, ſondern zugleich eine Offenbarung der Liebe des Herrn, der die Seele im Schmelztiegel der Schmerzen reinigen will, wie das Gold im Feuer. Für die geſunden Glieder der Familie iſt die Ermahnung zur Fürbitte nahe gelegt, indem es von den Schweſtern des Lazarus, der Maria und Martha, heißt: ſie ſandten zu dem Herrn und ließen ihm ſagen: „Herr, ſiehe, den du lieb haſt, der liegt krank.“ Auch die Erzählung

von den Männern, die den Gichtbrüchigen auf dem Bette zu dem Herrn trugen, das Dach aufgruben und ihn zu den Füßen des Herrn herniederließen, ist sehr wohl geeignet, den Geist des Gebetes im Hause zu pflegen. Der Geistliche muß nicht allein den Kranken trösten, sondern auch darauf bedacht sein, die Liebe und Geduld der Angehörigen zu erhalten und zu stärken, und darauf hinweisen, daß die Leiden des Kranken auch sie nöthigen sollen, treulich der Heiligung nachzujagen. Eine Krankenstube soll immer wie eine Kirche sein, da man die Stimme Gottes hört, und das Krankenbett wie eine Kanzel, auf der der Herr selber oft seine gewaltigen Predigten hält. Eine alte fromme Wittwe lebte bei ihrer Tochter, die sich mit ihrem Manne nicht vertragen konnte. Die Alte hatte deshalb viele schwere Stunden, ihre Bitten und Ermahnungen schienen ohne Erfolg zu bleiben; als sie aber schwer erkrankte, machte ihre Geduld, ihre christliche Ergebung und ihre getroste Hoffnung einen solchen Eindruck auf die Eheleute, daß sie sich nicht mehr zankten, sondern wetteiferten, die alte liebe Mutter zu pflegen. Der sonst eben nicht kirchlich gesinnte Schwiegersohn ließ sich sogar bewegen, wenn er des Abends von der Arbeit zurückkam, ihr schöne trostreiche Lieder aus dem Gesangbuche oder einen und den andern Psalm vorzulesen. Der heilige Geist aber brachte das Wort seinem eigenen Herzen nahe. Die Wittwe war sehr dankbar, daß der Herr ihre Krankheit an den Kindern segnete und schied von ihnen, indem sie schweigend ihre Hände ineinander legte. Bei dem Begräbnisse waren sie sehr betrübt und sehr willig, sich am Sarge

aufs Neue Liebe und Geduld zu verſprechen. Weil ſie beide ernſtlich den Frieden ihrer Seele ſuchten, darum konnten ſie auch fortan den Frieden des Hauſes bewahren.

Ganz anders ſind die Verhältniſſe, wenn ein Menſch erkrankt, der ohne Gottes Wort, ohne Kirche und ohne Gebet gelebt hat. Er hat in ſchwerer Arbeit und in Stumpfſinn ſeine Tage zugebracht. Sein ganzer Gedankengang iſt auf die Fragen gerichtet geweſen: „was werden wir eſſen und trinken? womit werden wir uns kleiden?“ Er murret wider Gott und iſt undankbar gegen die Seinen, die er anklagt, daß ſie ihn vernachläſſigen. Nach einigem Zögern wird der Geiſtliche gerufen. Er lobt ſich ſehr, entſchuldigt ſein Leben, es hat ihm immer an Zeit gefehlt, die Gnadenmittel zu gebrauchen, und ſpricht mit Bitterkeit über die Wege, die er in ſeinem Leben hat gehen müſſen. In der Wirklichkeit ſei er ein guter Menſch, viel beſſer als die, die alle Sonntage die Kirche beſuchen und in der Bibel leſen. Solche Kranke muß man zuerſt ſich ausſprechen laſſen und möglichſt ſchweigend zuhören; durch Widerſprechen richtet man nichts aus. Wenn man aber auf ihre Gedanken eingeht und die Gnadenabſichten Gottes rühmt, der in ſeinen wunderbaren Wegen und unbegreiflichen Gerichten ſeine Hand nach unſerer Seele ausſtreckt, ſo fangen ſie von ſelber an, Manches zu mildern und wohl gar zurückzunehmen, was ſie zuerſt behauptet haben. Der alte Menſch iſt immer ein Lügner und ein Heuchler, in der Krankheit wird er aber doch zahm, und im Angeſicht des Todes reagirt die Angſt vor dem Gericht gegen die Lüge und die Heuchelei. Wenn

der Kranke seine Tugend und Rechtschaffenheit rühmt und findet keinen Widerspruch, so wird er doch innerlich vondem Geiste der Wahrheit gestraft. Der Pastor muß nur nicht antworten auf das, was sein Mund redet, sondern auf das eingehen, was innerlich in seiner Seele vorgeht, so wie der Herr nicht auf die Anrede des Nikodemus Rücksicht nimmt, sondern ihm antwortet auf die Frage, die in seiner Seele sich regt: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir, es sei denn, daß jemand von Neuem geboren werde, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ Ich habe immer bei solchen Kranken mehr Erfolg gesehen, wenn ich recht einfach und möglichst liebreich das Kreuz des Herrn verkündigte, der uns durch sein Leiden und Sterben Vergebung der Sünden erworben hat, als wenn ich aus dem Gesetz zu überzeugen suchte, daß sie auch arme Sünder sind. Es gibt freilich auch Fälle, in denen sich der Kranke es nicht will gefallen lassen, daß man zu ihm redet von dem, der die Gottlosen gerecht und die Sünder selig macht; aber man muß sich auch durch dergleichen Aeußerungen nicht irren lassen, sondern voraussetzen, daß auch in seiner Seele die Gedanken sich regen, die sich untereinander verklagen und entschuldigen, und daß sein Herz nach dem verlangt, der den Frieden geben kann. Ich habe oft gefunden, daß schon bei dem zweiten Besuche der Kranke viel williger war, sein Ohr dem Evangelio zu öffnen und wohl gar selber bat, daß man mit ihm ein Gebet halte. Die nächste Aufgabe ist dann, ihn mit den Wegen Gottes auszusöhnen. Die Gerechtigkeit Gottes verbirgt sich freilich vor den Augen der Menschen und geht sehr tiefe Wege.

Warum der Eine durch Noth, Armuth und Krankheit geführt, und der Andere bei guten Tagen alt wird, bleibt dem natürlichen Menschen immer ein Geheimniß. Wer aber zur Erkenntniß seiner Sünde und zum Glauben an das Kreuz des Herrn hindurchdringt, dem wird es nicht schwer, sich zu demüthigen unter des Herrn Hand und die Weisheit seiner Wege zu erkennen. Die Vergleichung mit andern Menschen, sowohl in Bezug auf den sittlichen Werth, als auch auf die äußere Lage, führt immer zu allerlei Täuschungen und Verirrungen. Die natürliche Selbstzufriedenheit blendet das Auge und verleitet zur pharisäischen Ueberhebung. Je mehr ein Mensch mit sich selbst zufrieden ist, desto unzufriedener ist er mit seiner zeitlichen Lage und desto mehr Ursache hat er, über Andere hart zu urtheilen. Wer den Spitter am Nächsten sieht und den eigenen Balken nicht, kann unmöglich die Wege Gottes verstehen, in denen er geführt wird, sondern findet überall eine Ursache zum Murren und Klagen. Vor den Augen der Menschen ist das Urtheil darüber, ob eine Sünde groß oder klein sei, ganz anders, als bei Gott dem Herrn. Ein Mensch sieht nur, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an. Die groben Sünden eines Menschen, der in der Roheit dahin lebt ohne Gott und sein Wort, wiegen nicht so schwer, als die oft scheinbar geringeren Sünden dessen, dem es nicht gefehlt hat an inneren Berührungen mit dem Worte Gottes und der wider besseres Wissen und Gewissen seinem Fleische gefolgt ist. Die Sünden, die in Sodom und Gomorrha geschehen sind, obgleich sie himmelschreiend sind, waren doch

nicht ſo ſchwer, wie die Sünden der Einwohner von Chorazim, Bethſaida und Kapernaum, weil dieſe die Wunder des Herrn geſehen, ſeine Worte gehört und ſich doch nicht gebeſſert hatten.

Der ärgſte Feind der Seele und die ſtärkſte Feſtung des alten Menſchen iſt und bleibt in geſunden und kranken Tagen die eigene Gerechtigkeit: das iſt der Rieſe, der ſchwer zu überwinden iſt. Der Eine gibt zwar zu, daß er auch der Gnade Gottes bedürfe, um ſelig zu werden; er hat ſich aber eine Theorie angeeignet, die ihn für das Evangelium unzugänglich macht: „Kein Menſch iſt ohne Fehler, auch die ſogenannten Frommen ſind nicht davon frei, die Gnade Gottes iſt ſo groß, daß er die gewiß annimmt, die eben nicht gar grobe Sünden begangen haben.“ Andere fragen: „Warum muß ich ſo viel und ſchwer leiden, während mancher Menſch, der doch in offenbaren Sünden lebt, geſund iſt?“ und möchte in ſeinen zeitlichen Leiden eine Bürgſchaft für die Hoffnung auf ein beſſeres Leben finden. Man thut wohl, wenn man die Klagen des Kranken über das ungerechte und harte Schickſal ganz überhört und ihn möglichſt dahin zu leiten ſucht, daß er die Vergleiche mit anderen Menſchen aufgibt. Der Glaube an die eigene Tugend und Rechtſchaffenheit iſt ſo wenig begründet, daß dem Kranken ſelbſt der Zweifel daran nicht fehlt. Wenn die Krankheit längere Zeit anhält, ſo erreicht man es bei wiederholten Beſuchen, daß ungebührliche Aeußerungen nicht mehr gethan werden, auch daß der Kranke gegen die Seinen geduldiger und ſanftmüthiger wird und es ſich gefallen läßt, daß ihm der eine Name

verkündigt wird, in dem allein der Menſch kann ſelig werden; ob aber ſeine Seele gerettet iſt, wer will das wiſſen und ſagen? Es iſt immer eine ſehr bedenkliche Sache, von der Bekehrung auf dem Krankenbette zu viel zu rühmen. Die Krankheit macht wohl den alten Menſchen zahm, ob ſie ihn aber überwindet, iſt eine andere Frage. Auf jeden Fall muß man ſich hüten, in der Leichenrede deshalb den Verſtorbenen zu loben, daß er noch zuletzt zum Herrn ſich bekehrt habe. Ein junger Geiſtlicher, der aus der Krankheitsgeſchichte eines gottloſen Menſchen eine ſchöne Bekehrungsgeſchichte machte und ſie am Sarge erzählte, mußte hernach hören, daß ein junger Mann, den er ermahnte von ſeinen Sünden zu laſſen, ihm antwortete: „Hat der alte N. N. ſich noch in der letzten Zeit bekehren können, ſo hat es mit mir ja noch Zeit.“ Daß die angeblichen Bekehrungen auf dem Krankenlager nicht immer ganz ehrlich und gründlich ſind, ſieht man daran, daß, wenn der Kranke wieder geſund wird, er oft nach ſehr kurzer Zeit wieder den alten Weg geht, und es wird mit ihm wohl gar noch ärger, als es mit ihm vorher war. Oft ſind es die Angehörigen, die freilich erſt, wenn der Arzt keine Hoffnung auf Geneſung mehr gibt, verlangen, daß der Geiſtliche komme, und gern einen Troſt darin ſuchen, daß doch noch der Paſtor mit ihm gebetet und er geduldig zugehört habe. Ich bin weit entfernt, zu ſagen, daß man nicht willig dazu ſein müſſe, aber vorſehen muß man ſich doch, daß ſich die Leute das Seligwerden nicht gar zu leicht vorſtellen und meinen, daß es genüge, wenn man nur in den letzten Stunden die Gnadenmittel

begehre und gebrauche. Die überaus troſtreiche Geſchichte von dem Schächer am Kreuz wird oft gar ſehr gemißbraucht und es iſt gewiß ſehr bedenklich, ſie in leichtſinniger Weiſe anzuwenden. Der Schächer hatte wirklich eine ehrliche, tiefgehende Erkenntniß ſeiner Sünden, indem er bekennt, es geſchehe ihm Recht, und er erfahre, was ſeine Thaten werth ſind. Er hatte auch einen wahrhaft großen Glauben, daß er den, an dem ſogar ſeine Jünger irre geworden waren und den die Prieſter und Lehrer des Volks verläſterten und verhöhnten, als „ſeinen Herrn" bekennt und ihn bittet, daß er ihn in Gnaden wolle annehmen. Der Herr kann ja auch den Brand aus dem Feuer reißen, darum ſoll der Geiſtliche mit Treue ſein Amt ausrichten und vor Allem darauf bedacht ſein, daß er nicht im Zweifel an die Macht des Evangeliums ſeine Pflicht verſäume und Schaden nehme an ſeiner eigenen Seele. Es iſt doch immer möglich, daß des Herrn unergründliche Barmherzigkeit auch den letzten Seufzer gnädig anſehen kann. Sehr viel kommt darauf an, welcherlei Art der Wandel des Menſchen vor ſeiner letzten Krankheit war. Solche, die ihr Leben in groben und ſchweren Sünden zugebracht und die Kirche und das Sakrament verachtet haben, verfallen wohl in große Furcht und Angſt, und das ſchreckliche Gericht des Herrn meldet ſich in ihrem Herzen an, aber für den Troſt des Glaubens erſcheinen ſie unzugänglich. Ihre Reue iſt die Reue der Verzweiflung, wie Judas davon überfallen wurde; doch fern ſei es, über ſie zu richten. Die dagegen, die ihre Tage in Ehrbarkeit zugebracht haben und eine wohlwollende und

friedfertige Gesinnung in einem sonst weltlichen Leben bewiesen haben, wenden sich manchmal noch dem Trost des Evangeliums zu und sehen, wenn auch freilich erst sehr spät, ein, daß die eigene Gerechtigkeit und das gute Herz ihnen keine Zuversicht zu einem seligen Ende gibt. Ein gebildeter Mann, der von Natur mit schönen Gaben geschmückt war, der treu und gewissenhaft sein Amt verwaltet hatte, in allgemeinem Ansehen und großer Achtung stand, auch sein Haus in Frieden regierte, sich aber von der Kirche und dem Sakramente fern gehalten hatte, erkrankte und nicht bloß der Arzt, sondern auch er selber gab die Hoffnung auf Genesung auf. Als ich ihn besuchte, sprach er sich etwa dahin aus: „Wenn Gott der Herr nach strenger Gerechtigkeit mit mir verfahren will, so muß ich verloren gehen.“ Wenn er mich auch nicht direct aufforderte, mit ihm von dem zu reden, der allein der Seele Frieden geben kann, so war es doch leicht zu durchschauen, daß seine fragenden Gedanken darauf gerichtet waren. Er erzählte, daß bei dem Begräbnisse eines frommen Mannes seines Standes ein Wort in seine Seele gefallen sei, das er nicht habe vergessen können.

Ich habe den Kranken länger als vierzehn Tage täglich, oft zweimal besucht und auch einige Nächte an seinem Bette zugebracht. Es wird mir unvergeßlich bleiben, mit welcher Begierde er den ganzen Trost des Evangeliums sich aneignete und wiederholentlich beklagte, daß er so spät zur Erkenntniß gekommen sei. Auf sein dringendes Verlangen wurde sein Bruder aus der Ferne gerufen. Als er kam, wies der Kranke jedes andere Gespräch zurück und

ſagte, ſo viel ich es wiedergeben kann: „Lieber Herzensbruder, meine Stunden ſind gezählt, ich habe der Welt gedient und ſie hat mir auch mit Ehren und Gütern gelohnt, aber Gott habe ich nicht gedient und für meine Seele nicht geſorgt; jetzt erſt im Angeſicht des Todes erkenne ich es, wie groß meine Sünde und Schuld iſt, daß ich meine Gnadenzeit verkannt und Gottes Güte auf Muthwillen gezogen habe, ich hoffe aber, daß die Barmherzigkeit Gottes meine ſpäte Buße und meinen geringen Glauben gnädig wird anſehen; mich hat darum ſo herzlich nach Dir verlangt, um Dich zu bitten, Dein Herz dem Worte Gottes zuzuwenden und den Frieden Deiner Seele da zu ſuchen, wo er allein zu finden iſt.“ Das waren ungefähr die Gedanken, die er ausſprach; aber die Art und Weiſe, wie er es that, war wahrhaft ergreifend. Die Worte eines Mannes, der an der Grenze des Lebens ſteht, wiegen immer ſchwer. Der Bruder war ſichtbar erſchüttert. Wenige Tage darauf ſtarb der Kranke und nach menſchlichem Urtheile ging er im Frieden hinüber.

Wenn die Krankheit ſehr ſchmerzlich iſt oder ein hitziges Fieber die Sinne in Verwirrung ſetzt, ſo läßt ſich wenig thun. Es bleibt da nur übrig, ſeine Zuflucht zur Fürbitte zu nehmen und beſonders dahin zu wirken, daß den Angehörigen ein Segen zu Theil werde. — Merkwürdig iſt es mir oft geweſen, daß in den Phantaſien der Kranken Aeußerungen vorkamen, die mit ihrem von Gott entfremdeten Leben ganz im Widerſpruch zu ſtehen ſchienen, daß ſie Bibelſprüche, Liederverſe und Gebete herſagten, die ſie in der Jugend gelernt hatten, während man bei

ihnen in gesunden Tagen dergleichen nicht gehört hatte. Ein Weib, das ein wüstes Leben geführt hatte, ward vom Nervenfieber überfallen und hatte nur kurze Augenblicke, in denen sie bei Sinnen war. In ihren Phantasien redete sie, wie es etwa eine fromme christliche Person thun würde, betete viel und verlangte von denen, die sie glaubte in ihrer Nähe zu sehen, daß sie mit ihr beten sollten, nannte auch Namen von solchen Menschen, die schon gestorben waren, besonders den Namen eines alten Stundenhalters, zu dem ihre gottselige Mutter sie oft mitgenommen hatte; wenn sie wieder zu sich kam, war sie offenbar durch die Gegenwart ihrer Umgebung unangenehm berührt. In den letzten Stunden wiederholte sie oft den Vers: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd eingehn.“ Es war, als ob das spätere lasterhafte Leben die Tiefen ihrer Seele gar nicht berührt habe. Von alten Leuten hört man oft, daß ihr Gedächtniß sie verlassen habe, wenn von Ereignissen die Rede ist, die in die letzten Jahre ihres Lebens fallen, daß es aber frisch und lebendig ist, wenn sie von dem reden, was sie in ihrer Jugend erlebt haben; diese Frau jedoch starb in den mittleren Jahren. Sind es etwa die Gebete der frommen Mutter gewesen, die für ihr Kind ein seliges Ende erflehet hatte? Wenn St. Paulus Röm. 7,20 sagt: „So ich thue, das ich nicht will, so thue ich dasselbige nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnet,“ und die Sünde darstellt als eine fremde Macht, die den Willen des Menschen gefangen nimmt und knechtet, so ist damit doch nicht

ausgeschlossen das Gefühl der schweren Schuld, das auf der Seele lastet. Es gibt Räthsel im verborgenen Leben der Seele, deren Lösung der Ewigkeit vorbehalten bleibt.

Ganz entgegengesetzt geht es oft bei dem Ende solcher Personen zu, die nach menschlicher Meinung sich ganz ehrlich von einem früheren sündlichen Leben bekehrt haben, daß sie ihren Gnadenstand bezweifeln, daß aller Trost sie ganz verläßt und daß ihre Sünden ihnen des Angesicht der Barmherzigkeit Gottes ganz verbergen. Die Krankheit hat die Energie der Seele gebrochen, mit der sie sich zum Herrn gewendet hat und von dem Glauben ist nur Zweifel und Angst übrig geblieben. Hier gilt es, in kurzen und kräftigen Worten der geängstigten Seele immer aufs Neue den Trost des Kreuzes Christi vorzuhalten. Sprüche und Liederverse sind besonders dazu zu empfehlen. Ein frommer Mann, der in den letzten Tagen unter großen Schmerzen und innerlichen Anfechtungen körperlich und geistig viel leiden mußte, verlangte, daß man ihm immer die lutherische Erklärung des zweiten Artikels vorspreche. Je mehr man mit den Kranken verkehrt, desto mehr muß man sich überzeugen, daß sie den Trost nicht in den Gebeten und Reden des Geistlichen suchen und finden, sondern in den ihnen bekannten, aber gerade nicht gegenwärtigen Sprüchen und Liedern.

Einige Kranke haben die Gewohnheit, daß sie nachsprechen, was man ihnen vorsagt, weshalb sie auch nicht verlangen, daß man für sie oder mit ihnen bete, sondern man soll ihnen „vorbeten", sie wiederholen dann jeden Satz, den man spricht. Dazu eignen sich aber freie Ge-

bete sehr wenig, sondern vielmehr alte Gebetsformeln und Sprüche. Es kommt nicht darauf an, daß sie dem Kranken neu sind, sondern daß sie seiner matten Seele wieder gegenwärtig werden.

Oefters geben die Kranken vor, daß sie herzlich wünschen, recht bald erlöst zu werden. „Bitten Sie doch Gott den Herrn, daß er meinen Qualen und schrecklichen Schmerzen endlich ein Ende mache", so sprechen sie zu dem Geistlichen und zu denen, die sie besuchen. Gewöhnlich kann man annehmen, daß der Kranke durch solche Aeußerungen nur sagen will, daß seine Schmerzen ihm unerträglich sind, und daß im Hintergrunde der Glaube liegt, daß, wenn auch der Geistliche um das Ende bittet, es darum doch nicht sogleich eintreten werde. Die Liebe zum Leben ist dem Menschen als eine Gabe Gottes eingepflanzt, daß er schwerlich dazu kommt, im ganzen Ernste das Ende herbeizurufen, und er wird es immer lieber sehen, daß das Ende morgen kommt, nur nicht gerade heute. Das Leben ist eine Gnadenfrist und es ist eine Sünde, wenn man sie nicht dankbar hinnehmen und benutzen will. Wenn die Liebe zum Leben nicht so gar mächtig wäre, so würden die Selbstmorde noch viel häufiger sein, als sie schon sind. Die Ungläubigen würden sich durch einen freiwilligen Tod viel leichter der züchtigenden und in der Trübsal noch suchenden Gnade Gottes entziehen, wenn sie nicht durch die natürliche Liebe zum Leben gehalten würden. Man kann wohl Gott bitten, daß er die Schmerzen erleichtere, aber um den Tod zu bitten, ist wohl nur in seltenen Fällen erlaubt. Es gibt Kranke, die sich mit dem Gedanken des Todes

ſo vertraut gemacht und ſich ſo darauf vorbereitet haben, daß ſie es nicht gern hören mögen, wenn der Arzt oder die Angehörigen von der Hoffnung auf Geneſung reden. Tod und Leben ſtehen in Gottes Händen, und man muß immer den Kranken dahin leiten, daß er ſtille ſei und es dem Herrn überläßt, nach ſeinem Willen zu thun, wie es ihm gefällt. Es iſt durchaus nicht richtig, wenn man meint, daß alte Leute williger ſind zu ſterben, als jüngere Perſonen, im Gegentheile findet man oft bei Jünglingen und Jungfrauen, wenn ſie ihres Gnadenſtandes glauben gewiß ſein zu dürfen, eine große Sehnſucht und ein Heimweh nach dem Vaterhauſe, ihre Seele iſt noch nicht durch ſo viele irdiſche Bande gefeſſelt, als im ſpäteren Leben.

Sehr häufig wird der Geiſtliche von dem Kranken ſelbſt oder den Angehörigen aufgefordert, ihm das heil. Abendmahl zu reichen. Es iſt wohl leicht, gewiſſe Regeln aufzuſtellen, daß man es nicht da reichen dürfe, wenn der Kranke ſchon ſein Bewußtſein verloren hat, oder wenn er von Buße und Glauben nichts hören will oder wenn er nur in Rückſicht auf die Seinen dazu willig iſt oder wenn der Aberglaube, der allein eine Wendung der Krankheit davon erwartet, das Motiv iſt. Selten aber iſt man in der Lage, die eine oder die andere Regel zur Anwendung zu bringen, denn die Zuſtände ſind nicht immer ſo klar, daß die eine oder die andere Regel gerade Anwendung darauf fände. Es läßt ſich nur im Allgemeinen ſagen, daß man nicht ohne ſorgfältige Prüfung dem Verlangen nachkommen darf. Es iſt in dieſem Falle beſonders nöthig, daß man mit dem Kranken zuvor allein

ſpricht, und die Fragen, was er von dem Genuſſe des heiligen Abendmahles erwarte, oder wie lange es her ſei, daß er es zum letzten Male empfangen habe, führen ſehr leicht tiefere Blicke in das innere Leben des Kranken herbei. Es ſind mir Fälle vorgekommen, daß der Kranke ſeit ſeiner Confirmation obgleich er bereits im hohen Alter ſtand, nicht zum Tiſche des Herrn gekommen war. Ein Greis von zweiundachtzig Jahren ſagte ſogar: „Wenn Sie Bedenken tragen, mir das Sakrament zu bringen, ſo werde ich auch ohne dasſelbe ſterben, wie ich da ohne daſſelbe gelebt habe.“ Die Angehörigen nehmen es aber oft ſehr übel, wenn der Geiſtliche nicht ſofort bereit iſt, das heilige Abendmahl auszutheilen. Es bleibt immer eine ſehr ſchwere Aufgabe, ſich über das innere Leben eines Menſchen ein beſtimmtes Urtheil zu bilden, im Allgemeinen aber darf man doch annehmen, daß der Menſch im Angeſicht des Todes rede, wie es ihm wirklich um das Herz iſt. Läßt es der Verlauf der Krankheit zu, ſo iſt es gut, den Beſuch noch vor der Darreichung des Sakraments zu wiederholen und möglichſt die Beichte und Abſolution am Tage vorher mit ihm zu halten. Iſt der Kranke aber wirklich bereit, die drei Beichtfragen: „Bereueſt Du vor Gott dem Allwiſſenden und Heiligen aufrichtig deine Sünden?“ „Glaubſt du an die Vergebung der Sünden durch des Herrn Jeſu Leiden und Sterben?“ „Iſt es dein ernſtlicher und ehrlicher Wille, im Leben oder im Sterben ſein eigen zu ſein?“ mit Ja zu beantworten, ſo iſt es unbedenklich, ihm das Sakrament zu geben.

Der Reſpect vor dem Sakrament erfordert es aber,

daß auch äußerlich der Anstand beobachtet werde. Der Geistliche legt, wenn es irgend möglich ist, den Ornat an, ein reines Tuch wird über den Tisch gedeckt und zwei brennende Lichter auf denselben gestellt. Mein alter Küster brachte auch immer sein Crucifix mit. Nur in besonders dringenden Fällen darf man eine Ausnahme machen. Sehr oft erwarten die Angehörigen, daß nach dem Abendmahle es sich entscheiden werde, ob die Krankheit zum Leben oder zum Sterben gehe, und nicht selten wird behauptet, daß unmittelbar darauf sich eine merkwürdige Besserung eingestellt habe. Es ist ja auch richtig, daß, wenn der Kranke die Vergebung der Sünden im Glauben ergriffen hat, er durch die Kraft des Sakraments ruhiger und ergebener wird; indem er bereit ist, Gottes Willen an sich geschehen zu lassen, kann er seine Schmerzen geduldiger tragen und erscheint den Seinen gegenüber sanftmüthiger und milder. Wenn die übrigen Glieder der Familie es wünschen, so ist es unbedenklich, sie zur Theilnahme an dem Sakramente zuzulassen. Wenn der Geistliche es recht versteht, den sterbenden Vater mit seinen Kindern oder den Eheleuten, die der Tod vielleicht bald trennen wird, das heilige Mahl in rechter Weise zu reichen, so kann der Familie dadurch ein großer Segen bereitet werden, nur hüte man sich vor aller Sentimentalität und gebe keine Veranlassung dazu, daß die natürlichen Gefühle in dem Grade vorherrschen, daß die Heilsgedanken nicht zur vollen Geltung kommen.

Einige Male ist es mir auch vorgekommen, daß der Kranke für den Fall seiner Genesung ein Gelübde ablegen wollte, und zwar nicht ein solches, das sich allein auf

die ſittliche Beſſerung ſeines Lebens bezog, ſondern auf eine Stiftung für die Kirche oder die Armen in der Gemeinde. Wenn nun auch die evangeliſche Kirche den Glauben zurückweiſen muß, daß damit ein Verdienſt vor Gott aufgerichtet werde, ſo iſt es doch eine Uebertreibung und falſche Auslegung des Dogmas, wenn man den Kranken davon abhalten und es ihm ausreden will. Wie die guten Werke freilich nicht die Seligkeit verdienen, aber doch nothwendige Zeichen des Glaubens ſind, ſo kann auch ein Menſch ſich nicht durch das Gelübde ein ſeliges Ende oder Geneſung erkaufen, es iſt aber doch ein Zeichen, daß es ihm ein Ernſt damit iſt, den Herrn wieder zu lieben, an deſſen Liebe er glaubt. Es kann vorkommen, daß, wenn der Kranke wieder geſund geworden iſt, es ihm läſtig wird, ſein Gelübde zu bezahlen; ich halte es aber nicht für unrecht, ihn daran zu erinnern, bis er hält, was er verſprochen hat. Ein reicher Bauer hatte gelobt, der Kirche einen Kelch zu ſchenken; er zögerte längere Zeit, bis er endlich einen Kelch von geringem Werthe kaufte, bald darauf that er einen böſen Fall und brach ſich das Bein; als ich ihn beſuchte, bat er mich einen echt ſilbernen Kelch zu kaufen und gab das Geld dazu bereitwillig her. Die evangeliſche Kirche geht in ihrer Betonung der Gerechtigkeit aus dem Glauben zu weit, wenn ſie nicht ernſtlich und nachdrücklich die guten Werke fordert. Der Glaube ohne die Werke iſt todt. Das erſte und vornehmſte aller guten Werke iſt und bleibt nun freilich die Heiligung ſeines Wandels und Lebens. Es darf aber die Liebe zu der Kirche des Herrn, ſowie auch zu den Armen und Elenden

nicht fehlen. Es ist in der That kein günstiges Zeichen für die evangelische Kirche, daß sie so arm ist an Stiftungen und Vermächtnissen. Die Geistlichen sollten den reichen Leuten und denen, die durch glückliche Unternehmungen viel erworben haben, gegenüber nicht eben so sehr blöde sein, sondern sie direct oder indirect nöthigen, dem Herrn ein Opfer zu bringen. Es bedarf oft nur der Anregung. Einem Gutsherrn, der sein altes Schloß sehr stattlich renovirt hatte, war es gar nicht aufgefallen, weil er es eben schon gewohnt war, daß seine Kirche sehr verfallen und unsauber war. Es bedurfte nur einer Hinweisung darauf und er war sofort bereit, auch die Kirche gründlich zu renoviren. Es gibt reiche Leute, die oft nicht wissen, was sie mit dem Gelde anfangen sollen, aber an die große Armuth der Kirche denken sie nicht; wenn sie aber daran erinnert werden, so haben sie eine große Freude an dem, was sie für die Kirche thun, und thun oft viel mehr als erbeten war. Gott der Herr legt oft einen wunderbaren Segen auf die Opfer, die man ihm bringt. Es ist gewiß sehr schwer, für sich und seine Familie etwas zu erbitten, aber für die Sache des Herrn und seine Kirche ein Bettler zu sein, sollte dem Pastor nicht eben so gar schwer ankommen.

Unrecht ist es, aus der Art und Weise, wie die letzten Stunden verlaufen, schließen zu wollen, ob der Mensch sei selig geworden oder nicht. Es gibt Fälle, in denen sonst fromme und redliche Christen ganz vom Schmerz überwältigt, bewußtlos unter Zuckungen und Krämpfen aus der Welt gehen, so daß ihr Ende keineswegs erbaulich er-

ſcheint. Andere dagegen, die ohne den lebendigen Glauben ihre Tage zugebracht haben, werden auch noch in den letzten Stunden von den Lügen des Unglaubens in Sicherheit feſtgehalten, nehmen zärtlich Abſchied von den Ihrigen und ſterben, wie wenn ein Menſch einſchläft. Häufig ſieht man aber an denen, die einen ſchweren Todeskampf überſtanden haben, daß ihre Geſichtszüge den Ausdruck des Schmerzes gänzlich verlieren und ausſehen, als ob der Friede Gottes über ſie ausgegoſſen ſei.

Einmal iſt es mir begegnet, daß ich auf dem Krankenbette eine Nothtaufe habe vollziehen dürfen. Ein jüdiſches Ehepaar, beides junge Leute, hielten ſich fleißig und regelmäßig zur Kirche und führten, ſo weit Menſchenaugen ſehen können, ein gottſeliges Leben. Der Mann ließ ſich taufen, die Frau blieb zurück, weil ſie ihre ſtreng jüdiſche alte Mutter nicht betrüben wollte, ſie war aber in chriſtlicher Erkenntnis wohl begründet. Nach dem erſten Wochenbette ward ihr Kind getauft; als es das Sakrament empfangen hatte, drückte ſie es unter Thränen an ihr Herz und pries es glücklich, daß es nun nicht mehr allein ihr Kind, ſondern Gottes Kind ſei. Bald erkrankte ſie ſehr ſchwer am Nervenfieber und wenn lichte Augenblicke eintraten, begehrte ſie wiederholentlich die Taufe. Als ich kam, war ſie gerade ohne Bewußtſein, ſo wie ich aber im Ornate an ihr Bett trat, erkannte ſie mich nicht allein, ſondern ward ſehr ruhig und bat ſehr dringend, ihr das Sakrament zu geben. Auf das Crucifix, das nach ihrem Willen über dem Bette ſtand, waren ihre ſehnſüchtigen Blicke gerichtet. Zu Pathen waren gläubige Glieder

der Gemeinde gewählt, die ſie um ihre Fürbitte bat. Nach der Taufe trat langſam die Geneſung ein.

Die Familie.

Jedes Volk hat ſeinen eigenthümlichen Charakter und ſeine beſonderen Naturanlagen. Man hat wohl geſagt: Deutſchland ſei das Herz von Europa. Aber nicht allein in Bezug auf die geographiſche Lage iſt das richtig, ſondern auch in einer andern Hinſicht. Kein anderes Volk wird ſo vorherrſchend von ſeinem Herzen bewegt, als das deutſche, und kein anderes ſucht ſo ernſtlich die Befriedigung des Herzens, als unſer Volk, daher findet der Deutſche im Familienleben und in der Religion ſeine Kraft und ſeine Ruhe. Beide, Familienleben und Gottesfurcht, ſind unzertrennbar miteinander verbunden. Die geſunde Frömmigkeit iſt das Fundament, auf dem ſich das wahre Familienleben aufbaut, und die Familie iſt die Pflegerin der Frömmigkeit.

Wie die Kirche aus einzelnen Gemeinden beſteht, ſo die Gemeinde aus einzelnen Familien. Die Kirche blüht, wenn das Evangelium in den Gemeinden nicht allein rein und lauter gepredigt, ſondern auch der Geiſt der Zucht und des Friedens zur Herrſchaft hindurchdringt. Die Gemeinde iſt eine geſegnete, in der die einzelnen Familien in geſunder Gottesfurcht leben, ihre Arbeit thun und ihr Kreuz tragen. Daher gehört es zu den beſonderen Pflichten des Paſtors, das Familienleben zu überwachen und ſorgfältig zu pflegen. Die Pietät gegen das häusliche Leben

und die Familienbande gehört zum Charakter des deutſchen Volkes. Der Deutſche kann am wenigſten ein iſolirtes Leben ertragen. Er ſucht ſeine Erholung und ſeine Befriedigung in der Familie und verkümmert nicht allein im innern Leben, ſondern geräth auch in allerlei Verirrungen, wenn er ſich von der Familie losreißt und der kalten Welt oder dem Wirthshauſe anheimfällt. Der Unglaube aber, der auch natürliche Tugenden und Anlagen zerſtört und verwüſtet, hat auch nach dieſem Heiligthum unſers Volkes ſeine Hand ausgeſtreckt. Vor andern Völkern iſt beſonders das deutſche Volk mit einer Anlage und Empfänglichkeit für das Evangelium begabt, daher hat auch die Reformation mit ihrem Ernſte in der Bekehrung und Heiligung bei dem deutſchen Volke einen ſo bereiteten Boden vorgefunden. Die tiefe Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit des geſunden deutſchen Gemüths kann ſeine Befriedigung in äußerlichen Ceremonien nicht finden, und kann die Kirche und das Leben von einander nicht trennen. Es ſucht und findet die wahre Grundlage des Friedens allein in ſeinem Verhältniß zu Gott dem Herrn. Wenn aber die Familie die chriſtliche Ordnung und Zucht verläßt, ſo geht ſie bei dem Deutſchen am ſchnellſten ihrer Auflöſung und Zerrüttung entgegen. Der einzelne Menſch geht aus der Familie hervor und empfängt in derſelben ſeine Richtung für das Leben. Wenn nun der Sinn für das Familienleben ein Grundzug im Charakter des deutſchen Volkes iſt, ſo ergibt ſich auch wenn es die Befriedigung des Bedürfniſſes ſeiner Seele entweder nicht findet, oder wenn es durch eigne Schuld dieſe natürlichen Bande zerreißt,

daß es den größten Gefahren und Versuchungen anheimfällt. Die natürlichen Anlagen, die in einer Nation liegen, sind eben eine Gnadengabe Gottes, wodurch der Macht der Sünde ein Gegengewicht gegeben werden soll. Andere Völker mögen es leichter ertragen, ohne Haus und ohne Heimath zu existiren; der Deutsche aber will getragen und gehalten sein von den natürlichen Banden der Liebe, er führt überwiegend ein Leben des Gemüths, darin liegt sein Vorzug, aber auch seine große Gefahr.

Was dem deutschen Charakter allgemein ist, gestaltet sich sehr verschieden, theils nach dem verschiedenen Grade der Bildung, theils auch nach den verschiedenen Stämmen. Der Norddeutsche ist ein anderer, als der Süddeutsche, und selbst in unserem engeren preußischen Vaterlande gestaltet sich der Charakter des Volks in der einen Provinz anders, als in der andern: der Pommer ist ein anderer als der Märker und der Märker wieder ein anderer als der Schlesier. Selbst nahe bei einander gelegene Gemeinden haben oft einen merklich von einander abweichenden Charakter. Es liegt besonders in den größeren Bauergemeinden eine Tradition von Anschauungen, Sitten und Gebräuchen, die mit großer Zähigkeit festgehalten werden. Am meisten prägt sich der Charakter der Gemeinde im Familienleben aus. Es soll hier nur die Rede sein von märkischen Landgemeinden; der Pastor, der die Schäden heilen und die Keime des Guten pflegen will, muß sich zunächst bemühen, die Familien nach ihrem Ursprunge und nach ihrer Entwicklung genauer kennen zu lernen. Besteht die Gemeinde überwiegend aus alten Bauernfamilien, so

daß der Hof von dem Vater auf den Sohn oder Schwiegersohn sich fortgeerbt hat, so ist es eben so schwer nicht, sich ein klares Urtheil zu bilden. Selten ist die Ehe aus einer besonderen inneren Zuneigung entstanden; der Sohn und die Tochter des Bauern heirathen nicht gern unter ihrem Stande. Der Verlobung gehen die Unterhandlungen zwischen den beiderseitigen Eltern voran. Die Aussteuer und Mitgift werden genau berechnet und die Zukunft der Kinder möglichst festgestellt. Die einzige Erbin eines Bauernhofes ist sehr begehrt; Jeder ist genau von den Vermögensverhältnissen des Andern unterrichtet und weiß, was der Sohn oder die Tochter zu erwarten hat. Der märkische Bauer, wenn er noch nicht von der Afterbildung der Zeit oder von demokratischen Ideen angefressen ist, ist wenn auch nicht frei von Geiz, Stolz und Mißtrauen, doch ein Mann, der auf Ehre hält. Er ist treu und fleißig, sein Haus zu bauen, duldet keine Unordnung und besucht die Kirche regelmäßig. Wer aber meint, daß er beschränkt und dumm sei, täuscht sich sehr. Er weiß sehr wohl, wo es Zeit ist zu schweigen oder zu reden, versteht auch auf Umwegen zum Ziel zu kommen und ist so leicht nicht zu durchschauen. Er hat gewöhnlich ein sehr richtiges Urtheil über die Personen, von denen er abhängt, und weiß sich so zu benehmen, wie es sein Vortheil fordert. Die Frau im Hause hat gewöhnlich eine ziemliche Mitgift mitgebracht und ist sich dessen wohl bewußt, daß sie nicht mit leeren Händen gekommen ist. Sie kennt die häuslichen Arbeiten sehr gut, gibt auf alles genau Acht, ist sparsam und weiß den Vortheil in kleinen Dingen

wahrzunehmen. Sie arbeitet zwar immer mit, bleibt ſich aber der Magd gegenüber ihrer Stellung ſehr wohl bewußt. Beide, Mann und Weib, ſind ſehr darauf bedacht, die Schulden, die etwa auf dem Hofe noch ſtehen, abzutragen oder das Kapital im Wachſen zu erhalten oder die Wirthſchaft durch ſchönes Vieh und Bauten an Haus und Scheune emporzubringen.

Viel ſchwerer iſt es, Tagelöhner-Familien richtig aufzufaſſen, und ihnen gegenüber die rechte Stellung zu finden. Das arme Mädchen iſt frühe aus dem Vaterhauſe gegangen, hat mehrere Jahre bei einem Bauer oder auf dem herrſchaftlichen Hofe gedient. Es hat nicht ſelten ſehr traurige Erfahrungen der Selbſtſucht und Härte gemacht und iſt der Furcht und Liſt anheimgefallen. Die Abhängigkeit von irdiſch und weltlich geſinnten Menſchen hat große Gefahren für das innere Leben. Der Knecht, der um ſie freit, iſt im weſentlichen dieſelben Wege gegangen. Die Zeit jedoch, die er als Soldat gedient hat, hat ſeinen Blick erweitert, ihm aber auch oft Begriffe von Gehorſam und Subordination gegeben, die einer Frau ſehr leicht läſtig werden können. Beide haben ein Geringes geſpart, wenn aber die allernothwendigſten Sachen angeſchafft ſind, ſo ſind die Hände und die Taſchen leer. So entſteht die Tagelöhner-Familie. Durch ſchwere Arbeit werden die Bedürfniſſe des Lebens erworben. Die Sorge um das tägliche Brot wacht alle Morgen mit ihnen auf und geht alle Abende mit ihnen zu Bette. Der Aufſchwung der Seele wird niedergehalten durch die Schweißtropfen der Arbeit.

Sehr oft aber liegt der Anfang der Ehe noch viel trauriger. Die Sünde der Unzucht hat die Hochzeit nöthig gemacht und in übereilter Weiſe herbeigeführt. Unter dem Druck des Gewiſſens und bei der bitterſten Armuth wird das Eheband geknüpft. Es liegt ſchon oft in dem Anfang der Ehe der Keim zum Unfrieden und zum Unheil. Wenn das arme Mädchen ein gewiſſes Alter erreicht hat, ſo ſehnt es ſich nach dem eignen Hausſtande und iſt bereit, auf jeden Vorſchlag einzugehen. Der Mann, der um ſie wirbt, iſt ihr eigentlich wenig bekannt. Sie hat wenig Gelegenheit, durch Umgang ihn kennen zu lernen. Die Herrſchaft duldet es nicht, daß er ſie beſuche; es wird ihr wohl geſagt, daß er dieſe oder jene Untugend an ſich habe, ſie iſt aber ſehr geneigt, zu hoffen, daß er ſich beſſern werde. Die Trauung wird vollzogen. Die wenigen Erſparniſſe, wenn wirklich ſolche vorhanden waren, ſind ſehr bald ausgegeben. Bald nach der Hochzeit iſt der Mann unzufrieden, daß das Mädchen nicht mehr gehabt hat. Er geht im Mißmuth in das Wirthshaus und kommt angetrunken zurück. Die Frau macht ihm zuerſt Vorſtellungen, dann Vorwürfe, ſie verliert immer mehr die Hoffnung auf Beſſerung, wird verzagt und zänkiſch. Die bitterſte Armut und die Zerrüttung des Hausſtandes treten ſehr bald ein. Die Kinder, die geboren werden, vermehren das Elend. Den häuslichen Frieden lernen die armen Leute gar nicht kennen und gewöhnen ſich daran, in Unfrieden mit einander zu leben. Es gehört freilich nicht Reichthum und Wohlſtand dazu, um eine glückliche Ehe zu führen, daß aber die Armuth auch ihre ſchweren Verſuchungen

habe, iſt nicht in Abrede zu ſtellen. Noth und Sorgen brechen den Muth, machen mürriſch und verzagt, der Mann meint, daß die Frau ſchlecht wirthſchafte und nicht verſtehe, ſich einzurichten. Die Frau iſt unzufrieden, weil der Mann zu wenig verdient und zu viel für ſich verbraucht. Die armen Leute, die allezeit der Kündigung unterworfen ſind, kein Stückchen Erde haben, das ihnen gehört, nie eine Heimath gehabt haben, in der ihnen wohl geworden iſt, haben in der That große Anſprüche auf ein mildes Urtheil. Der Druck der Arbeit und die irdiſchen Sorgen machen nicht allein den Leib, ſondern auch den Geiſt müde. Die Flügel der Seele ſind beſchnitten, ſo daß ſie nur noch im Staube ihre Heimath findet. Wer dem Eigennutz und der Selbſtſucht der Welt hingegeben iſt, hat gewiß große Hinderniſſe zu überwinden, um ſich emporzuſchwingen zu dem Glauben, daß alle Wege Gottes nach der Heimath droben führen. Es iſt zwar leicht geſagt, daß der Glaube an das Evangelium die Kraft ſei, alle Laſten zu tragen und alle Verſuchungen zu überwinden, wenn nun aber der Glaube fehlt, wer iſt der Mann, der ihn ſolchen Herzen nahe bringen kann? Es gibt Paſtoren, die die Hoffnung faſt ganz aufgegeben haben, an die Tagelöhner und Fabrikarbeiter heranzukommen. Mancher hatte zuerſt einen warmen Eifer und herzliche Liebe, aber die Erfolgloſigkeit ſeiner Arbeit hat ihn verzagt und müde gemacht. In den Wochentagen haben die Leute keine Zeit, mit dem Geiſtlichen zu verkehren, und der Sonntag iſt entweder durch die dringend nothwendigen Arbeiten für das eigene Hausweſen beſetzt oder die Herrſchaft nimmt

auch an dieſem Tage ihre Kräfte in Anſpruch, ſo daß, wenn auch der Paſtor, der durch die Predigt in der Mutter- und Tochterkirche ermüdet iſt, ſie in ihren Wohnungen aufſucht, er ſie doch nicht in ſonntäglicher Stille und Stimmung findet.

Wenn nun auch geſagt wird, daß unſere Tagelöhner und Fabrikarbeiter freie Leute ſind, ſo hat doch ihre Freiheit mehr Schein als Wahrheit. Sie ſind in der That in einem Grade abhängig von dem rückſichtsloſen Willen, ja ſelbſt von den Launen des Arbeitgebers, daß der Reſt der Freiheit, den ſie haben, nur eben dazu dient, ihnen ihre Lage unerträglich zu machen. Sie können freilich wegziehen und andere Verhältniſſe eingehen, aber ihre Lage verbeſſern dieſe nicht.

Es fehlt nicht an wohlgeſinnten Herrſchaften, die ernſtlich darauf bedacht ſind, die äußere Lage ihrer Arbeiter zu verbeſſern; theils durch Erhöhung des Tagelohnes, theils durch Darreichung von allerlei Naturalien, thun ſie, was ihnen nur möglich iſt. Es gibt aber viele Gutsbeſitzer und Pächter, die einen ſo hohen Preis gezahlt oder eine ſo hohe Pacht zu entrichten haben, daß ſie gezwungen ſind, ſo knapp als möglich zu wirthſchaften. Wenn nun auch die Arbeiter ſo geſtellt werden, daß ſie bei einer vernünftigen häuslichen Einrichtung ihr Brot haben können, ſo fehlt doch entweder die nöthige Vernunft und der nöthige Friede oder ſie ſparen ſo lange, bis ſie das Reiſegeld zuſammengebracht haben, und ſuchen in Amerika, was ihnen hier fehlt.

Wie die früheren Verhältniſſe zwiſchen Bauern und

Gutsherrschaft es nöthig gemacht haben, durch große Reformen die Bauern unabhängig zu machen, so geht auch jetzt durch die Tagelöhner und Fabrikarbeiter eine allgemeine Bewegung und der Geist der Unzufriedenheit greift immer mehr um sich, so daß die bestehenden Verhältnisse unhaltbar zu werden drohen. Bis jetzt aber ist der Mann noch nicht gefunden, der sagen könnte, wie zu helfen sei. Wenn man aber den Demokraten es überläßt, sich der Gemüther der Unzufriedenen zu bemächtigen, sie mit Theorien und schönklingenden Phrasen zu betrügen, und sie gegen die Gutsherren und Obrigkeit aufzuwiegeln, so wird sich eine Revolution vorbereiten, deren Folgen unberechenbar sind. Es regt sich in den Schichten der Tagelöhner und Fabrikarbeiter ein finsterer und grollender Geist. Die Kohlen glimmen und glühen unter der Asche der äußerlichen Macht und polizeilichen Gewalt, wodurch der Ausbruch des Feuers noch mühsam zurückgehalten wird. In einzelnen Erscheinungen aber schlägt schon die Flamme empor. Hier liegt die Frage unserer Zeit, die nach Antwort verlangt. Die Kreistage und Landtage sollten sich mit dieser Frage ernstlich beschäftigen. Die Kirche allein kann etwa Einzelne halten und stärken, das Kreuz zu tragen, aber an den großen Haufen heranzukommen, dazu fehlen ihr die Kräfte, besonders in den unübersehbaren Gemeinden der großen Städte. Alles was bisher in dieser Hinsicht versucht und geschehen ist, ist wie ein Tropfen, der auf einen heißen Stein fällt, und kann nur dazu dienen, auf den Krebsschaden hinzuweisen. Die Feinde der Kirche und der Obrigkeit von Gottes Gnaden werden

hier einen wohl vorbereiteten Boden finden, um die Massen zu organisiren und gegen Thron und Altar anzustürmen. Sie viel ist aber klar, daß dadurch nicht eine Besserung herbeigeführt wird, wenn die weltliche Obrigkeit es der Kirche allein überlassen will, die Gefahr zu beseitigen; und ebensowenig darf die Kirche die Hände in den Schooß legen und auf anderweitige gesetzliche Aenderungen der Verhältnisse warten. Kirche und Staat müssen sich zur gegenseitigen Hilfe treulich die Hand reichen. Dadurch, daß in einzelnen Orten die Gutsherren und Fabrikherren die äußerliche Lage der Arbeiter zu verbessern sich bemühen und die Pastoren in Weisheit und Geduld die Ordnungen Gottes aufrecht erhalten, ist wohl der Beweis gegeben, daß überhaupt Hilfe möglich sei, aber solche Punkte sind wie Oasen in der Wüste. Wenn der Strom die eindämmenden Wälle durchbrechen wird, dann wird er das Land überschwemmen und furchtbare Verwüstungen anrichten.

Der Gegensatz zwischen Armuth und Reichthum tritt immer schroffer auf und erzeugt auf der einen Seite die murrende Unzufriedenheit und auf der andern Seite verächtliche Geringschätzung. Wenn der Arme, der jeden Groschen sich sauer verdienen muß und sich kaum mit seiner Familie in dürftiger Weise satt essen kann, sieht, wie in raffinirter Weise die Reichen schwelgen und stundenlang kostbare Speisen verschlingen oder wenn die Kleiderpracht in dem Grade überhand nimmt, so daß sie bis an die Grenzen des Lächerlichen reicht, so wird die Scheidewand zwischen den Ständen immer größer. Was mag

ein armes Weib, das kaum seine Blößen decken kann, wohl denken, wenn es eine Dame vor sich gehen sieht, die ihre seidene Schleppe im Staub und Koth hinter sich herzieht? Was mag der Diener oder die Dienerin denken, die bei großen Diners aufwarten und oft sehr knapp gehalten werden? oder was mag der Tagelöhner und Fabrikarbeiter denken, wenn mit ihnen auf das Genaueste gedungen wird und sie mit ansehen, in welcher Ueppigkeit die Herrschaften sehr kostbare Feste feiern? Die Pastoren sollten nicht allein die Armen zur Zufriedenheit, Sparsamkeit und treuer Erfüllung der Pflichten ermahnen, sondern auch von den Reichen Mäßigkeit, Wohlthätigkeit und Geduld fordern, damit sie nicht der Mißstimmung immer neue Nahrung geben.

Die äußern Verhältnisse der Arbeiter bleiben nicht ohne Einfluß auf die sittlichen Zustände. Es gehört zum gesunden Familienleben eine gewisse Gemüthlichkeit und ein Ort, in dem die Seele ausruhen kann von den Arbeiten und Sorgen des Lebens. Wer die Lage der Tagelöhner-Familien mit eingehender Liebe hat kennen gelernt, der weiß auch, wie arm ihr Leben an den Gütern ist, die die Seele stärken und erfreuen können, wie sie aber der Verzagtheit und dem Mißmuth anheimfallen. Der Eine sucht in Ausschweifungen und groben Lastern die Ketten zeitweise zu zerreißen und zu vergessen; der Andere verfällt in gedankenlose stumpfe Gleichgiltigkeit, und noch ein Anderer geräth auf die Wege der Unehrlichkeit und des Diebstahls. Das häusliche Leben wird dadurch ganz zerstört. Das arme Weib seufzt unter roher tyrannischer

Härte und geräth in die Wege des Zankens und Keifens. Die armen Kinder werden durch unvernünftige Züchtigungen und Mißhandlungen der List und Verstocktheit überliefert. So kommt zur äußerlichen Armuth die innerliche Verkommenheit. Der Brotherr hält sich für ganz berechtigt, dem Tagelöhner mit Mißtrauen zu begegnen, weil er so viele Erfahrungen von der Unredlichkeit gemacht hat. Die Trunkenheit und Faulheit, Untreue und Verstellung erfüllen seine Seele mit Geringschätzung. Der Geistliche darf aber die barmherzige Liebe nicht verlieren, sondern muß auch da hoffen, wo für das natürliche Auge wenig zu hoffen ist, und in treuer Arbeit fortfahren, wo der Erfolg sehr spärlich ist. Seine erste Aufgabe bleibt es immer, sich das Vertrauen dieser Leute zu erwerben; er darf ihnen nicht als ein vornehmer Mann entgegentreten, sie nicht kurz abfertigen, sondern muß in theilnehmender Liebe auf ihre Verhältnisse eingehen, jede Gelegenheit benutzen, ihnen gefällig zu sein und möglichst zu helfen.

Je mehr der Geistliche überschaut, wie die Ehe zu Stande gekommen ist und welche großen Schwierigkeiten die Eheleute zu überwinden haben, desto weniger wird ihm das Mitleid fehlen und er wird bewahrt bleiben vor Härte und Kälte im Urtheil. Sehr selten ist es, daß die Leute, wenn auch Zank und Mißhandlungen reichlich vorhanden sind, auf den Gedanken kommen, sich scheiden zu lassen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß in ihnen noch der Glaube wurzelt, daß die Ehe unauflösbar sei. Die Frau kommt wohl zu dem Pastor und klagt oft unter vielen Thränen über die Härte und Roheit des

Mannes, aber ihr Wunsch geht nur dahin, daß der Geistliche durch vernünftige Vorhaltungen den Mann bewegen möge, sie besser zu behandeln. Es ist oft eine schreckliche Tiefe des Elendes, wenn das arme Weib seine Lage schildert. Den Tag über schwere Arbeit, des Nachts das unruhige oder kranke Kind an der Brust, viele Sorge um die nothwendigste Kleidung und das tägliche Brot, und dazu noch Mißhandlungen allerlei Art. Wenn man jede Gelegenheit benutzt und auch nicht auf der Kanzel unterläßt, zu den Eheleuten in herzlicher Theilnahme zu reden und ihnen vorzuhalten, daß sie sich durch Zank und Unfrieden des Lebens Last noch mehr erschweren und es dahin bringen, daß sie das mühsam erworbene Brot durch die Thränen des Unfriedens noch verbittern, so macht das schon einigen Eindruck auf sie. Die Frau klagt über den Mann, der Mann über die Frau, und so ganz Unrecht haben sie beide nicht. Wenn man den Mann fragt, ob er sich denn wirklich gar keine Vorwürfe zu machen habe, und die Frau, ob sie denn so ganz unschuldig sei, so erreicht man es wohl, daß Jeder zugibt, daß er seine Fehler an sich habe. Auf die Untersuchung, wessen Schuld am größten sei, muß man sich nicht einlassen, weil dadurch die Gemüther noch mehr erregt und erbittert werden. Es ist schon viel gewonnen, wenn jeder zugibt, daß er auch nicht frei sei von Fehlern und Ansprüche auf die Geduld des Andern machen müsse. Wenn bei weltlich gesinnten und von der Kirche entfremdeten Eheleuten der Zwiespalt zum Ausbruch gekommen ist, so läßt es sich wohl erreichen, daß sie sich endlich gewöhnen, in resignirter Gleichgiltig-

keit neben einander fortzuleben, aber eine wirkliche Heilung des Schadens iſt nur da zu erwarten, wo ſich Beide zu Dem bekehren, der uns alle unſere Sünden vergeben will und uns mit großer Geduld trägt. Wenn ſich Eheleute auf den geſetzlichen Standpunkt ſtellen und nur durch gegenſeitige Pflichten und Rechte zuſammengehalten werden, ſo erfüllt ſich an ihnen das Wort: „das Geſetz richtet Zorn an.“ Eine wirklich chriſtliche Ehe kann nur beſtehen, wenn das Evangelium Mann und Weib erfüllt und die Herzenshärtigkeit überwunden hat, wenn das Herz des Mannes unter dem ſanften Joche des Glaubens ſanftmüthig geworden iſt und das Weib zu des Herrn Füßen die aufrichtige Demuth gelernt hat; nur dann iſt es möglich, wenn jeder weiß, daß er ein armer Sünder iſt, und an den Andern nicht die ganz ungerechtfertigte Forderung ſtellt, daß er ohne Fehler ſein ſolle.

Nur in den Städten und in den mehr oder weniger gebildeten Ständen ſind die Gedanken über die Heiligkeit der Ehe ſehr geſchwunden. Die ſchon ſehr weit gehenden Scheidungsgründe des allg. Landrechts reichen kaum mehr aus. Eine Dame verlangte, um ihren Antrag auf Scheidung einzuleiten, ein Sühneatteſt und hatte durchaus keinen andern Grund, als daß der Mann unerträglich langweilig ſei. Ein Mann wollte geſchieden werden, weil die Frau bis nach Mitternacht Romane leſe und am Morgen nicht aus dem Bette zu bringen ſei. Man muß ja zugeben, daß es für eine junge lebendige Frau ſehr ſchwer zu ertragen iſt, wenn der müde Mann in ihrer Gegenwart nur gähnt und auf alle Fragen in gedanken-

loſer Gleichgiltigkeit antwortet: „Ja, liebe Frau, wie Du willſt!“ Ebenſo kann man auch nicht beſtreiten, daß eine Romanleſerin bis tief in die Nacht hinein, keine angenehme Lebensgefährtin iſt. Wenn man nun einmal die Vorſtellung hat, daß die Ehe nur dazu da ſei, daß ſich zwei Menſchen ſollen glücklich machen, ſo könnte ein mitleidiger humaner Kreisrichter wohl auch die Langweiligkeit des Mannes mit geſchickter Wendung als Scheidungsgrund gelten laſſen, und wenn ſich ein mitleidiger, humaner Geiſtlicher finden läßt, der die Buße beſcheinigt, ſo könnte auch wohl die zweite Ehe darauf folgen, mit einem kurzweiligen Manne.

Es iſt offenbar, daß, wo chriſtlicher Glaube und die Zucht des Geiſtes Gottes fehlen, daß da auch das Eheband morſch werden muß. Das chriſtliche Leben hat ſeine äußeren Formen, und wenn auch nicht behauptet werden kann, daß es mit Nothwendigkeit da ſei, wo die Form ſich findet, ſo kann man doch mit ziemlicher Sicherheit ſchließen, daß, wo die Form fehlt, auch das Leben fehlt. Man darf nicht die eine oder die andere Form als die allein giltige und heilbringende anſehen; es giebt aber gewiſſe Grundzüge, die immer gelten müſſen, wenn auch die Geſtalt, die ſie annehmen, verſchieden iſt.

So wenig Jemand ein wirklicher Chriſt ſein kann, wenn er ohne Gebet, ohne Gottes Wort und ohne Sakrament lebt, ſo kann auch die Ehe nur dann eine chriſtliche ſein, wenn ſie durch das tägliche gemeinſame Gebet geheiligt, durch das Wort Gottes geſegnet und durch das Sakrament immer wieder gereinigt wird. Es muß da-

her des Paſtors Beſtreben darauf gerichtet ſein, nicht etwa bloß in der Traurede dieſe Grundbedingungen einer chriſtlichen Ehe klar und beſtimmt zu bezeugen und den angehenden Eheleuten vorzuhalten, daß, wenn ſie ihr Haus auf dem Sande natürlicher Liebe und gegenſeitigen Wohlgefallens bauen, die Luft des Friedens darinnen nicht wehen wird; die wahre und geſunde Frömmigkeit giebt allein die Bürgſchaft des Friedens, der Geduld und der Treue; ſondern auch denen, die bereits in der Ehe leben muß es immer wieder aufs Neue geſagt werden, daß der Kampf mit dem eignen Herzen und der Gebrauch der Gnadenmittel, Gebet und Gottes Wort, die Ehe allein zu einer geſegneten machen können. Eheleute, die täglich gemeinſam ihre Hände falten und täglich mit einander ſprechen: „Vergieb uns unſere Schuld, wie wir uns unter einander vergeben,“ bleiben bewahrt vor Erbitterung. Wenn ſie ſonntäglich mit einander in die Kirche gehen und Gottes Wort hören, werden ſie immer wieder an die heiligen und ſchwer wiegenden Pflichten erinnert, die ſie gegen einander übernommen haben. Wenn ſie gemeinſam zum heil. Sakramente ſich vorbereiten und es empfangen, erheben ſich die Herzen nicht bloß zu Dem empor, der uns durch ſein Blut mit Gott verſöhnt und uns die Vergebung der Sünden erworben hat, ſondern ſie verbinden ſich auch aufs Neue unter einander. Es kann ſich Niemand in die Liebe Gottes verſenken, ohne daß ſich auch die Liebe zum Nächſten kräftig in ihm regt.

Dadurch, daß das tägliche Gebet aus den Häuſern verſchwunden iſt und der Sonntag nicht mehr geheiligt

wird, hat am meiſten das eheliche und häusliche Leben Schaden gelitten. Man muß aber zugeben, daß in vielen Familien das häusliche Leben eine ſolche Form und Geſtalt angenommen hat, daß es ſchwer hält, die untergegangene Sitte wieder herzuſtellen. Die irdiſchen Sorgen und Unruhen füllen die ganze Zeit des Tages aus, daß es faſt unmöglich zu ſein ſcheint, die kurze Zeit zur Hausandacht zu finden. Wer die Verhältniſſe der Tagelöhner und Fabrikarbeiter näher kennt, weiß auch, wie viel Energie und ernſtlicher Wille dazu gehört, damit ſich die Familie täglich einmal zum Gebet vereinige. Es iſt des Paſtors Aufgabe, es den Leuten, ſo viel an ihm iſt, möglich zu machen, die Kirche zu beſuchen; wenn er es in rechter Demuth und Treue anfängt, wird es ihm faſt immer gelingen, die Herrſchaften zu bewegen, daß ſie die armen Leute am Sonntage nicht zur Arbeit beſtellen, auch wohl ihnen in der Woche einen halben oder ganzen Tag zur Beſorgung ihrer eigenen wirthſchaftlichen Angelegenheiten freigeben. Allgemeine Vorſchläge laſſen ſich in der Hinſicht nicht machen. Die Umſtände und Verhältniſſe ſind ſehr verſchieden. Etliche Gutsherren haben die Ordnung gewählt, daß der Mann oder die Frau in jeder Woche einen freien Tag habe. Andere haben es den Taglöhnern angeboten, daß ſie ihre Wünſche möchten ausſprechen, wenn ſie hin und wieder an einem Tage möchten dispenſirt werden. Einige Herrſchaften ſind ſogar ſo weit gegangen, daß ſie ihnen auch für den freien Tag den Lohn, den ſie hätten verdienen können, gezahlt haben, was freilich ſehr bedenklich iſt, weil dabei der Mißbrauch ſchwer zu ver-

hindern ist. Damit aber ist noch lange nicht erreicht, daß die Leute nun auch wirklich in die Kirche kommen. Es ist ihnen nur die Entschuldigung genommen, daß sie nicht mehr sagen können: es ist uns unmöglich, die Kirche zu besuchen. Zunächst kommt es darauf an, daß der Pastor jede Gelegenheit benutzt, in ein Verhältniß zu ihnen zu treten, wozu es ihm bei gutem Willen an Gelegenheit nicht fehlen kann; sodann aber ist es auch seine besondere Pflicht, seine Predigten so einzurichten, daß sich auch ein Tagelöhner und Arbeiter daran erbauen kann, was aber nicht eine geringe und leichte Aufgabe ist, die am wenigsten dadurch gelöst wird, daß man von der Voraussetzung ausgeht, daß dazu eine geringere Vorbereitung nöthig sei, als wenn man zu einer Stadtgemeinde zu reden habe. Man muß vermeiden, in der Weise auf ihre Lage einzugehen, daß man sie mißmüthig und unzufrieden macht und wohl gar gegen die Herrschaften erbittert. Das Evangelium vom reichen Mann und dem armen Lazarus wird von ihnen leicht so verstanden, als ob die reichen Leute alle für die Hölle bestimmt sind und die armen Menschen einst alle in Abrahams Schoß ruhen würden. Doctrinäre Langweiligkeit und Schleiermacherſche Theologie werden freilich den armen Tagelöhner nicht für die Kirche gewinnen. Einfache und praktische Anwendung des Wortes Gottes wird dagegen auch an solchen Herzen seine Kraft bewähren.

Es ist eine Erfahrung, die von allen Pastoren bestätigt werden wird, daß in allen Ständen und Verhältnissen Eheleute, die sich zum Worte Gottes, zur Kirche und zum Sakramente halten und im Hause das Gebet

üben, in der Regel in einer friedfertigen Ehe leben, und daß dagegen in hohen und niedern Ständen, wo das Haus kein Bethaus ist, es zur Mördergrube wird, indem der Eheteufel sein grausames Spiel hat und den von Gott gesegneten Ehestand in einen Wehestand verwandelt. Die Form, in der das Elend auftritt, ist freilich sehr verschieden. In dem einen Hause schreien sie laut und im andern weinen sie ihre Thränen im Verborgenen. Die Einen mißhandeln sich körperlich, die Andern machen sich das Leben unerträglich durch allerlei Kränkungen und Beleidigungen, und noch Andere gehen in eisiger Kälte und Gleichgiltigkeit neben einander her, als Solche, die verzweifelt sind und mit Resignation ihr trauriges Geschick tragen. Eine christliche Ehe ist nur möglich unter denen, die nicht bloß Christen heißen, sondern es auch in Aufrichtigkeit sind. Die zum häuslichen Leben nothwendigen Tugenden, Geduld, Sanftmuth, Freundlichkeit und die Liebe, die Alles trägt und Alles hofft, gedeihen allein als Früchte an dem Weinstock, welcher ist Christus.

Bei der Pflege des Familienlebens hat der Pastor seine Aufmerksamkeit besonders auch auf die Erziehung der Kinder zu richten. Er findet hier einen leichteren Zugang und ein willigeres Ohr, auf sein Wort zu achten, als auf anderen Gebieten seines Amtes. Jedes Kind und besonders das arme Kind erweckt immer eine herzliche Theilnahme und wendet sich leicht dem zu, der ihm mit Freundlichkeit und Liebe entgegenkommt. Die Erziehung des Kindes hängt wesentlich ab von dem häuslichen Leben und von der Schule und gedeiht da am besten, wo beide

Factoren in einem Geiſt zuſammenwirken. Je weniger nun auf dem Lande die Eltern thun können, deſto mehr muß die Schule leiſten. Der Lehrer in der Dorfſchule hat freilich auch die Aufgabe, das Kind in allerlei nützlichen Kenntniſſen zu unterweiſen; ſeine vornehmſte Pflicht aber iſt es, möglichſt auf die Geſinnung und den Wandel des Kindes einzuwirken. Aus der Art und Weiſe, wie ſich die Kinder im Hauſe und auf der Straße betragen, kann man ſchon auf die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des Lehrers ſchließen. Die Kinder, die aus ärmeren Familien herkommen, ſind gewöhnlich ängſtlich und ſcheu, weil ſie zu Hauſe nur Drohungen hören und in der Furcht vor Schlägen ſtehen. Die Furcht iſt nur die eine Kraft bei der Erziehung, die aber, wenn ſie allein zur Anwendung kommt, vielleicht hin und wieder von der Sünde zurückhält, aber doch gewöhnlich zur Liſt und zur Heimlichkeit führt. Sie bricht die natürliche Unbefangenheit und Fröhlichkeit des Kindes. Herrſcht nun in der Schule auch überwiegend die Furcht und iſt der Lehrer der Mann des Schreckens, ſo mag er vielleicht eine äußerliche Ordnung in der Schulſtube herſtellen, aber ein nachhaltiger Segen geht von ihm nicht aus. Wie ſich die Blumen der Sonne zuwenden, ſo ſchließt ſich das Herz auch nur da auf, wo es von der Liebe berührt wird. Das Kind hat ein ſehr feines Gefühl dafür, ob der Lehrer ihm mit herzlichem Wohlwollen oder mit kalter Strenge entgegenkommt, ob er ſein Amt als eine Laſt trägt und nur aus Pflicht die Stunden hält, oder ob es ihm ein heiliger Ernſt iſt, die Jugend innerlich zu erwärmen und für das Reich Gottes

zu gewinnen. Die große Gelehrſamkeit des Schulmeiſters thut es nicht, ſondern das Herz, das in der Liebe ſteht. Eine überſpannte Forderung aber iſt es, wenn man von der Schule oder der Erziehung verlangen will, daß ſie den jungen Menſchen vor Sünden und Verirrungen bewahren ſoll. Es hat Pädagogen gegeben, die da gemeint haben, daß ein verbeſſerter Schulunterricht wie mit einem Schlage ein beſſeres Geſchlecht herſtellen ſolle. Es iſt ein arger Irrthum, wenn man glaubt, daß die Erkenntniß und das Wiſſen ausreiche, daß der Menſch nun auch das Rechte thue. Das Kind iſt geboren von ſündigen Eltern und trägt den Keim zur Sünde in ſich. Seine erſten bleibenden Eindrücke empfängt es im Kreiſe der Familie; ſodann iſt es dem Einfluſſe des Geiſtes, der im Allgemeinen in der Gemeinde herrſcht, hingegeben. Es gibt Gemeinden, in denen manche Sünden ſo allgemein verbreitet ſind, daß ſie kaum noch für Sünde und Unrecht gehalten werden; ſo z. B. die Sünde der Unehrlichkeit, der Unzucht und allerlei Roheit. In manchen Dörfern iſt der Holzdiebſtahl ſo gewöhnlich und allgemein geworden, daß er gar nicht mehr für ein Unrecht gehalten wird, der Brautkranz wird faſt zu einer Seltenheit und das Wirthshausleben iſt faſt zur Sitte geworden. Das alte Geſchlecht erzieht das neue, und darum wird das neue Geſchlecht ſeine Herkunft nicht verleugnen können; die Erziehung kann vielleicht die Ausbrüche der Sündhaftigkeit in gewiſſen Schranken halten, ausrotten kann ſie dieſelben nicht, das kann allein Der thun, der ein neues Herz denen geben will, die ihn darum bitten.

Dem Geiſtlichen iſt die ganze Gemeinde zur Pflege befohlen und nicht etwa bloß die Erwachſenen, ſo daß die Kinder dem Lehrer angehörten. Wenn der Paſtor ſich wirklich als verantwortlich anſieht für die ganze Gemeinde, ſo wird ſich ſeine Stellung zum Lehrer und zur Schule von ſelber ordnen. Der Lehrer iſt ſein Gehülfe und er iſt nicht etwa ein bloßer Aufſeher über die Schule, ſondern ſie iſt ſein eigenes Arbeitsfeld. Er darf kein Fremdling in der Schule ſein, ſie iſt die Pflanzſtätte, in der die Jugend zu Gemeindegliedern herangebildet wird. In dem Verhältniß des Paſtors zum Lehrer ſtellt ſich das Verhältniß der Kirche zur Schule dar. Findet er die Erfüllung ſeiner Pflicht darin, daß er als ein Vorgeſetzter des Lehrers hin und wieder in die Schule kommt, um nachzuſehen, ob nach dem Stundenplane verfahren werde, ob alles pünktlich und ordentlich hergehe, ſo könnte das wohl auch durch einen Polizeibeamten geſchehen. Der Geiſtliche muß ein Verſtändniß haben von den Sorgen und der Laſt der Arbeit, die ein gewiſſenhafter Lehrer trägt, er muß in eingehender Liebe ſein Gehülfe und Rathgeber ſein. Die Gedanken, die auf eine unnatürliche Trennung von Kirche und Schule hinausgehen, ſind zum Theil durch die Paſtoren ſelbſt veranlaßt, weil ſie eben ihre Pflicht gegen die Schule ſo äußerlich aufgefaßt haben ohne warme Liebe für den Lehrer und die Kinder. Die Aufgabe der Schule iſt, die Kinder chriſtlicher Eltern zu Mitgliedern einer chriſtlichen Gemeinde zu erziehen. Es iſt daher offenbar, daß der Unterricht in Gottes Wort und in dem Katechismus der Hauptgegenſtand iſt, der in der Schule betrieben werden

muß. Wenn man gegenwärtig den Stundenplan, der an der Wand hängt, anſieht, ſo ſind der Lehrgegenſtände ſo viele geworden, daß für den Religionsunterricht nur eine beſchränkte Stundenzahl übrig bleibt. Geographie, Geſchichte, Naturwiſſenſchaften und Sprache ſollen auch gelehrt werden, und Niemand kann in Abrede ſtellen, daß es recht ſchön und gut iſt, wenn das Kind auch darin unterwieſen wird, aber die Hauptſache muß doch immer Gottes Wort bleiben und das Beſtreben des Lehrers muß darauf gerichtet ſein, das Gewiſſen des Kindes zu erwecken und es unter die Zucht des heiligen Geiſtes zu ſtellen, es möglichſt tüchtig zu machen, den Kampf mit ſeinem eigenen Herzen zu beginnen und in den Verſuchungen den Frieden ſeiner Seele zu bewahren. Daß ein Kind eines armen Tagelöhners weiß, welchen Fall die Präpoſition und das Zeitwort regieren, iſt wirklich nicht ſo ſehr wichtig und es iſt ganz überflüſſig, daß der Lehrer und Paſtor ſich anſtellen, als ob ſie in Zuckungen gerathen müßten, wenn ein Kind einen groben Sprachfehler macht. Wenn man nach einigen Jahren den Jüngling und die Jungfrau nach dergleichen Dingen fragt, ſo kann man ſich überzeugen, daß davon gar wenig übrig geblieben iſt. Um das möglichſt nachzuholen, was die Schule etwa nicht geleiſtet hat, hat man den Confirmanden-Unterricht, der ſonſt nur kurze Zeit in Anſpruch nahm, ſehr ausgedehnt und auf ein Jahr oder zwei Jahre verlängert, damit aber auch der Schule doch das volle Vertrauen entzogen, daß ſie das leiſte, was ſie leiſten ſolle. Wenn wirklich das Band, das Kirche und Schule verbindet, abgeſchwächt oder gar

zerriſſen werden ſollte, ſo würde die Folge ſehr bald ſichtbar werden und eine Herſtellung des alten Verhältniſſes nothwendig machen. Am ſchwerſten würden es die Lehrer ſelbſt empfinden, wenn ſie einer Aufſicht und Disciplin ſollten unterworfen werden, die nicht ein inneres Verſtändniß von den Arbeiten und Mühen des Lehrers hätte. Wer je auf dem Dorfe gelebt hat, wird auch von der Unausführbarkeit ſolcher Theorien überzeugt ſein. Das iſt aber bereits erreicht, daß an vielen Orten das Verhältniß zwiſchen dem Paſtor und Lehrer ein ſchwieriges geworden iſt, und es gehört viel Geduld und Selbſtverleugnung von Seiten des Geiſtlichen dazu, um wenigſtens äußerlich den Frieden aufrecht zu erhalten. Am wenigſten darf der Paſtor durch das anmaßende und ungebührliche Verhalten ſeines Lehrers, der gewöhnlich zugleich ſein Küſter iſt, ſich reizen oder wohl gar erbittern laſſen. Er darf nicht überſehen, daß der Mann nicht von ſich ſelber zu ſolchem Benehmen gekommen iſt, ſondern daß er durch das Geſchrei der Demokraten und der öffentlichen Blätter dazu verleitet iſt. Mit den Verführten muß man aber Nachſicht und Geduld haben. Durch Heftigkeit und Zorn, oder durch Klagen bei der Behörde wird der Schaden ſchwerlich geheilt werden. Ein Geiſtlicher braucht ſich auch nicht ſo leicht für beleidigt und an ſeiner Ehre gekränkt anzuſehen, als andere Beamte. Er darf nicht wieder ſchelten, wenn er geſcholten wird, und darf nicht Böſes mit Böſem vergelten.

Ein ſehr bemerkbarer Unterſchied iſt zwiſchen den Kindern, die aus einer unfriedfertigen, rohen und gott-

loſen Familie herkommen und denen, die in ſolchen Verhältniſſen geboren ſind, in denen der Friede gepflegt und ſich auch noch einige Gottesfurcht erhalten hat. Ein Kind, das nie die Freundlichkeit und Liebe kennen lernte, das immer nur die ſcheltende und zürnende Stimme hörte und mit dem Stock oder der Fauſt behandelt iſt, kennt in der Regel nur thieriſche Bedürfniſſe. Das Ehrgefühl iſt unterdrückt und das einzige Gefühl, das noch vorhanden iſt, iſt das Bewußtſein, daß Schläge wehe thun. Ein ſolches Kind iſt eine wahre Plage für den Lehrer und kann im Confirmanden-Unterrichte den Paſtor bis an die Grenze der Verzweiflung bringen. Für das, was über den Stock und über Eſſen und Trinken hinausgeht, iſt es ganz wie unzugänglich. Die Richtung, die der Menſch nimmt, wird ihm im elterlichen Hauſe gegeben, die Eindrücke, die er da empfängt, ſind oft bleibend für das ganze Leben. Durch die Taufe des Kindes haben die Eltern ſchwere und heilige Verantwortungen übernommen. Jedes Kind, das geboren und getauft wird, tritt als ein Bote in das Haus, der ernſtlich und nachdrücklich von Vater und Mutter fordert, in Gottes Wegen zu wandeln, damit ſie es durch ihr Beiſpiel nicht verführen, und ſich ſelbſt nicht Kummer und Gram bereiten. Was hilft es, daß ſie den Leib nähren und kleiden und die Seele verkümmern laſſen. Ein Kind, das da ſieht, wie Vater und Mutter ohne Gebet aufſtehen und zu Bette gehen, wie ſie ohne Kirche und Sakrament leben, wird wohl in der Schule Manches und auch den Katechismus lernen, aber ſchwerlich wird es dahin gebracht werden, ſich über dies arme irdiſche Leben zu

erheben. Wenn dagegen die Schule da fortfahren kann, wo das Haus bereits die Erziehung in der Gottesfurcht begonnen hat, so wird es dem Lehrer nicht zu schwer werden, da weiter zu bauen, wo bereits das Fundament gelegt ist. Wenn das Kind von der Mutter kleine Gebete, das Vaterunser und einige Sprüche gelernt hat, so scheint das freilich ein sehr geringes zu sein, und doch nimmt es ein Kapital mit, das im ganzen Leben seine reichlichen Zinsen trägt, und wenn auch einmal der Faden zerreißt, der das Herz nach oben zieht, so erwacht doch in der Erinnerung die Sehnsucht, die es nöthigt, die Hand Gottes wieder zu finden.

Die Schule, in der der Religions-Unterricht ertheilt wird, weil er doch einmal auf dem Lectionsplane angeordnet ist und in der er behandelt wird, wie andere Unterrichts-Gegenstände, bei denen es auf das Wissen und Können ankommt, ist wohl im Stande, das Kind mit einem Flitterstaate äußerlicher Bildung zu schmücken, allein die feine wahre Bildung ist nur da, wo der Kampf gegen das eigene Herz in der Gottesfurcht geweckt wird. Ein Kind, das in der Wachsamkeit über sich selbst den Kampf begonen hat, ist schonend im Urtheil über Andere, ist bescheiden, demüthig und friedfertig, und lenkt gerne um, wenn es auf seine Fehler aufmerksam gemacht wird. Durch die äußere Politur mag vielleicht die innerliche Roheit und Leidenschaft nothdürftig ein wenig verdeckt werden, aber der alte Mensch durchbricht leicht die täuschende Hülle. So wie die Gesundheit des Leibes nicht durch das seidene Kleid und den äußeren Schmuck verbürgt ist,

ſo iſt auch nicht durch die weltliche Bildung die wahre feine Bildung zu erſetzen. Manches arme Kind, das weder franzöſiſch noch engliſch ſprechen, weder ſingen noch Clavier ſpielen kann, kann deshalb doch eine ſehr feine Bildung haben. Der Vogel, der ſprechen gelernt hat, bleibt doch ein Vogel, und der Hund, der allerlei Kunſtſtücke gelernt hat, bleibt doch ein Hund. Die Schule, die das Kind nur für das irdiſche Leben vorbereiten und tüchtig machen will, wird immer mehr Hoffarth als Demut, mehr Unzufriedenheit als Zufriedenheit, mehr Widerſtreben als Gehorſam hervorrufen. Die feine Bildung kann allein der lebendige Glaube an Den geben, der von Herzen demüthig und ſanftmüthig war. Ein Lehrer, der in der wahren Gottesfurcht ſteht und an ſeinem eigenen Herzen die Kraft des Glaubens erfahren hat, der nicht handwerksmäßig und um des Brotes Willen ſein Amt verwaltet, der in herzlicher Liebe und im Gebete die Kinder auf dem Herzen trägt, iſt allein befähigt, ihnen die Bildung zu geben, die in der Wahrheit, Geduld und Liebe beſteht. Die Orthodoxie thut es nicht, wenn das warme Herz fehlt. Auch der Confirmanden-Unterricht verkennt ſeine eigentliche Aufgabe, wenn man glaubt, ſeine Aufgabe damit gelöſt zu haben, wenn das Kind die Glaubenslehren weiß und die Fragen leidlich beantworten kann. Die Hauptſache iſt vielmehr, daß dem Kinde möglichſt das Schwert in die Hand gegeben wird, damit es ſeinen alten Menſchen bekämpfen und beſiegen lernt und innerlich befähigt wird, die Stimme des Herrn im Strafen und Tröſten zu hören, damit die Uebung und Arbeit in der Heiligung beginne.

Der Same, der in das Herz des Kindes ausgeſäet iſt, geht freilich oft erſt im ſpäteren Leben auf, und der treue Hirte läßt es nicht daran fehlen, durch ſeine Gerichte und Züchtigung die Verirrten wieder herumzuholen, ſo daß ſie umkehren in ihrem Leben und zu der Erkenntniß kommen, daß die Welt den Hunger und Durſt ihrer Seele nicht ſtillen kann. Ein Mann, der in höheren militairiſchen Dienſten ſtand, hatte bei dem Begräbniß ſeines frommen Vaters, den er öfters als junger Offizier betrübt hatte, das Gelübde gethan, jährlich einmal das Grab des Vaters zu beſuchen, und wenn es ihm auch manchmal nicht leicht wurde, ſo hielt er doch ſein Verſprechen. Der Küſter im Dorfe hatte die Verpflichtung übernommen, das Grab zu pflegen und jährlich mit Blumen zu bepflanzen. In den Jahren nach dem Kriege hatte er dazu Vergißmeinnicht gewählt, die freilich auf dem trockenen Hügel nur dürftig gediehen. Der Sohn war in dem blutigen Kriege bewahrt geblieben und ohne Wunden durchgekommen. Obgleich die Zeit ihm knapp zugemeſſen war, ſo zog es ihn doch nach dem Grabe des Vaters. Er ſtieg vor dem Kirchhofe aus ſeinem Wagen und ließ ſeinen Diener vor der Thür halten. Wie ſonſt ſaß er am Grabe, aber diesmal fingen die Vergißmeinnicht, ſo kümmerlich ſie auch gewachſen waren, an zu reden und redeten immer lauter; auch das Grab öffnete ſeinen Mund und ſprach zu dem Herzen des Sohnes. Er ſaß lange und hörte mit gefalteten Händen zu. Die Gebete, die er als kleines Kind von ſeiner früh heimgegangenen Mutter gelernt hatte, erwachten in ſeiner Seele, und als das Kreuz, das am

Grabe ſtand, auch ſeinen Mund öffnete, da war es ihm, als ob das Angeſicht ſeines Vaters im Grabe immer freundlicher werde. Der erſte, der etwas von dem neuen Geiſte, der in ſeinem Herzen ſich regte, erfuhr, war der Diener, der, an der Kirchhofspforte ſitzend, eingeſchlafen war und in anderer Weiſe geweckt wurde, als er es ſonſt wohl gewohnt war. Seine Frau aber merkte es bald, daß der Herr ſein Werk an der Seele des Mannes gewaltig treibe.

Man mag wohl nicht mit Unrecht die Kirche und die Schule anklagen, daß Sittenloſigkeit und gottloſes Weſen immer mehr überhand nehmen; aber die meiſte Schuld liegt in dem Verfall und in der Gebetsloſigkeit des Hauſes, in dem die Jugend aufwächſt. Ein Kind, das geſegnet iſt mit den Gebeten des Vaters und der Mutter und die Luft des Friedens eingeathmet hat, wird immer den Stachel im Herzen behalten und ſein Ohr dem Evangelio wieder öffnen. Es mag wohl die Pädagogik immerhin eine ſehr heilſame Wiſſenſchaft ſein, aber das betende Herz der Eltern und des Lehrers bleibt doch die Hauptſache. So iſt auch die Homiletik gut und nützlich, aber das eigene innere Erfahrungsleben in der Kraft des Glaubens kann ſie in der Predigt nicht erſetzen. Das neue, ſchön gebaute Schulhaus und der Lehrer, der bei der Prüfung die erſte Nummer errungen hat, gewährt noch keine Bürgſchaft dafür, daß die Kinder die wahre Bildung empfangen, die ſie auf Erden bewahrt vor Sünden und Schanden und ſie tüchtig macht, durch die Wüſte des armen Lebens nach dem Vaterhauſe zu reiſen.

Eine schwere Last trägt ein treuer Pastor durch die Sorge für die heranwachsende Jugend. Die Einsegnung ist erfolgt, die Schule hat ihr Werk beendet, der junge Mensch soll nun das Vaterhaus verlassen und im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen. Wer die Gefahren kennt, denen der Jüngling oder die Jungfrau entgegen gehen, kann sie nur mit betendem Herzen begleiten. Die Lehrmeister und die Brodherrschaften haben oft ganz vergessen, daß sie vor Gott dem Herrn die Verpflichtung tragen, das fremde Kind in ihrem Dienste in Liebe zu überwachen und möglichst zu bewahren. Gerade in dem Alter, in dem die Leidenschaften und Begierden am mächtigsten sich regen, das der Leitung, Zucht und Warnung so sehr bedürftig ist, sind sie sich selbst überlassen, und während die Macht des Fleisches wächst, tritt die Versuchung und Verführung in den verschiedensten Gestalten an sie heran. Von der Herrschaft oder dem Fabrikherrn werden sie nicht viel anders angesehen und behandelt, wie Arbeitsmaschinen. Furcht und List, der viele schon im Vaterhause die Macht über ihren Wandel und ihr Herz eingeräumt haben, sind die Kräfte, die sie immer mehr beherrschen und die Verwüstung des inneren Lebens vollenden. Die Furcht macht sie zu Knechten der Menschen und die List zu Sklaven der Lüge. Der Brodherr hat nur Augen für die möglichste Förderung der Arbeit, der junge Mensch sieht in ihm nur den Treiber und entzieht sich gern seiner Aufsicht. Schon für den Jüngling ist ein solches Verhältniß sehr verderblich, in viel höherem Grade aber für das junge Mädchen. Eine irdisch gesinnte,

geizige Hausfrau, die überall nachſpürt und gern Gelegenheit zum Keifen und Zanken findet, iſt auch noch viel ſchlimmer, als ein ſtrenger, mürriſcher Mann. In jedem Menſchen regt ſich die Sehnſucht und das Bedürfniß nach Umgang und nach Verhältniſſen, in denen das Gemüth ſeine Befriedigung zu finden hofft. Die Bande der Pietät, die früher wohl den Meiſter mit ſeinen Geſellen und Lehrlingen, den Arbeitgeber mit dem Arbeiter, die Herrſchaft mit dem Geſinde verband, ſind faſt gänzlich zerſtört. Die eiskalten Rechtsverhältniſſe ſind an deren Stelle getreten. Das gegenſeitige perſönliche Intereſſe und die liebevolle Theilnahme iſt verſchwunden. Das Wirthshaus iſt der Ort, wo der junge Menſch allein noch Raum hat, auf kurze Zeit den Druck ſeiner Lage zu vergeſſen, hier verläßt ihn die läſtige Furcht und der alte Menſch braucht ſich nicht zu verbergen. Die Sinnlichkeit und die Roheit haben hier volle Freiheit, ſich zu äußern und in wilder Luſt und Unkeuſchheit ſich zu ergehen. Wenn in dem Jünglinge oder der Jungfrau im Vaterhauſe oder in der Schule nun auch wirklich der Wille, den Frieden der Seele zu bewahren, angeregt wäre, hier, wo ſie den frechſten Spott über das Heilige hören müſſen, wo das Fleiſch in ſchamloſeſter Weiſe ſich geltend macht, wo einer den andern in Worten und Geberden zu überbieten ſucht, hier wird auch der letzte Reſt der warnenden Stimme übertönt und der heiligen Scham durchgebracht. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Akten der Zuchthäuſer einzuſehen, wird ſich überzeugt haben, daß die Wirthshäuſer mit ihren Tanz- und Trinkgelagen die Vorſchule ſind, aus der die Ver-

brecher allerlei Art hervorgehen. Wie leicht dürfte es doch vielen Herrschaften sein, wenn die Frau des Hauses ein freundliches und gewinnendes Wort für das arme Mädchen hätte und der Herr des Hauses in ehrlicher Liebe mit dem Jünglinge zu reden wüßte, wenn sie verständen, sich die Achtung und das Vertrauen der Dienstboten zu erwerben, dankbare Anhänglichkeit und Treue im Dienst würde der reichliche Lohn sein, der ihnen zufiele. Die Klagen über das Gesinde, über Untreue, Trotz, Faulheit, lügen, stehlen und betrügen sind nicht allein reichlich vorhanden, sondern auch oft wohl begründet. Wird aber durch das Klagen der Schaden gebessert? Woher kommt es, daß das Gesinde so schlecht geworden ist? Die Klagen der Herrschaft werden laut ausgesprochen und oft gehört, das Gesinde aber seufzet im Stillen und wird selten gehört. Wenn ein armes Mädchen dem Pastor in der Beichte erzählt, wie es zum Falle gekommen ist, oder ein armer Knecht, der um seiner Sünden willen gestraft ist, so wird man zum herzlichen Mitleiden bewegt. Nach christlicher Ordnung soll das Gesinde mit väterlicher Zucht und Liebe geleitet werden. Welche Verhältnisse aber haben sich herausgebildet! Wo das Haus nur allein von der Sorge um das Irdische in Bewegung gesetzt wird, wo die Frage nach dem Frieden der Seele unterdrückt ist, wo die Herrschaft ohne Gottes Wort und ohne Gebet lebt, keine Kirche besucht und leichtfertig über die Geheimnisse des Glaubens redet, den Geistlichen verachtet und ihn lächerlich macht, da ist es kein Wunder, wenn das Gesinde in dieselben Wege geleitet wird, denn ein Rest von Autorität

iſt der Herrſchaft doch noch immer geblieben. Geſtraft wird die Welt immer durch die Folgen ihrer Sünde, ſo auch die Herrſchaften durch die Verwahrloſung des Geſindes. So wie der Verfall des geſunden chriſtlichen häuslichen Lebens das Verhältniß zwiſchen Geſinde und Herrſchaften zerſtört hat, ſo iſt auch nur eine gründliche Beſſerung zu erwarten, wenn das Haus ſich wieder auferbaut auf dem Felſen, auf dem die Luft des Friedens und der Liebe wehet (Matth. 7, 24. 25). So lange der Eigennutz und die Selbſtſucht das alleinige Band ſind, die beiden Theile zuſammenzuhalten, wird es nicht anders werden. Es iſt darnach des Paſtors Pflicht, ſich zunächſt mit ſeinen Vorſtellungen und Bitten an die Herrſchaften zu wenden, um ſie möglichſt zu überzeugen, daß durch Handhabung des Geſetzes allein ſich beſſere Zuſtände nicht herbeiführen laſſen, ſondern nur durch herzliche Barmherzigkeit und wirkliches Wohlwollen, das ſie den Dienenden erweiſen. Durch kaltes, vornehmes Weſen und hochmüthige Herablaſſung wird kein Herz gewonnen. In neuerer Zeit hat man den entgegengeſetzten Weg gewählt und hat auch nicht ohne Erfolg durch Jünglings- und Jungfrauen-Vereine auf die jungen Leute zu wirken und ſie vor dem Wirthshausleben zu bewahren geſucht. Mancher treue Paſtor verwendet darauf ſeine Zeit und ſeine Kraft und, wenn er ſonſt die erforderliche Gabe dazu hat, ſo gelingt es ihm auch wohl, das Band mit der Kirche wieder anzuknüpfen, aber man darf nicht unterlaſſen, auch die Lehrmeiſter, Fabrikherren und Herrſchaften an ihre Pflicht zu erinnern, daß ſie nicht allein durch ihr eigenes Beiſpiel,

ſondern auch durch theilnehmende Fürſorge und chriſtliche Ueberwachung die jungen Leute zu bewahren ſuchen.

In großen Dorfgemeinden und kleinen Städten kann ſich der Paſtor auch genöthigt ſehen, ſich wegen des zügelloſen, wilden und rohen Treibens der Jugend an die Polizei-Obrigkeit zu wenden, um wenigſtens eine Beſchränkung des Wirthshauslebens und der Luſtbarkeiten herbeizuführen; er muß aber dabei mit der größten Vorſicht verfahren und vor allen Dingen vermeiden, daß er die jungen Leute gegen ſich erbittere und ſich den Zugang zu ihren Herzen verſchließe. Wenn er auf der Kanzel den Unfug glaubt rügen zu müſſen, ſo mag er ſich wohl vorſehen, daß er in keiner Weiſe übertreibe und ſtarke Ausdrücke gebrauche. Pietiſtiſche Engherzigkeit und rigoriſtiſche Strenge erbittern mehr, als ſie beſſern, und mancher Paſtor hat ſchon die Folgen ſolcher Mißgriffe ſchwer empfinden müſſen. Der Uebermuth und die Schadenfreude der Jugend ſucht ſich in aller Weiſe zu rächen und der arme Paſtor hat kein Mittel, ſich dagegen zu ſchützen, zumal, wenn viele in der Gemeinde es ihm gönnen, daß er verhöhnt und verſpottet wird. Selbſt bei dem Verkehr unter vier Augen muß der junge Menſch fühlen, daß ſein Paſtor es wirklich gut mit ihm meine. Schelten und Vorwürfe machen iſt ſehr leicht, aber gebeſſert wird dadurch Niemand. Die paſtorale Weisheit läßt ſich nicht in Formeln fixiren. Die Perſönlichkeit und der geſunde chriſtliche Takt wird am ſicherſten die richtigen Wege finden und gehen.

So wie die Jugend, ſo hat auch das Alter ſeine be-

rechtigten Anſprüche auf die ſeelſorgeriſche Thätigkeit des Geiſtlichen. Es gilt freilich im Allgemeinen, daß es die Tage bringt, die uns nicht gefallen; es gibt aber Greiſe, die wie ehrwürdige Geſtalten unter dem heranwachſenden Geſchlechte wandeln, die, wenn auch der Leib müde geworden iſt, ein fröhliches Herz ſich bewahrt haben. Einige Menſchen werden dem Geiſte nach früh alt, andere bleiben bis in das ſpätere Alter jung. Die wahren Kinder Gottes bleiben auf Erden immer Kinder. Es iſt ein erbaulicher Anblick, einen Greis zu ſehen, aus deſſen Augen der Friede Gottes ſchaut und der mit Dankbarkeit die Hand Gottes preiſet, die ihn geleitet und geführt hat. Wenn man es nun auch nicht wiſſen kann, ob es Gott gefallen wird, uns auf Erden alt werden zu laſſen, ſo iſt es doch ſehr heilſam, daß man frühe darauf bedacht iſt, den Frieden Gottes zu ſuchen, in dem man die Beſchwerden des Alters tragen kann. Die Jugend iſt die Zeit der Saat, im Alter beginnt die Ernte, die ſich im Gerichte einſt vollenden wird. Wenn der Apoſtel warnt: Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten; denn was der Menſch ſäet, das wird er ernten, — ſo reift das Unkraut und beginnt Früchte zu tragen ſchon oft in dieſer Welt. Und viele erfahren es ſchon hier, daß, wer auf ſein Fleiſch geſäet hat, vom Fleiſche das Verderben ernten muß. Wie viele gibt es, die die Jahre der Jugend durch heimliche und offenbare Sünden befleckt und ihre Geſundheit gebrochen haben, die durch Trägheit und Ueppigkeit die irdiſchen Güter verſchwendet haben, ihr Alter in Armuth und Krankheit zubringen müſſen. Andere haben in ihrer Familie viel Un-

heil angerichtet; die, die sie unglücklich gemacht, die sie betrogen und verführt, denen sie die Lebensruhe und den Frieden gestohlen haben, liegen vielleicht schon im Grabe, aber verklagen sie jetzt bei dem Richter droben und sie selbst tragen den Fluch des bösen Gewissens. Die vergeudete Gnadenfrist, die verkannten Gnadenstunden lasten schwer auf ihrem Herzen. Mißmuth, murrende Unzufriedenheit ist die Ernte, die sie im Alter halten, und wohl ihnen, wenn sie noch in der elften Stunde die Stimme Gottes hören, der sie zur Buße erwecken will und ihnen seine Gnade und sein Erbarmen anbietet. Wenn so im Alter Armuth, Verlassenheit und Krankheit sich vereinigen und der arme Mensch ohne Trost und ohne Hoffnung seine Wege gehen muß, dann sind freilich seine letzten Tage sehr trauriger Art. Wer die Lage der alten arbeitsunfähigen Tagelöhner und Arbeiter kennt, muß vom tiefen Mitleiden bewegt werden. Die Herrschaften sind wohl darauf bedacht, ihnen solche Geschäfte zu überweisen, die sie auch noch bei des Leibes Schwachheit etwa verrichten können, und suchen ihnen ihre Lage zu erleichtern, aber sie sind oft so unleidlich, daß sie es auch dem guten Willen, ihnen zu helfen, recht schwer machen. Der Mensch lebt nicht vom leiblichen Brode allein; wie das Kind, so bedarf auch das Alter der liebevollen Pflege und Theilnahme.

Der alt gewordene Bauer übergibt die Wirthschaft dem Sohne oder Schwiegersohne und setzt sich in das Altentheil. Bleibt er nun im Hause, wie gewöhnlich, so bricht leicht und sehr oft der Unfriede aus. Die Mutter

geht in das Dorf und verklatscht die Schwiegertochter, klagt, daß ihr das Essen nicht gegönnt werde. Der Vater sieht, daß der Sohn in der Wirthschaft allerlei Veränderungen vornimmt, ohne seine Zustimmung einzuholen: so häuft sich der Zunder der Unzufriedenheit und wenn ein Funke darauf fällt, so brennt es hell auf. Der Pastor hört die Klagen und sieht, daß die Forderungen der Alten über die Grenzen der Billigkeit hinausgehen und daß das Verhalten der Kinder auch nicht zu rechtfertigen ist. Er muß wohl geduldig zuhören, wenn von beiden Seiten die Beschwerden laut werden, aber möglichst zu vermeiden suchen, daß sie sich in seiner Gegenwart gegenseitig verklagen. Es schickt sich nicht, daß der Sohn dem Vater seine Sünden vorhält. Jeden Einzelnen kann der Pastor ernstlich und nachdrücklich ermahnen, aber er darf nicht zugeben, daß in seiner Gegenwart Eltern und Kinder mit einander zanken. Ein Mensch, der von Jugend an gewohnt ist, körperliche Arbeiten zu verrichten, hat, wenn er nicht mehr arbeiten kann, in der That große Gefahren zu überwinden. Die sündhafte Natur hat freilich eine andere Gestalt angenommen, manche Neigungen sind erstorben, aber andere sind desto mächtiger geworden. Die stille Einkehr bei sich selbst und der verborgene Umgang mit Gott ist nie geübt und gelernt. Die Einsamkeit und die Langeweile wird unerträglich. Die wirklichen oder eingebildeten Sorgen, denen der natürliche Widerstand in der Arbeit nicht mehr entgegengesetzt werden kann, bemeistern sich immer mehr der Seele. Es ist ein überaus trauriger Anblick, die Alten zu sehen, in denen der irdische Sinn

ſo ganz die Herrſchaft gewonnen hat, wenn ſie dem Geiz und der Trunkſucht ergeben ſind. Die Gewohnheit iſt des Menſchen andere Natur. Es gehört unausſprechlich viel Geduld dazu, mit ſolchen ergrauten Sündern zu verkehren. Gewöhnlich ſind ſie ſehr redſelig, dieſelben Geſchichten und Erlebniſſe erzählen ſie immer wieder mit derſelben Ausführlichkeit und ſind unermüdlich, die Zeit ihrer Jugend im Vergleich mit der Gegenwart zu rühmen und beſonders das heranwachſende Geſchlecht zu verachten. Viele von denen, die dem Alter entgegengehen, haben in ihrer Jugend einen ſehr dürftigen Conſirmanden-Unterricht erhalten und in der Kirche nur die kraft- und ſaftloſen Phraſen des Rationalismus gehört. Das Evangelium hat ihr Herz nie in der Tiefe berührt. Die Rationaliſten meinten zwar dadurch, daß ſie ſich an den geſunden Menſchenverſtand wendeten, die Gemeinden zu einem rechtſchaffenen Leben zu führen und für die Tugend zu begeiſtern, aber der Erfolg war, daß die Leute ſich von der Kirche abwendeten und daß die Zuchtloſigkeit und Unſittlichkeit zunahm. Der Paſtor hat den Alten gegenüber eine ſchwere Aufgabe, nicht allein wegen der Zeit, die ſie in Anſpruch nehmen, ſondern auch wegen des ſehr ſeltenen Erfolges ſeiner Mühe. Es kann wohl geſchehen, daß, wenn die Jugend, wie man zu ſagen pflegt, ausgetobt hat, ein äußerlich ehrbares Leben darauf folgt, aber es iſt nur eine Bekehrung von der Thorheit der Welt zu der Klugheit der Welt. Es giebt Beiſpiele, daß Einzelne, die ein wüſtes und liederliches Leben geführt haben, ſpäterhin ſolide leben und ſich auch in ihrem Stande Verdienſte erwerben. Auf dieſe ſehen

die armen Eltern mit Augen der Hoffnung hin, wenn ihre Söhne in grobe Verirrungen gerathen, aber die große Zahl derer, die ganz untergehen, wird vergessen. Es ist immerhin möglich und es gibt ja auch Beispiele, daß ein alter Mensch sich gründlich bekehrt, aber es geschieht sehr selten. Ein sehr trauriger Anblick ist immer ein Greis, der dem Grabe nahe steht und trotz aller Mahnungen, die die Beschwerden des Alters mit sich bringen, und trotz aller Zeichen des nahen Endes doch nicht den Rest der Gnadenfrist dazu benutzen will, sein Haus zu bestellen. Es gibt keine größere List des Teufels, als wenn er die jungen Leute überreden kann, ihre Bekehrung aufzuschieben und ihnen die Meinung unterzuschieben: „Ich will erst fröhlich sein auf Erd; wann ich des Lebens müde werd, alsdann will ich bekehren mich, Gott wird wohl mein erbarmen sich."

Hin und wieder fand man einen Alten, der in den Conventikeln durch den Winter des Unglaubens, ohne ganz zu erfrieren am inwendigen Leben, sich gerettet hatte und solche waren es, die sich mit herzlicher Freude dem jungen Geistlichen zuwandten und ihn mit ihren Gebeten begleiteten, wenn sie aus ihrem Munde wieder das Wort von dem Gekreuzigten hörten. Es wurde in der Nachbarschaft ein junger Mann, der zu Schleiermachers Füßen gesessen hatte, zum Nachfolger eines alten Geistlichen bestellt, der fast fünfzig Jahre lang die Gemeinde mit den Träbern seiner Weisheit gespeiset und es auch dahin gebracht hatte, daß die Kirche fast ganz verlassen war. Der

junge Pastor hatte, wie sein Meister, ein warmes Herz für die Person des Erlösers und schon, daß er den Namen des Herrn Jesu auf der Kanzel öfters nannte, erfüllte die Conventikelleute mit Hoffnung und Freude. Ein alter Bauer ermahnte ernstlich zur Fürbitte und Gott der Herr hat die Gebete gnädig angesehen. Der Pastor wuchs am inwendigen Menschen und predigte mit großem Ernst und mit schönen Gaben die Buße zum Leben. Er wurde von der Gemeinde geliebt und geehrt, aber der Herr rief ihn nach wenigen Jahren ab, und viele Thränen wurden an seinem Sarge geweint.

Ein frommer Greis, der in der Lauterkeit wandelt, übt immer eine wunderbare Macht aus über die Jugend und kann der ganzen Gemeinde zum Segen werden. Ein Gutsherr, der sehr viel klagte über die Unehrlichkeit und Gottlosigkeit seiner Leute, hörte, daß in dem benachbarten Dorfe einem alten frommen Tagelöhner, der nicht mehr arbeiten konnte und noch dazu lahm war, seine Frau gestorben sei. Er bot dem Alten eine Stube auf seinem Hofe an, und, ohne ihn zu einer bestimmten Arbeit zu verpflichten, versprach er, ihn bis an sein Ende zu verpflegen. Der Greis nahm dies Anerbieten an, machte sich nützlich, so viel er konnte, und ging still seine Wege. Bei Tisch in der Gesindestube betete er erst leise für sich. Die Knechte und Mägde verhielten sich so lange ruhig, bis er sein Gebet gehalten hatte, und sehr bald durfte er auch laut vorbeten. Mit freundlicher Liebe verkehrte er mit den Einzelnen und die jungen Leute vermieden es, in seiner Gegenwart unsittliche Dinge zu sprechen und Roheiten auszuüben.

Er war sehr verschwiegen und verklagte Niemand bei der Herrschaft. Alle Sonntage war er in der Kirche und nach und nach kamen auch andere von den Dienstboten mit. Der Gutsherr liebte und ehrte den alten ehrwürdigen Greis und nannte ihn wohl seinen Hofkaplan. Sein tägliches Gebet für die Herrschaft und für alle Dienstleute hat der Herr gnädig angesehen. Die jungen Leute besuchten ihn gern des Abends und des Sonntags Nachmittags in seiner Stube und begegneten ihm mit Achtung und Ehrerbietung. Er war wie ein wenig Sauerteig, der nach und nach den Teig durchsäuert.

Darauf muß der Geistliche halten, daß die Alten im Dorfe von der Jugend nicht geringschätzig oder gar verächtlich behandelt werden, denn es ist Gottes Ordnung, daß man die Alten ehren soll. Er muß die Kinder sehr ernstlich ermahnen, daß sie die schwachgewordenen Eltern nicht darben lassen, sondern vielmehr thun, was sie vermögen, um ihnen ihre Tage zu erleichtern, damit sie nicht einst von ihren eigenen Kindern bestraft werden, denn mit demselben Maße, damit sie den Alten gemessen haben, wird ihnen wieder gemessen werden. Oft genug haben die Alten bei den Mißhandlungen, die sie von ihren Kindern erfuhren, bekannt, daß sie es nicht besser verdient hätten, wegen der Sünden, die sie gegen ihre Eltern begangen haben.

Die Gegenwart ist eine Zeit der Gährung und manche alte Grundlagen der menschlichen Verhältnisse sind unterwühlt und schwanken. Auf allen Gebieten regt sich ein unruhiges Streben nach Umgestaltungen und Neuerungen.

Geſetze werden in großer Zahl gegeben, um die neuen Ordnungen zu regeln und feſtzuſtellen. Aber Eins ſteht feſt, daß ein kräftiges geſundes Familienleben allein ein Volk und beſonders das deutſche Volk glücklich und ſtark machen kann, und ebenſo ſteht für alle Zeiten feſt, daß weder die Ehe noch die Erziehung der Kinder ohne Gottesfurcht gedeihen kann. Wohlſtand und weltliche Bildung können keine Bürgſchaft geben, daß die Ehe im Frieden geführt, die Kinder vor Schanden und Sünden bewahrt und das Herz der Eltern vor Kummer und Gram geſchützt werde. Bei Reichen und Armen, bei Gebildeten und Ungebildeten führt die Entfremdung von Gott und ſeinem Wort zur Zerſtörung des Familienlebens und damit zugleich zur Löſung der Zucht und Ordnung in den größeren Kreiſen der menſchlichen Verhältniſſe. Das Kind, das im Hauſe nicht Ehrerbietung gegen Vater und Mutter gelernt und geübt hat und nicht mit Pietät gegen die von Gott geheiligten Verhältniſſe erfüllt iſt, wird ſchwerlich ſeine rechte Stellung in der Welt finden. Der Geiſtliche, der der Kirche, der Schule und dem Vaterlande dienen will, muß daher der Pflege des Familienlebens ſeinen Fleiß in beſonderem Grade zuwenden. Frühere Zuſtände wieder herzuſtellen oder nach ſelbſterſonnenen Idealen und Phantaſien die Verhältniſſe bilden wollen, iſt eine vergebliche Arbeit und führt zur Ermüdung. Die geſunden und lebensfähigen Keime, aus denen ſich das Neue entwickeln will, erkennen und pflegen, iſt die Aufgabe des Paſtors und er darf nicht meinen, daß das Alte eben darum gut ſei, weil es alt iſt, und daß das Neue ſchlecht ſei, weil es

neu iſt. Formen können zerbrochen werden, aber den Inhalt darf man nicht verſchütten. Das eine wird ewig wahr bleiben, daß in dem Evangelio allein das Heil- und Rettungsmittel für alle Schäden gegeben iſt. Es iſt ein arger Irrthum, daß das, was den Menſchen glücklich und unglücklich macht, in den äußern Umſtänden liegt, in denen er lebt. Was glücklich oder unglücklich macht, iſt das eigene Herz. Die Unzufriedenheit iſt die Strafe des Unglaubens. Der Glaube kennt den Gott, der Gedanken des Friedens über uns hat und in den Wegen des Heils uns führt; er wandert auch durch das finſtere Thal des armen Lebens ohne Murren und weiß, daß er auf dem Wege iſt, der nach der Heimath führt. Wo der Kampf gegen das eigene Herz und gegen die eigene Sünde aufhört, wo das Auge blind wird gegen die eigenen Fehler, wo Selbſtgerechtigkeit und Zufriedenheit mit ſich ſelbſt einkehrt, da beginnt der Kampf nach außen, das phariſäiſche Richten über Andere und die murrende Unzufriedenheit mit den Verhältniſſen, in denen der Menſch lebt, er ſucht alle Schuld außer ſich, aber nicht in ſich. Wo der Glaube an den lebendigen Gott, der die Sünde ſtraft und diejenigen mit Geduld und Gnade trägt, die ſich ernſtlich und treulich üben, ein gutes Gewiſſen zu haben, beides, vor Gott und den Menſchen aufhört, da hört auch die Geduld und die Liebe auf und es erwacht die Klugheit, die Alles am beſten verſteht und nicht mehr dienen, ſondern herrſchen will.

Es iſt dem Menſchen nur ein Name gegeben, in dem er auf Erden ſein Kreuz in ſtiller Geduld tragen, in dem

er mit fröhlichem Muthe seine Wege gehen, in dem er sich selbst überwinden und einst im Frieden dahin ziehen kann, wo keine Thräne mehr geweint und keine Klagen mehr gehört werden. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.

Die lieblichsten Bilder, unter denen uns in der heil. Schrift das Reich Gottes dargestellt wird, sind hergenommen vom Familienleben. Der barmherzige Gott ist der rechte Vater, wir seine Kinder. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten. Wie die Mutter ihr Kind tröstet, so tröstet der Herr die Seinen. So wenig die Mutter ihres Kindes vergessen kann und ob sie es könnte, so will doch der Herr die Seinen nicht vergessen. Die Christenheit singt: Mit Mutterhänden leitet er die Seinen stetig hin und her. Darum soll das Haus ein Abbild sein von dem Reiche Gottes, das da ist das Reich des Friedens und der Liebe. Der Mann soll sein Weib lieben, wie der Herr die Gemeinde geliebt hat. Das Weib soll dem Mann unterthänig sein, wie die Gemeinden dem Herrn. Die Eltern sollen ihre Kinder erziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und die Kinder sollen Vater und Mutter ehren und nicht vergessen, wie sauer sie ihnen geworden sind.

Jugend-Erinnerungen
für meine Kinder.

Das Vaterhaus.

Ziemlich in der Mitte des Dorfes lag das alte Pfarrhaus. Ein Dach von Stroh deckte es, aber oft genügte es nicht, ſondern es regnete durch, deshalb wurden, wenn es regnete, Schüſſeln oder Eimer hingeſtellt, die das Waſſer auffingen. Die Wände im Innern und Aeußern waren von Holz und Lehm. Gegen heftige Winde war das Haus nicht unempfindlich, der große Schornſtein aber ſtand feſt und gab nicht nach. — Die eine Hälfte des Hauſes war nicht gut zu benutzen, weil der Schwamm die Wände und beſonders den Fußboden ſehr ſchadhaft gemacht hatte. In der andern Hälfte waren zwei Stuben und zwei Kammern. In der einen wohnte der Vater, die zugleich als Studir-, Schlaf- und Eßſtube und Schulſtube diente, auch zum Confirmandenzimmer gebraucht wurde; in der andern hatten wir Kinder unſer Weſen, es ſtanden da aber auch die beiden Betten der älteren Schweſtern, wir andern Kinder ſchliefen in den Kammern. Die Stuben waren ſehr niedrig und wenn der Vater durch die Thüren ging, mußte er ſich ſehr bücken. Er meinte aber, daß es dem Menſchen immer ſehr heilſam ſei, ſich zu bücken. Vor der Hausthür, die des Abends durch ein Querholz geſchloſſen wurde, ſtanden

vier große Kaſtanienbäume, die des Vaters Stube im Sommer dunkel machten; er gab aber nicht zu, daß die Aeſte, die das Licht abhielten, abgenommen würden. Auf der Nordſeite des Hauſes ſtand die aus Feldſteinen gebaute Kirche mit einem geſchmackvollen Thurm. Wir Kinder glaubten, daß es der ſchönſte Thurm in der Welt ſei. Der Blitz hatte die Spitze mit dem Stern, der Wetterfahne und dem Knopf gekrümmt. Hinter der Kirche befand ſich das herrſchaftliche Wohnhaus, von einem ſchönen Park umgeben. Auf der Südſeite des Pfarrhauſes lag der Wirthſchaftshof und der Garten. Gegenüber der Hausthür nach der Straße war die Thür zum Garten, zu dem man auf einer von unbehauenen Feldſteinen gebauten Treppe hinabſtieg. Wenn der Regen die Erde zwiſchen den ſich wenig anſchließenden Steinen weggeſpült hatte, war ſie nur mit Vorſicht zu paſſiren. Ich entſinne mich aber nicht, daß wir Kinder jemals gefallen wären. Der Garten war groß und ſehr fruchtbar, enthielt auch ſchöne große Obſtbäume. Ein langer, gerader Steig führte zu dem Backofen, der von Kirſchbäumen umgeben war. Beim Eingange zum Garten war ein freier Grasplatz, der uns Kindern zum Spielen überwieſen war. Um den Sitz auf einem großen Stein wurde oft ernſtlich gekämpft. Auf dem Hofe ſtand eine große Scheune, die aber von Stützen umgeben war, weil ſie ſonſt drohte einzufallen. Auch ein langer Stall war ſehr baufällig, er wurde aber wenig benutzt, nur die Hühner und einige Schweine bewohnten ihn; die ſehr dürftig genährten Kühe ſtanden in der Scheune, in der auch das Holz aufbewahrt wurde. Der große Pfarr-

acker war an den Gutsherrn für ein sehr geringes Geld verpachtet. Der Vater hielt es nicht für schicklich, daß ein Geistlicher Landwirthschaft treibe. Neben dem Hofe befand sich ein kleines Haus mit einer Stube, in der eine alte fromme Wittwe und ein Tagelöhner wohnten, der das Futter für die Kühe besorgte und das Holz spaltete. Er hatte im siebenjährigen Kriege gedient und erzählte gern von dem großen Könige und von seinen Heldenthaten. — Am Ende des Gartens war ein Teich, der zur Pfarre gehörte. Es war jedesmal ein besonderer Festtag, wenn einmal gefischt wurde.

Hier bin ich geboren in dem Jahre, als Klopstock starb, aber sein Geist ist nicht über mich gekommen. Zwei Schwestern und ein Bruder waren älter, drei jüngere Schwestern folgten mir. Von der Mutter, die aus Rügenwalde war, weiß ich wenig, weil sie früh starb; ich erinnere mich nur noch, daß sie eine große Frau war und uns zum Morgen- und Abendgebet anhielt, auch biblische Geschichten erzählte. Als sie starb, mußten wir einzeln an das Bett treten und Jeder erhielt einen Denkspruch. Der Vater kniete mit uns um's Bett und betete. Die älteste Schwester war bei dem Tode der Mutter vierzehn Jahr und führte unter Aufsicht des Vaters die Wirthschaft und besorgte die Küche; wir übrigen Kinder wurden ernstlich angewiesen, ihr zu gehorchen, und über sie zu klagen war uns verboten.

Obgleich das Haus schlecht war, so war es doch das schönste Haus auf Erden, weil der Friede darin wohnte und wir sehr fröhlich darin lebten.

Die früheſte Erinnerung.

Oft Gehörtes und wirklich Erlebtes vermiſcht ſich leicht, die Phantaſie des Kindes iſt ſehr lebhaft, und in der Erinnerung iſt es ſchwer zu unterſcheiden, was man wirklich ſelbſt erfahren oder was man von Andern oft gehört hat. So ſind auch die Erinnerungen an den Krieg, obgleich ich noch nicht vier Jahr alt war, als er ausbrach, und an dieſe Zeit ſehr lebhaft in meinem Gedächtniß geblieben.

Als der Krieg gegen die Franzoſen anfing, las der Vater viel in den Zeitungen und erzählte von den unglücklichen Schlachten. Er war oft ſehr betrübt. Als das Hohenlohe'ſche Corps bei Prenzlau die Waffen ſtreckte und ſich ergab, ſtieg er auf den Thurm und ſah durch ein Fernrohr, was geſchah, und ich ſah, daß er weinte. Weil das Dorf nahe an der Straße von Prenzlau nach Stettin lag, ſo kamen auch ſehr bald die Franzoſen und plünderten im Dorfe. Sie nahmen Alles, was im Hauſe war: Betten, Stühle, Tiſche und zogen dem Vater Rock und Stiefel aus. Weil ſie dachten, daß er das Geld verborgen habe, ſo ſchoß der Eine auf ihn, aber ohne ihn zu verwunden, die Kugel war nahe an der Bruſt durch den Rock gegangen. Die Mutter, die zu der Zeit noch lebte, erſchrak und wurde krank. Die geraubten Sachen mußten die Bauern aufladen und in der Richtung nach Stettin fahren. Seitdem war die ſonſt unbewohnte Seite des Hauſes immer mit Einquartierung belegt. Weil aber der Vater der franzöſiſchen Sprache ſehr mächtig war, ſo bil-

dete ſich im Ganzen ein gutes Verhältniß zu den Offizieren, die dem Hauſe zugewieſen wurden, aus. Gegen uns Kinder waren ſie freundlich und brachten uns oft kleine Geſchenke. Als ſpäter die Franzoſen nach Rußland zogen (von dieſer Zeit habe ich eine beſtimmte Erinnerung), hörten die Durchmärſche faſt gar nicht auf. Ein Ereigniß iſt mir unvergeßlich geblieben. Als ich eines Tages mit dem Vater im Garten ging, kam über den Berg ein Regiment Cavallerie gezogen mit ſchöner Muſik. Vor unſerer Thür machte es Halt, der Commandeur ſtieg vom Pferde, ging durch das Haus und kam in den Garten — ein ſtattlicher Mann. Vor meinem Vater kniete er nieder und ſprach nur das eine Wort „Verzeihung", mein Vater wandte ſich ab und ſpie aus, ſagte aber kein Wort. Der Mann ſtand auf und mein Vater ging. Am Abend erfuhren wir, daß der Mann ein ungerathener Sohn einer Schweſter meines Vaters ſei. Er war bei einem Kaufmann zum Handlungsdiener ausgebildet, hatte ſich Veruntreuungen zu Schulden kommen laſſen, und um ſich der Strafe zu entziehen, war er über die Grenze gegangen und in franzöſiſche Dienſte getreten, wo er ſich ſehr im Kriege gegen Spanien ausgezeichnet hatte und durch Napoleon ſchnell befördert war und jetzt an der Spitze eines ſchönen Regiments nach Rußland marſchierte. Eine große Muthloſigkeit hatte damals viele beſonnene Leute ergriffen. Die ungeheure Macht Napoleons, die er nach Rußland führte, wälzte ſich durch die ausgeſogene und ausgeplünderte Mark. Der Vater aber war ganz getroſt und behauptete, daß das Ende Napoleons nahe bevorſtehe. Ein Guts-

beſitzer in der Nähe, der beſonders verzagt war, ging mit dem Vater eine Wette ein um ein kleines Faß Wein, das er geben wolle, wenn die Franzoſen in Rußland geſchlagen würden, und das der Vater geben ſollte, wenn ſie ſiegreich in Petersburg einziehen würden. Als nun die Nachricht von dem Brande in Moskau, von der ſchrecklichen Flucht über die Bereſina und dem Untergange der großen Armee kam, da wurde der Bruder und ich hingeſchickt, um den Herrn zu erinnern an die Wette, und bald darauf kam das Fäßchen aus Stettin an. Es wurde auf den Tiſch gelegt, mit einem Bohrer angebohrt, und durch eine Federpoſe floß der Wein in die herbeigebrachten Gläſer, von denen jeder von uns eins erhielt. Ehe wir aber trinken durften, ſprach der Vater: Unſer lieber König ſoll leben! — und wir Alle riefen: Der liebe König ſoll leben! — Das war der erſte Wein, den ich in meinem Leben getrunken habe; wir erhielten noch ein zweites Glas und auch die beiden treuen Mägde, die dreizehn Jahre im Hauſe dienten, erhielten jede ein Glas. — Der ſtolze Kaiſer eilte nach Paris, und bald kamen im kläglichen Zuſtande die Reſte der großen Armee zurück, und mit ihnen die Koſaken, denen Furcht und Schrecken voranging. — Oefters erlaubte der Vater, daß einer von uns Brüdern ihn des Sonntags begleiten durfte, wenn er nach dem fern gelegenen Filialdorfe fuhr. Der Wagen war noch für das ſchmale Geleiſe gebaut. Der Vater ſaß auf einem Bunde Stroh, über das eine Pferdedecke gelegt war, wir erhielten unſern Platz neben dem Knechte. Die Pferde gehörten einem Bauer und waren

ſehr dürftige Thiere, das eine hieß Matz, das andere Pudel. Als wir eines Sonntags nahe an das Filialdorf kamen, ſahen wir einen Mann auf hohem Sattel auf einem kleinen Pferde mit langer Mähne, mit einer langen Pike und in einen ſchlechten grauen Mantel gehüllt. Der Vater ſagte: ſiehe da ein Koſak und machte mich ſehr bange, weil die Koſaken gern die Knaben mitzunehmen pflegten. Er kam gerade auf uns zu, ganz nahe an den Wagen, und als er ſah, in welcher Angſt ich war, gab er mir einen leiſen Schlag mit ſeinem Kantſchuh.

Eines Abends ſaßen wir nach dem Abendbrod um den Tiſch. Der Vater las, der Bruder und ich lernten lateiniſche Vokabeln und die Schweſtern nähten und ſtrickten, da hörten wir ein Pferdegetrappel vor der Hausthür. Der Vater ging hinaus, und ein Mann, theils in Frauenkleidern, theils mit Reſten einer Uniform kam mit dem Vater herein, der zu der Schweſter ſagte, ſie ſolle etwas Warmes beſorgen. Der Fremde ward auf die Bank gelegt, welche die Stelle des Sopha vertrat, und der Vater ging ſchweigend in der Stube auf und nieder und erſt nach längerer Zeit erfuhren wir, daß die Geſtalt des Elends mit erfrorenen Füßen, Naſe und Ohren der Regimentscommandeur, des Vaters Schweſter Sohn ſei, den wir in ſeinem Glanze geſehen hatten, als er an der Spitze eines Regiments nach Rußland zog. Ein Zimmer an der Seite des Hauſes, in dem die franzöſiſchen Offiziere gewohnt hatten, wurde für ihn zurecht gemacht; nach und nach genas er. Wir Kinder gewannen ihn bald lieb,

weil er in sehr lebendiger und anschaulicher Weise von den gräßlichen Scenen des Krieges in Spanien und Rußland erzählte. Als der Aufruf des Königs an sein Volk kam, wurde er ausgerüstet, ging nach Stralsund und trat als gemeiner Soldat ein (die französischen Orden legte er ab). Durch seine Tüchtigkeit und Bravour zeichnete er sich aus und wurde bald Offizier und nach dem Kriege Bürgermeister in einer kleinen Stadt.

Bei der allgemeinen Begeisterung fand auch die Organisirung des Landsturmes eine willige Aufnahme. In allen Dörfern wurde exerciert, der alte Invalide aus dem siebenjährigen Kriege, der im Nachbarhause lebte, wurde berufen und übte die Alten und die kaum dem Knabenalter Entwachsenen im Gebrauch der Piken und der Landsturmlanzen, die Hauptsache war das Sturmlaufen. Stettin war noch in den Händen der Franzosen, obgleich bereits belagert. Plötzlich hieß es, die Franzosen sind ausgebrochen. In allen Dörfern wurde die Sturmglocke gezogen und der Landsturm versammelte sich. Der Vater war, wohl wegen seiner bekannten Begeisterung für die Erhebung Preußens, zum Feldprediger des Landsturms ernannt. Ehe er nach Stettin abzog, wurde auf freiem Felde vor einer sehr großen Versammlung Gottesdienst gehalten und darauf setzte sich das Corps in Bewegung. Eine lange Reihe von Wagen mit Brod und Speck folgte nach. Es wurde aber gesagt, daß der Landsturm, je näher er nach Stettin kam, sich desto mehr verringerte. In den Wäldern und in den Dörfern blieben immer Mehrere zurück. Glücklicher Weise aber kam die Nachricht, daß die

Franzoſen nicht ausgebrochen wären, und die Helden kamen ſehr vergnügt wieder nach Hauſe. Die Theilnahme am Kriege, die Freude nach jedem Siege bewegte die Herzen bis auf die Kinder, und gern verſammelten ſich die Kleinen und die Großen, um zuzuhören, was der Vater aus den Zeitungen und durch Correſpondenz aus Berlin erfahren hatte. Es waren beſonders zwei Namen, als Inbegriff der Abſcheulichkeit: Napoleon, und als Inbegriff der Tapferkeit: Blücher, die in Aller Mund waren. In der Kirche wurden Siegesfeſte gefeiert und ſonntäglich um neue Siege gebetet.

Wie wir erzogen und unterrichtet wurden.

Wir Kinder hatten die größte Freiheit und konnten thun, was wir wollten. Wenn das Morgengebet gehalten war, blieb der Vater allein in ſeiner Stube und durfte nicht geſtört werden. Er las viel und ſchrieb viel. Oft kamen von Berlin Ladungen von Büchern, und wie ich ſpäter erfuhr, erhielt er von einer Buchhandlung neuere Werke, über die er Recenſionen ſchrieb, wodurch er ſeine ſpärlichen Einkünfte vermehrte. Leſen lernte ich theils von dem alten Küſter, theils von den älteren Schweſtern, dann aber begann der Vater, uns täglich, ſo weit es ſein Amt zuließ, etwa zwei Stunden zu unterrichten, und zwar beſonders im Griechiſchen, und auch bald im Lateiniſchen. So nachſichtig er ſonſt war und ſo wenig er ſchalt, ſo ſtreng ging es bei dem Unterricht zu. Unaufmerkſamkeit oder Langſamkeit und Trägheit im Denken wurde ſogar mit körperlicher Züchtigung geſtraft. Mit der Grammatik,

mit Dekliniren und Conjugiren hielt er sich nicht auf, desto mehr mußten wir Vokabeln lernen. Xenophon, Homer und Livius wurden uns in die Hand gegeben, zuerst übersetzte der Vater, und wir mußten uns zurecht finden. Auch in der Geschichte wurden wir Brüder mit den Schwestern zusammen unterrichtet, dazu war die Stunde des Abends vor dem Lichtanzünden bestimmt. Der Vater legte sich dabei auf die Bank; wir saßen auf Rutschen umher, und er erzählte in lebhafter und anschaulicher Weise von einzelnen Königen, berühmten Feldherren und Männern. Er liebte es, die Männer Gespräche und Reden halten zu lassen. So wurden z. B. Hermann und Varus beschrieben, ihre Größe, Kleidung und Waffen, und wie sie sich gegenüberstanden und sich mit Vorwürfen überhäuften. Varus war ein falscher, listiger Römer und wurde geschildert als glatter Franzose; Hermann ein derber, tapferer Deutscher. Daran schloß sich die Beschreibung der Angst und des Entsetzens in Rom. Ein eigentlicher Zusammenhang ward nicht festgehalten. In eigenthümlicher Weise wurden wir auch in der Geographie unterrichtet. Neben dem Pfarrgarten war eine große Wurde, auf der die Kartoffeln wuchsen. Im Herbste nach der Ernte mußten wir den Boden mit der Harke ebnen. In die Mitte wurde ein Mauerstein gestellt, der bedeutete die Lage des Dorfes, und dann wurden die benachbarten Dörfer bezeichnet und mit einer Hacke die Wege angegeben, die dahin führten und Spargelsträuche als Alleebäume daneben gestellt. Wenn so die nächste Umgebung mit Wegen, Gräben und Brüchen eingeübt war, dann wurde wieder das Ganze geebnet, nur

der Stein, der das Dorf bedeutete, blieb ſtehen, und es kam darauf an, die Lage der nächſten Städte: Prenzlau, Stettin, Paſewalk, Brüſſow, Straßburg, Pencun anzugeben. Eine quer über die Wurde mit der Hacke gezogene Linie gab die Himmelsgegend Nord und Süden an, und nun wurde die Lage der Städte angegeben und die Wege bezeichnet, die dahin führten; die weiteſte Entfernung war Berlin, wo der König wohnt. Nachdem dieſe Landkarte ausſtudirt und das Feld wieder geebnet war, wurden die andern großen Städte: Paris, London, Hamburg, Breslau und ſo weiter auf der Wurde angegeben. Um den Stein, der die Feſtungen Stettin, Cüſtrin, Spandau bezeichnete, wurden mit der Hacke Gräben und Wall gemacht, und bei jeder Stadt wurde erzählt, was dort an Merkwürdigkeit zu finden ſei oder ſich Geſchichtliches zugetragen hatte. Auch der Lauf der Flüſſe, beſonders der Oder, Ucker, Spree und Elbe bis zum Rhein wurde vom Vater mit der Hacke bezeichnet und die daran liegenden Städte genannt. Ich entſinne mich noch, wie groß meine Freude war, als ich einſt bei einem Beſuche in der Nachbarſtadt eine wirkliche Landkarte von Europa zu ſehen bekam, aber ich wußte ſchon ziemlich Beſcheid auf derſelben. Bis dahin glaubte ich, der Vater ſei überall geweſen und habe Dörfer und Städte kennen gelernt.

Auch von der Bewegung der Erde und der Sterne erhielten wir Kenntniſſe. Im Garten auf der Wieſe vor der Gartenthür wurde eine Stange aufgerichtet, die wir nicht berühren durften. Der Schatten, den die Stange warf, gab die Tageszeiten und Stunden an und die Länge

des Schattens den Stand der Sonne. Wir erhielten eine deutliche Vorstellung, wie die Länge und Kürze der Tage, wie Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w. entstehen und lernten auch die Himmelsgegenden kennen. Es war uns sehr merkwürdig, wie genau der Gang des Schattens mit der Thurmuhr übereinstimmte. Von besonderem Interesse war es uns, wenn auf wieder geebneter Wurde Palästina abgezeichnet wurde; der Jordan vom Libanon bis zum Todten Meere wurde zuerst angegeben und die Lage des Sees von Genezareth und des Todten Meeres bezeichnet. Dann Grenzen von Judäa, Samaria und Galiläa, auch die einzelnen Städte, bei denen die biblische Geschichte erzählt oder wiederholt wurde. Das Alles geschah in so anschaulicher Weise, daß es im Gedächtniß blieb und der Phantasie viel Nahrung gab.

Auf mein inneres Leben ist von besonderem Einfluß gewesen das Beispiel des Vaters: seine Frömmigkeit und der große Ernst, mit dem er von Gott und seinem Worte sprach und seine Gebete hielt. Wenn die Abendglocke läutete und er mit uns im Garten oder auf dem Felde war, so stand er still und hielt sich den Hut vor das Gesicht zum Gebet. — Die alte Wittwe im Nebenhause, Mutter Petzel genannt, las viel in einem alten Buche, Arnds wahres Christenthum, und wenn sie ihr Spinnrad auf den Grasplatz im Garten trug, so sang sie Lieder aus dem Gesangbuche mit feiner und heller Stimme. Dazu kam der häufige Umgang mit dem frommen Küster, der das ganze Gesangbuch auswendig wußte, den alle Leute im Dorfe sehr lieb hatten, der bei allen Kindern, die ge-

boren wurden, Gevatter ſtand und darum von Groß und Klein Pathe (Päth) gerufen und gegrüßt wurde. Er trug hölzerne Schuhe, lange Strümpfe und eine Jacke. Nur wenn er am Sonnabend zum Vater kam, oder im Amte ihn begleitete, hatte er Rock und Stiefel an. Er konnte ſehr ſchelten, und in der Schule gab es oft Schläge, deshalb fürchteten ihn die Alten und die Jungen. Vom Vater und dem Patron wurde er: „Er" genannt; wir Kinder mußten ihn „Sie" nennen und auch die Mütze abnehmen, wenn wir mit ihm redeten. Er war ein geſchickter Weber, und wenn er nicht Schule hielt, arbeitete er fleißig in ſeinem Handwerke, beſonders in den Sommermonaten, wenn die Schulſtunden beſchränkt und bei der Feldarbeit die Kinder gebraucht wurden. Er hatte eine ſehr böſe Frau, die er mit vieler Geduld trug, ſich aber doch nicht abhalten ließ, nach ſeinem Vermögen den Armen zu helfen.

Der Vater hielt uns ſehr zur Ordnung an. Unſer Spielzeug und alle unſere Sachen hatten ihren beſtimmten Ort, und wir glaubten, daß er Dinge, die er nicht an der Stelle fand, wo ſie hingehörten, verſtecke; wir mußten ſolche Sachen wenigſtens lange ſuchen und fanden ſie da, wo wir ſie gar nicht vermuthet hatten. Ich hatte einmal meine Mütze verloren und mußte daher im kalten Winter ohne Mütze gehen. Ebenſo war er ſehr pünktlich und hielt uns dazu an. Wenn er des Morgens uns weckte, mußten wir ſchnell aufſtehen, und gewaſchen und gekämmt uns zum Gebete einfinden. Der Unterricht, den er uns gab, fing um 8 Uhr an und dauerte bis 10 Uhr. Wenn einer aus der Gemeinde kam, den Vater zu ſprechen, wurden

wir hinausgeschickt, und wenn er in der Gemeinde zu thun hatte, fiel die Schule aus. So oft der Vater in die Stube trat, standen wir alle auf und standen so lange, wie er redete, oder bis er mit der Hand winkte und das Zeichen gab, unsere Arbeiten oder Spiele fortzusetzen. Nach dem Essen küßten wir dem Vater die Hand, wer aber nicht zur rechten Zeit zum Essen kam, durfte nicht sitzen bei Tisch, oder auch nicht mit essen. Schelte gab es sehr selten, aber desto mehr wurden wir verspottet und verhöhnt. Wenn wir Verkehrtheiten gemacht hatten, oder uns hatten verführen lassen, wurden wir oft mit derben Sarkasmen gestraft und der Lächerlichkeit Preis gegeben.

Zu unsern besondern Vergnügungen gehörte es, mit den Bauernsöhnen des Abends, wenn die Pferde in die Nachtkoppel gebracht wurden, hinauszureiten. Es wurde uns aber gesagt: „um 10 Uhr wird das Haus verschlossen, wer dann nicht zu Hause ist, kommt nicht mehr hinein.“ Einmal hatten wir uns verspätet. Unser Anklopfen half uns nichts, wir mußten draußen bleiben. Auf dem Hofe lag viel Stroh, weil gerade das Scheunbach umgedeckt wurde. So gut es gehen wollte, bereiteten wir uns ein Lager und brachten so die Nacht zu. Schelte gab es am Morgen nicht, wir wurden aber verspottet, daß wir den Thieren gleich wären, die weder Haus noch Bett gebrauchten. Um Erlaubniß, dies oder jenes zu thun, durften wir nicht fragen und erhielten die Antwort: „ihr müßt allein wissen, was ihr thun könnt und sehen, was daraus wird.“ Ueberhaupt ging die Erziehung darauf hinaus, daß Jeder die Folgen seiner Thaten unerbittlich tragen mußte. Wer ge-

logen hatte, dem wurde längere Zeit nicht geglaubt, wenn er auch offenbar die Wahrheit ſagte. Der Schwächere mußte ſich fügen in den Willen des Stärkeren und durfte nicht Schutz ſuchen. Mein Bruder war viel größer und ſtärker, obgleich er nur zwei Jahre älter war, und ich mußte oft ſeine Macht fühlen. Wenn ich mich beklagte, erhielt ich die Antwort: „der Schwächere muß ſich unter den Starken fügen," oder auch ſagte er: „Unrecht leiden ſchadet dir nicht, du mußt das lernen, aber nicht Unrecht thun." Auf eine Unterſuchung ließ er ſich nicht ein und auf ſeinen Beiſtand war nicht zu rechnen. Mit den Kindern im Dorfe durften wir ſpielen, ſo viel wir wollten. Es wurde aber oft Krieg geſpielt. Die eine Hälfte waren die Franzoſen, die anderen die Preußen. Unter den großen Linden an der Dorfſtraße war ein freier Platz, auf dem um einen Erdwall gekämpft wurde. Der alte Küſter leitete oft den Krieg und gab den Feldherren guten Rath zur Ausübung von allerlei Liſt, wie auf unerwarteten Wegen der Feind könne überfallen werden, und wie hinter den Mauern und in den Gärten ein Hinterhalt könne gelegt werden. So ſtreng er in der Schule war, ſo nachſichtig war er doch bei allen Tollheiten, die ausgeübt wurden. Als er einſt die Franzoſen anführte, wurden dieſe von den Preußen in einen Hinterhalt gelockt und gänzlich in die Flucht geſchlagen, der Küſter war während des Kampfes auf einen Baum geſtiegen, aber bald entdeckt und mußte ſich gefangen geben, er wurde verſpottet und verhöhnt und unter großem Jubel in das Spritzenhaus geführt und bewacht, bis er verſprach, den Franzoſen ferner nicht beizuſtehen.

Als mein Bruder das vierzehnte Jahr erreicht hatte und eingeſegnet war, brachte ihn der Vater auf das Gymnaſium in der zwei Meilen entfernten Stadt. Er beſtand die Prüfung für die dritte Klaſſe. Bei einem Handwerker, deſſen Sohn die Secunda des Gymnaſiums beſuchte, wurde er in Penſion gegeben. Mit vielen Thränen nahm er von uns Abſchied, und weil ihm das Lernen ſchwer wurde, ſo fürchtete er ſich vor der Schule. — An einem Sonnabend nach dem Morgengebet ſagte der Vater zu mir: „Heute kannſt du in die Stadt gehen und deinen Bruder beſuchen.“ Ein Korb mit zwei jungen Tauben und einigen ſchönen Birnen wurde mir übergeben, die ich dem Wirth des Bruders bringen ſollte. Die Schweſtern begleiteten mich bis auf den Berg vor dem Dorfe, und dann wanderte ich weiter. Ein Gefühl der Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit kam über mich. Im erſten Dorfe fragte ich nach dem Wege. Ein Bauer, der ſehr freundlich war, erkundigte ſich genau, wer ich ſei, und da er meinen Vater kannte, lud er mich ein, in ſein Haus zu kommen, und gab mir zu eſſen und zu trinken, und begleitete mich zum Dorf hinaus. Sehr müde kam ich in der Stadt an. Auf dem Markte ſtand auf einem Schlitten eine Waſſertonne, da ſetzte ich mich hin, um auszuruhen, und ſahe alle Menſchen an, die vorübergingen, ob ich nicht den Bruder erkennen würde, aber er kam nicht. Die Straße und die Hausnummer hatte mir der Vater geſagt. Es kam ein Herr, der mich anſah, und als ich zu ihm herantrat und ihn bat, mich zurecht zu weiſen, war er ſehr gütig und ließ ſich von mir erzählen, wer ich ſei und was ich wolle. Er ſprach: „Komm mit,

mein Sohn" — und führte mich bis an das Haus. — Ich vergeſſe nicht die Freude, mit welcher der Bruder mich empfing. Er führte mich in die kleine Dachſtube, in der er wohnte und traktirte mich mit einer Semmel und friſchem Waſſer. Die Tauben und Birnen trug er hinab zu ſeinem Wirth; von den Birnen aber nahm er keine, ſo ſehr ſie ihm auch gefielen. Die Nacht ſchlief ich mit ihm in ſeinem Bette. Am Sonntage war er ſchon ſehr früh aufgeſtanden, um ein Exercitium zu machen, und um 9 Uhr ging er mit mir in die Kirche. Der Gottesdienſt dauerte lange; auf mich machte die ſchöne, große Kirche mit den ſchlanken Säulen und dem ſchönen Gewölbe einen tiefen Eindruck. Nachmittags gingen wir ein wenig in der Stadt umher, und dann begleitete er mich ein weites Ende. Der Wirth hatte in den Korb etwas Butterbrod und eine Semmel gelegt, das verzehrten wir und nahmen Abſchied, ſahen uns aber oft um und winkten einander zu. —

Von nun an beſchäftigte ſich der Vater beſonders mit mir. Cornelius Nepos wurde geleſen und dabei lernte ich freilich ſehr nothdürftig auch ein wenig die Zeitwörter kennen, etwa amo und auch etwas von den Declinationen; dagegen mußte ich viel Vocabeln und ganze Kapitel auswendig lernen. Auf den Nepos, der bald durchgeleſen war, folgte der Livius und Cicero, der den Beinamen hatte „der Lederne" oder auch „der Philiſter", und doch mußte ich die Rede in Catilinam faſt auswendig lernen. Die Ablativi absoluti und der Accusativ cum infinitivo machten mir viel Schwierigkeiten. Vom Ueberſetzen des Deutſchen ins Lateiniſche war nicht die Rede. Ich erhielt

aber eine ziemliche Fertigkeit im Ueberſetzen des Livius, den der Vater beſonders liebte, weil er ein frommer Heide geweſen ſei und ſeine Götter angebetet habe. — Auch am Confirmanden-Unterricht durfte ich theilnehmen, der wöchentlich zweimal ertheilt wurde. Außer dem kleinen lutheriſchen Katechismus wurde beſonders die Hübnerſche bibliſche Geſchichte (zweimal zweiundfünfzig Geſchichten) getrieben. So viel ich mich entſinne, waren drei Stücke, die nachdrücklich und mit großem Ernſt behandelt wurden: das Gewiſſen und die Sünde, die Gnade Gottes und der Friede der Seele durch den Sohn Gottes und drittens des Menſchen Leben, die Bekehrung und Heiligung. Sprüche und einige Lieder mußten gelernt werden. In jeder Stunde wurde zuerſt eine Geſchichte aus dem Leben erzählt, die eigentlich für die Kinder die Hauptſache war und das Ganze anſchaulich machte. Die Geſchichte vom verlorenen Sohn wurde oft behandelt und ſehr anſchaulich beſchrieben, wie er faul, verlogen, unnütz, grob und ungehorſam war und zuletzt trotzig davon ging. Wie er dann in der Fremde liederlich lebte, ſchlechten Umgang ſuchte, vornehm ſein wollte und ſein Geld in ſehr dummer Weiſe durchbrachte. Es wurde ſehr lebendig geſchildert, wie das Geld nach und nach zu Ende ging und wie die Folgen ſeines Wandels über ihn kamen. — Sprüche wurden nicht viele gelernt, aber die wenigen mußten feſt und ſicher gelernt werden; ebenſo auch einige wenige Lieder und die fünf Hauptſtücke. So viel ich mich erinnere, ſo wurden wir ſehr nachdrücklich zum Gebete ermahnt. Die Allwiſſenheit und Allgegenwart Gottes wurde ſehr eingehend behandelt.

Fürchte Gott, liebes Kind, Gott ſieht und weiß alle Dinge — wurde oft wiederholt. Daß im Gewiſſen Gott zu uns rede, wurde bei der Erklärung der Gebote uns nachdrücklich eingeſchärft; Alles aber durch Geſchichten aus der heiligen Schrift und auch aus dem gewöhnlichen Leben erläutert und lebendig gemacht; faſt in jeder Stunde wurde eine Geſchichte erzählt, die ſich aber immer an den Spruch oder an den Katechismus anſchloß. Auch im Aufſchlagen in der Bibel wurden wir geübt, Kapitel und Vers wurde angegeben, und es kam darauf an, die Stelle ſchnell zu finden. Mit großem Ernſt wurde darauf gedrungen, daß Jeder ſeine Fehler erkenne, und damit die Bekehrung nicht ausbliebe, täglich damit beginne, weil mit der Zeit die Sünde mächtiger und zum Laſter werde. Imponirend war es mir, als ein armer Knabe aufſtand und unter Thränen vor uns Allen bekannte, daß er über den Zaun des Nachbars geſtiegen und einige Birnen aufgeleſen habe. Er wurde nicht geſcholten, ſondern mit freundlichen Worten getröſtet. Er verſprach, es nicht öfter zu thun, und wir Alle wurden ermahnt, den Knaben nicht zu verachten. Das Urtheil des Herrn über den Phariſäer und Zöllner wurde oft wiederholt. —

So kam der Tag der Confirmation und des Genuſſes des heiligen Abendmahles herbei. In der Woche vorher mußten wir uns täglich verſammeln. Der Vater war ſehr ernſt, aber doch recht freundlich, und er nannte mich, was ſonſt ſelten geſchah, „mein lieber Sohn.“ Bei der Einſegnung mußte jedes Kind einzeln niederknieen und den Taufbund laut herſagen, dann wurde ihm ein Denkſpruch

und der Segen ertheilt. Bei der Beichte, die darauf folgte, mußte Jeder von uns das Sündenbekenntniß knieend vor dem Altar herſagen, und nach dem Gelübde der Treue empfing Jeder die Abſolution. Ich habe noch eine lebhafte Erinnerung von der Sorge, daß ich möchte unwürdig zum Abendmahl gehen, und unter brünſtigem Gebet empfing ich den Leib und das Blut des Herrn, und glaubte feſtiglich an die Vergebung der Sünden, und mein Herz beſchäftigte ſich mit allerlei guten Vorſätzen. Ich hätte gern allen Menſchen ſagen mögen, daß ich ſie lieb habe und ihnen gern dienen wolle. Auch der Bruder war aus der Stadt gekommen. Nachmittags, während der Vater eine kurze Zeit wie gewöhnlich ſchlief, waren wir Geſchwiſter beiſammen, und mir kam es vor, als habe der Herr mich mit ihnen noch feſter verbunden, als es ſchon der Fall war.

Das Gymnaſium.

Nach der Einſegnung ſorgten die älteren Schweſtern für meine Sachen, die nöthig waren zu meiner Ausſtattung, denn wir wußten, daß der Vater entſchloſſen war, mich nach der Stadt auf das Gymnaſium zu bringen. Sehr bald kam der Tag. Der Bauer war beſtellt, die Pferde zu ſchicken, und es kam nun die Stunde, in der ich von den Schweſtern und dem Vaterhauſe ſcheiden mußte. Mit Thränen nahm ich Abſchied von den Einwohnern des Dorfes, von dem lieben Küſter und beſonders von den Schweſtern. Unterwegs erfuhr ich vom Vater, daß ich von dem Rector des Gymnaſiums würde geprüft werden, und mir war ſehr bange, weil ich oft gehört hatte, daß ich ſehr

dumm sei und unfähig, etwas Ordentliches zu lernen. Mit großer Bangigkeit folgte ich dem Vater in das Haus des Directors. Ein kleiner freundlicher Mann empfing uns in einer Stube, deren Wände ganz mit Büchern besetzt waren. Der Vater sagte, was er mit mir getrieben habe. Ich mußte aus dem Livius und dem Homer übersetzen, und der Director war wie überrascht und sehr zufrieden; als er aber entdeckte, daß ich in der Formenlehre und in der Grammatik ganz unwissend sei, erklärte er, er habe gedacht, mich nach Secunda setzen zu können, aber da ich so wenig von der Formenlehre wüßte, könne er mich nur nach Quarta verweisen, womit der Vater auch ganz einverstanden war. Darauf wurde ich dem Prorector vorgestellt, einem großen Manne, der als Offizier in dem Lützow'schen Corps den Freiheitskrieg mitgemacht hatte. Er fragte: „Was hast du in der Mathematik gelernt?" Ich hatte aber kaum den Namen dieser Wissenschaft gehört. Als er aber mich im Rechnen prüfte, war er sehr zufrieden, daß ich mit Brüchen sicher umzugehen wußte. Er gab mir allerlei Aufgaben auf, die aus dem gewöhnlichen Leben hergenommen waren, die aber doch so gestellt wurden, daß sie mich leicht konnten auf falsche Wege leiten. Es war offenbar, daß es ihm nicht darauf ankam, mein Wissen zu erforschen, sondern vielmehr meine Fähigkeiten. Und seine Persönlichkeit machte auf mich einen bleibenden Eindruck.

Für mich und meinen Bruder miethete der Vater bei einem Schuster eine Stube, und ordnete an, daß einer von uns die Stube auszufegen und die Betten zu machen, der

andere die Stiefel zu putzen und die Kleider zu bürsten habe, und damit sollten wir wöchentlich wechseln. Die Betten wurden von Hause geschickt. Einige Stühle oder Schemel, sowie auch einen Tisch und einen alten Schrank gab der Schuster, der auch öfters nachsah, daß Alles ordentlich gehalten werde. Um 5 Uhr wurde, wie wir es gewohnt waren, aufgestanden, dann erhielten wir zwei große Tassen warme Milch und Jeder eine Schrippe von dem Wirth. Mein Bruder, der in Secunda saß, hatte oft viel Arbeiten zu machen, und dann mußte ich die wirthschaftlichen Dinge allein besorgen; ich entsinne mich aber nicht, daß unter uns Zank gewesen sei. — Zu Mittag hatte der Vater für uns Freitische erbeten. Ein frommer Tuchhändler, den ich öfter in der Kirche sah, bot mir auch einen Mittagstisch für den Sonntag an. Er hielt immer ein sehr langes Tischgebet, und Nachmittags mußte ich ihn wieder zur Kirche begleiten. Sein Sohn hatte Theologie studirt und sollte seine erste Predigt halten. Er hielt es aber nicht für nöthig, die Predigt auszuarbeiten, sondern meinte, der heilige Geist solle ihm eingeben, was er zu sagen habe. Er kam auf die Kanzel, fing an, aber verstummte sehr bald. Es war eine schreckliche Pause für die ganze Versammlung, die den jungen Mann kannte. Da hob der Cantor mit gewaltiger Stimme an zu singen: „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsterniß umhüllet" — und damit war der Gottesdienst aus.

Durch Quarta und Tertia kam ich in kurzer Zeit, weil es mir leicht wurde, die Lücken auszufüllen. Am meisten fesselte mich der Unterricht in der Mathematik.

Es war, als gehe mir eine neue Welt auf. Die Zahlen und Größen beſchäftigten mich ſehr. Den Lehrer verehrte ich mit ganzer Liebe, und obgleich er wegen ſeiner Strenge ſehr gefürchtet wurde und ſich auch nicht ſcheute, körperlich zu ſtrafen, ſo war er doch gegen mich immer ſehr freundlich. Er verlangte Aufmerkſamkeit und Theilnahme und ging davon aus, daß jeder Menſch, der einen geſunden Verſtand habe, für die Mathematik beanlagt ſei; nur die innere Zuchtloſigkeit und Schlaffheit ſei Schuld, daß Manche nicht folgen könnten. Er hielt die Mathematik für das ſicherſte Mittel zum folgerichtigen Denken und zur Entwickelung der Energie und des Characters. Ich wurde von ihm dadurch ausgezeichnet, daß, während er im Unwillen die Einzelnen mit „Er" anredete, oder wie andere Lehrer mit „Sie", ich auch noch in Secunda von ihm „Du" gerufen wurde. Als ich einmal glaubte, einen Beweis für den Pythagoras erfunden zu haben und ihm meine Conſtruction zeigte, ſagte er, daß dieſelbe ſchon längſt bekannt wäre, es ſei aber ſchön, daß ich mich damit beſchäftigt habe. Eben ſo dachte ich einmal die Quadratur des Kreiſes gefunden zu haben. Er ſah die Sache an und ſagte: „Nach dem Unmöglichen zu trachten iſt ſchön, aber vor Einbildung muß man ſich hüten." Die armen Schüler mußten ſich zu erhalten ſuchen durch Privatſtunden, die ſie für ſehr geringe Bezahlung ertheilten. Ich wurde zur Nachhülfe in der Mathematik ſo ſehr begehrt, daß ich von Hauſe keine Hülfe bedurfte und hinreichend ſo viel verdiente, wie ich brauchte, es ſogar dahin brachte, mir eine Uhr zu kaufen. Durch die vielen Stunden, die wöchentlich auf zwanzig ſtiegen,

wurde ich freilich in den übrigen Disciplinen aufgehalten. Ein neuer Lehrer, der in den oberen Classen Lateinisch und Griechisch lehrte, wurde von uns Allen sehr geliebt und geehrt, und die Liebe zu dem Griechen Homer, die vom Vater schon geweckt war, wachte wieder auf, so daß ich es auch dahin brachte, den Anforderungen zu genügen, obgleich die Exercitien und Extemporalien nicht fehlerfrei werden wollten, weil die Formenlehre und die Grammatik mir fremd blieb; dagegen wurde mir das Uebersetzen ins Deutsche leicht.

Der Religions-Unterricht wurde von einem Prediger sehr dürftig und langweilig ertheilt. Die Meisten beschäftigten sich in seinen Stunden damit, ihre Schularbeiten zu machen, und ich beschäftigte mich mit mathematischen Constructionen. Mir kam es öfters vor, als ob der Lehrer die Autorität der Bibel wenig respectire, und wenn ich mit meinem Vater darüber redete, fertigte er mich sehr kurz ab und sagte: „Bleibe dabei, was du von mir gelernt hast.“ Und ich habe auch nicht aufgehört, täglich mein Gebet zu halten, wie mir das vom Vater war zur Pflicht gemacht.

Auf mein inneres Leben war ein Mitschüler von großem Einfluß. Er wurde wegen seines stillen Wesens und einzelner Aeußerungen von den Andern, wie auch von einem Lehrer verspottet; er war eines Predigers Sohn — und ich gewann ihn sehr lieb. Als ich ihn einmal in seiner Krankheit besuchte, sah ich, wie er über sein Bett ein Blatt Papier geklebt hatte, und auf demselben stand geschrieben: „Mache deinem Vater keine Schande und bewahre den Frieden deiner Seele.“ Er war mäßig begabt,

brachte es aber doch allein durch ſeinen Fleiß bis zur erſten Claſſe und ſtarb dann, von mir herzlich beweint. — Wenn es meine Zeit zuließ, durfte ich mit des Vaters Erlaubniß am Sonnabend nach Hauſe, zwei Meilen weit, gehen, und am Sonntag Abend zurückkehren. Einmal überraſchte mich ein heftiges Gewitter auf dem Wege nach der Stadt. Es regnete ſehr ſtark, Donner und Blitz folgten ſchnell auf einander. Ich ſuchte Schutz unter einem Baume am Wege, dachte aber dann daran, wie der Vater geſagt hatte, daß es gefährlich ſei, beim Gewitter unter einem Baum zu ſtehen, und ſetzte mich dem ſtrömenden Regen aus. Wenige Augenblicke darauf fuhr der Blitz in den Baum und zertrümmerte ihn, ſo daß ich niederſank und Gott dem Herrn dankte für meine Errettung. Ich war auf dem Felde, fern von jedem Hauſe allein, und wie ich in dem ſchrecklichen Wetter die Allmacht Gottes bewunderte, ſo hörte ich auch im Innern die Stimme: „Wandle vor mir und ſei fromm.“ Ich kniete noch einmal nieder auf die vom Regen erweichte Erde und wiederholte meinen Taufbund: treu zu ſein dem dreieinigen Gott. Ich war noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt und hatte buchſtäblich keinen trockenen Faden am Leibe, und hatte Mühe, auf dem eingeweichten Lehmboden fortzukommen. Als ich noch an demſelben Abende zu meinem Freunde ging und ihm erzählte, was ich erlebt hatte, umarmte er mich und ſprach: „Danke dem Herrn und halte deine Gelübde.“

Eine andere Bewegung ging zu der Zeit durch die Jugend, und auch ich blieb davon nicht unberührt. Der gewaltige Aufſchwung, den Preußen während des Krieges

gegen Napoleon genommen, hatte in vielen Köpfen große Hoffnungen auf die Umgestaltung aller Verhältnisse erregt, die durch den Frieden nicht befriedigt waren. — Viele wollten nicht in die alten Zustände zurückkehren. Ein einiges, großes, mächtiges Deutschland, die Aufhebung der vielen kleinen Staaten, ein deutscher Kaiser an der Spitze des Reiches, größere Freiheiten des Volks — waren die von der Jugend wenig verstandenen Forderungen, welche die Gemüther bewegten. Mehrere Gymnasiasten trugen sog. deutsche Röcke, ein Barett auf dem Kopf, bloßen Hals und langes Haar. „Wahrheit, Tugend und Freiheit" waren die Worte, die die Jugend begeisterten. Der Vater schüttelte mit dem Kopfe, wenn ich ihm davon erzählte, und ermahnte mich, etwas Tüchtiges zu lernen und mich nicht um Dinge zu bekümmern, die ich nicht verstehe; hatte aber doch nichts dagegen, daß ich mich zu denen hielt, die von diesem Geiste erfüllt waren. Die besten Schüler in den höheren Classen waren sehr eifrige Turner. Jahn war der Mann, der oft mit besonderer Begeisterung genannt wurde, und Metternich wurde mit Verachtung und Abscheu gerichtet. Plötzlich kam der Befehl, die Turnplätze zu schließen. Man argwöhnte, daß sich in der Jugend revolutionäre Gedanken regten. Auf der Wartburg hatten sich mehrere Studenten versammelt, und in Erinnerung an Luther, der das deutsche Volk vom Joche Rom's befreit hatte, sehnten sie mit Begeisterung die Zeit herbei, in der Deutschland auch von politischen Tyrannen werde befreit werden. In Weimar lebte der russische Staatsrath Kotzebue, der auch Schauspiele frivolen Inhalts gedichtet haben sollte

und von den Mitgliedern der Burſchenſchaft für einen Verräther Deutſchlands an Rußland gehalten wurde. Ein fanatiſcher Jüngling, ſonſt fromm und patriotiſch geſinnt, ſuchte ihn auf und erſtach ihn. Bald darauf ſtieß er den Dolch in ſeine eigene Bruſt, ohne daran zu ſterben. Im folgenden Jahre endete er ſein Leben mit Muth und Troſt auf dem Schaffot. Dieſe That und der Name Sand wurde von der Burſchenſchaft ſehr gefeiert. Die Regierung hielt es für nöthig, die Turnplätze zu ſchließen und durch ſtrenge polizeiliche Maßregeln gegen die vorzugehen, die von dieſem Freiheitsſchwindel ergriffen waren. Jahn war bereits gefänglich eingezogen. Eine kleine Schaar von Gymnaſiaſten vereinigte ſich, um ihm ihre Verehrung zu bezeugen, zu einer Reiſe nach Kolberg, und weil ich, wenn auch nicht Mitglied ihres Vereins, mich doch zu ihnen hielt, zog ich mit. Der weite Weg über Stettin wurde zu Fuß gemacht. Lieder von Körner und Arndt wurden geſungen. Die Nächte wurden theils in den Wäldern, theils in Scheunen zugebracht. Trocknes Brod und Waſſer war die Nahrung. So kamen wir in Kolberg an. Nach einigen Schwierigkeiten erhielten wir auch die Erlaubniß, Jahn in ſeinem Gefängniſſe zu beſuchen. Vorher aber gingen wir zu dem alten Nettelbeck, der durch große Entſchloſſenheit und Tapferkeit die Bürgerſchaft von Kolberg begeiſtert und es den Franzoſen unmöglich gemacht hatte, die Stadt zu erobern. Auch wurde von ihm beſonders gerühmt, daß er mit Lebensgefahr das Feuer gelöſcht hatte, das große Gefahr über die Kirche und die Stadt zu bringen drohte. Der alte Mann empfing uns ſehr freundlich und hielt eine längere

Ansprache, in der er uns sehr ernstlich und erbaulich ermahnte: „Fürchtet Gott, ehret den König und habt die Brüder lieb.“ Die Erscheinung des Greises in seinem seidenen Schlafrock und weißen Haaren machte auf mich einen sehr tiefen Eindruck. Dann wurden wir bei Jahn eingeführt. Ein kräftiger und gedrungener Mann mit bloßer Brust und sehr bärtigem Gesicht stand vor uns. Einer von uns sprach ihm unsere Verehrung aus, und er antwortete darauf mit kräftiger Stimme. Mit Begeisterung redete er von seinem Hasse gegen französische Sitten und Mode, ermahnte uns zur Tugend, Wahrhaftigkeit und Muth, warnte vor Verweichlichung und forderte die Abhärtung des Körpers, um die Mühen und Arbeiten des Lebens zu ertragen. Ich konnte nicht begreifen, weshalb man diesen Mann ins Gefängnis gesetzt hatte, der doch die Jugend bei der Erhebung Preußens mit Begeisterung erfüllt hatte, so daß zahlreiche Studenten und Gymnasiasten als Freiwillige in den Kriegsdienst traten. Es waren in dem Gemache einige hölzerne Schemel. Ich war sehr müde und hatte mich auf einen Schemel gesetzt. Jahn redete sehr lange von Pfaffen und Tyrannenknechten, von Franzosen, Russen und Oesterreichern, von einem einigen mächtigen Deutschland, wovon ich freilich wenig verstand.

Der Führer unserer Schaar war während der ganzen Rückreise in sehr gehobener Stimmung, patriotische Freiheitslieder wurden gesungen. Die Turnplätze waren freilich geschlossen, und die Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig mit Anzünden von Theertonnen und Holzhaufen zu feiern,

war verboten; aber das Feuer der Begeiſterung glühte in der Jugend fort. Die Turner hielten feſt zuſammen, und am 18. October wurden gemeinſame Ausflüge gemacht und die Nacht im Freien zugebracht. Ich erinnere mich noch, daß ich in einer ſolchen Nacht ganz erbärmlich fror; um nicht auf der naſſen, kalten Erde zu liegen, war ich auf einen Baum geklettert, wurde aber deshalb ſehr verſpottet. Der Director des Gymnaſiums ignorirte unſer Treiben ganz und war mit uns zufrieden, weil wir fleißig und ordentlich waren. Der Prorector, der ſich bei dem Lützower Freicorps ausgezeichnet hatte, war uns freundlich geſinnt und bei aller ſtrengen Zucht, die er übte, verehrten und liebten wir ihn; ſelbſt jugendlicher Uebermuth wurde von ihm ſehr nachſichtig beurtheilt. Er ſagte wohl: „dumme Streiche möget Ihr machen, aber nur nicht ſchlechte.“ Schlaffe und träge Naturen wurden oft ſehr hart getadelt. Mein Bruder war inzwiſchen zu einem Kaufmann in die Lehre gebracht, und ich war in eine andere Penſion gegeben. Bei meiner durchweg auf die praktiſchen Dinge gerichteten Natur hielt ich mich zwar zu den Mitſchülern, die ſich der Schwärmerei hingaben, innerlich aber blieb ich unberührt. Die vielen Privatſtunden in der Mathematik, die ich ertheilte an Quartaner und Tertianer, und die häuslichen Arbeiten nahmen meine Zeit vollſtändig in Anſpruch. So kam die Zeit heran, in der das Abiturienten-Examen gemacht werden mußte. Der Prorector zeigte uns ein Blatt Papier, auf dem die Aufgaben ſtanden, die wir bei der ſchriftlichen Prüfung bearbeiten ſollten, ſagte aber, daß wir ſie nicht erfahren dürften, und er werde ſie deshalb

auch immer mit ſich herumtragen. Ein Penſionär in ſeinem Hauſe wurde von uns veranlaßt, daß er in der Nacht ſehr leiſe in das Schlafgemach des Prorectors ſchlich und aus der Weſtentaſche das Blatt nahm, die Themata abſchrieb und es dann wieder dahin trug, woher er es geholt hatte. Am andern Tage hatten wir die Themata auf die Wandtafel geſchrieben. Als der Prorector in die Klaſſe trat und die Wandtafel anſah, war er ſehr erregt, ſchließlich aber lobte er uns, daß wir nicht verbotenen Gebrauch davon zu machen beabſichtigten. Wie wir uns die Kenntniß der Aufgaben verſchafft hätten, wollte er nicht wiſſen, um nicht ſtrafen zu müſſen. Nach der beſtandenen ſchriftlichen und mündlichen Prüfung folgte die feierliche Entlaſſung der Abiturienten. Der Director hielt eine ſehr ernſte Anſprache an uns, in der er uns ermahnte, unſere Freiheit nicht zu mißbrauchen, ſondern recht fleißig zu arbeiten. Ich war beſtimmt, die Abſchiedsrede an die Lehrer und Mitſchüler zu halten. Den Gegenſtand der Rede durfte ich ſelbſt wählen. Ich ſtellte das Thema vom Nutzen des Studiums der Mathematik und Aſtronomie für das Studium der übrigen Wiſſenſchaften und für den Ernſt des Lebens. Ich mußte die Arbeit dem Director vorlegen. Er gab ſie mir zurück und hatte nur wenige Stellen geſtrichen.

So hatte ich nun ein lang erſtrebtes Ziel erreicht. Der Uebergang vom Gymnaſium zur Univerſität iſt ein gewaltiger Schritt. Ein Schüler, der endlich das Abiturienten-Zeugniß in der Hand hat, ſteht auf der Grenze der Vergangenheit und auf der Schwelle einer unbekannten

Zukunft. Größer und wichtiger kommt ſich ein Menſch kaum zum zweiten Male im Leben vor, ähnlich, wie wenn ein Kadett Offizier wird. Nun aber muß die Frage entſchieden werden: „was ſoll ich ſtudiren?“ Urſprünglich war mein Gedanke, zu werden, was mein hochverehrter Vater war, aber daneben hatte mich die Mathematik ſo angezogen, daß ich gern die Disciplinen ſtudiren wollte, die mich befähigten, Lehrer am Gymnaſium zu werden. Dazwiſchen ſchwankte ich hin und her. Ich hoffte, der Vater werde entſcheiden; aber es geſchah nicht. Er ſagte nur: „es iſt deine Pflicht, mir auch fernerhin zu gehorchen, aber für die Wahl deines Berufes haſt du volle Freiheit und mußt dich für deinen Entſchluß verantwortlich wiſſen, damit du die Beſchwerden, die überall auf dich warten, durch Fleiß und Treue überwinden kannſt. Lerne etwas Tüchtiges und ſei fleißig im Gebet, ſo wird der Herr dich erkennen laſſen, welche Wege du gehen ſollſt.“

Die Univerſität.

Nachdem ich nicht ohne innere Bewegung durch die Räume des alten Gymnaſiums hindurch gegangen war und die einzelnen Lehrer beſucht und ihnen aufrichtig gedankt hatte für alle Geduld und Nachſicht, kehrte ich ins Vaterhaus zurück und blieb noch einige Wochen bei den Geſchwiſtern. Die erſte Frage, welche Univerſität ich beſuchen ſollte, mußte entſchieden werden. Der Vater hatte in Halle ſtudirt, und aus ſeinen Erzählungen war auch in mir der Wunſch entſtanden, dahin zu gehen, denn es ſchien mir ſchön, dieſelben Wege zu gehen, die er gegangen war.

Mehrere meiner Mitschüler studirten aber in Berlin, und so kam ich denn zu dem Entschlusse, daß ich auch dahin gehen wollte, und es schien mir auch, als ob der Vater damit einverstanden sei. Er sagte oft: „Du kannst überall etwas Ordentliches lernen. Das Beste lernt man nicht durch Bücher und auch nicht von Professoren, sondern dadurch, daß man hört und sieht, was die Leute reden, und Acht giebt, was sie thun. Laß dich nicht blenden durch jede Freundlichkeit und nicht täuschen durch den Schein, besonders glaube nicht Allen.“ Die zweite Frage, was ich studiren sollte, verlangte auch endliche Entscheidung. Des Vaters Aeußerungen gingen im Wesentlichen darauf hinaus, daß er sagte: „was du treibst, das treibe mit treuem Fleiß und bete ernstlich, bis du erfährst, wozu dich der Herr gebrauchen will, vor allen Dingen hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot, damit du nicht den Frieden deiner Seele verlierst. Führe auch genaue Rechnung und hungere lieber, als daß du Schulden macheſt.“ Die Wahl des künftigen Berufs wird Vielen sehr schwer. Manche sind freilich durch die Umstände und Verhältnisse, oder auch durch eine entschiedene Neigung gewiesen auf die Wege, die sie gehen sollen. Ich aber schwankte hin und her. So kam der Tag der Abreise heran. Der Abschied geschah nicht ohne Thränen. Einige Studenten und frühere Mitschüler, die in Berlin studirten, vereinigten sich mit mir, die Reise gemeinsam zu machen. Der Fuhrmann gebrauchte zwei Tage zu den vierzehn Meilen, die zum Ziele führen sollten. Bei dem tiefen Sande ging es fast immer im langsamen Schritt vorwärts. Vier von uns saßen sich

gegenüber und spielten Karten. Mein Platz war neben dem Fuhrmann, und wenn er abstieg und nebenher ging, übergab er mir die Leine. Oft mußten wir aber Alle aussteigen, um den Wagen zu erleichtern. Am 1. April kamen wir endlich in Berlin an. Der Fuhrmann kehrte in einem Gasthofe in der Prenzlauer Straße ein. Meine Reisegefährten zerstreuten sich, ich aber wußte nicht, wo ich bleiben sollte und mußte zunächst eine Wohnung suchen. Es war mir gesagt, daß ich an den Häusern einen Zettel finden würde, durch den angezeigt werde, wo eine möblirte Stube zu vermiethen sei. Ich ging also in den Straßen umher und fand in der Klosterstraße ein Haus, an dem ein solcher Zettel hing. Mit der Inhaberin der Wohnung, einer Wittwe, wurde ich über den Preis sehr bald einig. Darauf holte ich meinen Koffer und packte ihn aus, wobei die freundliche Wittwe mir half. Etwas Brod und Butter hatte die Schwester mir mitgegeben, so daß ich für den Tag keine weiteren Speisen gebrauchte. Nun aber war ich in der großen Stadt ganz allein. Ich kannte keinen Menschen; ein namenloses Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit kam über mich. Um mich zu zerstreuen, ging ich aus und auf die Straße, auf der viel Menschen hin und her eilten, vor mir, als ob ich in einem Walde sei, in dem die Bäume gehen gelernt hätten. Vor vielen stattlichen Häusern stand ich still und dachte mit Sehnsucht an die Hütten in der Heimath.

Von den Privatstunden, die ich auf dem Gymnasium gegeben hatte, hatte ich 51 Thaler gespart. Der Stadtgerichtsrath, der bei der Abiturienten-Prüfung gewesen

war, küßte mich, als ich meine Abſchiedsrede gehalten hatte und ſchenkte mir zwei Friedrichsdor. Fünfzig Thaler übergab ich der Wirthin zur Aufbewahrung; als Wechſel hatte mir der Vater 200 Thaler zugeſagt, von denen ich an jedem erſten des Monats $16^2/_3$ Thaler bei einem Kaufmann in der breiten Straße erheben ſollte, und war angewieſen, gleich beim Empfange des Geldes davon die Miethe mit 5 Thalern, das Frühſtück mit 2 Thalern und Mittagstiſch mit 6 Thalern im voraus zu bezahlen. Es blieben mir alſo für Abendbrod und kleine Ausgaben $3^1/_2$ Thaler übrig. Bald aber verbeſſerten ſich die Verhältniſſe. Von dem Direktor des Gymnaſiums hatte ich ein Empfehlungsſchreiben an den Profeſſor Dirkſen erhalten. Ich wurde von ihm ſehr freundlich empfangen, mußte mich zu ihm ſetzen und nach einer längeren Beſprechung über die Behandlung der Trigonometrie von La Croix forderte er mich auf, wöchentlich zwei Stunden an einen Studenten der Naturwiſſenſchaften in der Mathematik zu ertheilen. Es wurde verabredet, daß ich einmal zu ihm gehen, und das andere Mal er zu mir kommen ſollte. Als Honorar ſollte ich für jede Stunde einen Thaler erhalten. Einige Studenten führten mich zu der Univerſität, wo ich von dem Pedell ein Verzeichniß der Vorleſungen erhielt, die im Sommer ſollten gehalten werden. Eigentlich hätte ich alle wohl hören mögen, das war aber doch nicht möglich. Ich ſchickte daher das Verzeichniß an meinen Vater und erhielt die kurze Antwort: Non multa, sed multum. Angeſtrichen war: Logik bei Profeſſor Ritter. Mathematik bei Dirkſen. Patriſtik und Einleitung in das N. T. bei Neander —

und dazu die Ermahnung, zu Hauſe fleißig zu arbeiten und fleißig zu ſein im Gebet und im Gebrauch der heil. Schrift.

So kam nun der Tag heran, an dem die Vorleſungen ihren Anfang nahmen. Bei dem Eingange und auf dem Corridore fand ich viele Studenten; auch einige Profeſſoren kamen und wurden mir genannt. Ich ſah ſie mit Reſpect und Ehrfurcht an. Die körperliche Erſcheinung entſprach ſehr wenig der Vorſtellung, die ich von den Männern hatte. Das iſt Neander, der dort mit dem Schirm unter dem Arm kommt. Von meinem Vater hatte ich oft mit großer Liebe von ihm reden gehört. Bei der ſehr unſcheinbaren Geſtalt und dem ſtark jüdiſchen Ausſehen konnte ich kaum glauben, daß das der Mann ſei, der die theologiſche Wiſſenſchaft und beſonders die Kirchengeſchichte in neue Bahnen geleitet hatte. Gleich darauf kam der berühmte Schleiermacher, klein und etwas verwachſen. In dem geringen Körper wohnte doch ein großer Geiſt. Eine ſtattliche Erſcheinung war der Profeſſor Marheinicke, und unter den ſchönen Kaſtanien hinter der Univerſität wandelte der berühmte Philoſoph Hegel, deſſen Sohn als Präſident des Conſiſtoriums mir in ſpäteren Jahren ſo viel Liebe und Geduld erwieſen hat. Auch ein ſehr jugendlicher Mann, der faſt eher vermuthen ließ, daß er ſelbſt noch Student ſei, wurde mir genannt, es war Profeſſor Hengſtenberg, der ſcheu und ſchüchtern um ſich ſah und nicht vermuthen ließ, daß ein ſo tapferer Geiſt in ihm wohne. Ich ahnte nicht, wie viel ich noch einmal dieſem Manne verdanken ſollte. An den Thüren der Auditorien war zu leſen, welche Profeſſoren in denſelben Vorleſungen hielten.

So hörte ich die Männer, deren Namen ich schon von der Schule her kannte: Boeckh, Buttmann, Dirksen, Strauß, Neander — und blieb daher fast den ganzen Tag in der Universität und ging von einem Auditorium in das andere. Während die Studenten fleißig schrieben, saß ich da und sah die Männer an, die auf dem Katheder sich befanden. Man lernt gern berühmte Männer kennen, denen Gott die Macht gegeben hat, in Kirche und Staat große Dinge zu thun, die ihre Namen in die Bücher der Geschichte eingeschrieben haben. Man erzählte mir allerlei Geschichten und Anekdoten von ihnen, die mich sehr interessirten, z. B. von Neanders Zerstreutheit, von Schleiermachers Witz und Sarkasmen. Wie verschieden war das, was ich von Hengstenberg hörte. Etliche spotteten über ihn und verachteten ihn; andere rühmten ihn und besuchten seine Vorlesungen. Wenn ich auf dem Corridor bei dem Zimmer vorüber ging, in dem sich die Herren Professoren versammelten, so überkam mich ein Gefühl von Bewunderung, in einem so engen Raum so viele Männer versammelt zu sehen, die Jeder in seiner Art zu dieser Höhe gekommen waren, daß sie in den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens nicht allein der Jugend, sondern auch ihrer Zeit die Richtung gaben, die sie in neue Bahnen leiten sollte. Mag es auch schwer sein, daß die irdisch Armen nicht mit Neid und Murren auf die Reichen, die im Ueberfluß leben, hinsehen, so ist es auch recht schwer, sich zurecht zu finden, wenn die geistigen Gaben und Kräfte so ungleich von unserm Herr-Gott vertheilt sind. Das Gleichniß des Herrn, nach dem dem Einen ein Pfund, dem Andern zehn Pfund gegeben

ſind, wies mich aber darauf hin, daß es im Reiche Gottes auf die Treue ankommt, mit der Jeder ſein Pfund gebraucht und verwendet. Hatte ich nun auch das Gefühl, daß mir nur geringe Gaben anvertraut waren, ſo bat ich doch Gott, daß ich einſt möchte treu erfunden werden.

Am ſtärkſten war das Collegium bei Neander beſucht, ſowohl in der Exegeſe, als in der Kirchengeſchichte. Ich aber hatte Mühe, ihm mit Aufmerkſamkeit zu folgen und hätte lieber ein friſches Bekenntniß zu Gottes Wort gehört, als die oft breite Widerlegung anderer Theologen der heil. Schrift. Sehr anregend waren die Vorleſungen Schleiermachers, mich aber verletzte, daß es mir öfters vorkam, als ob er nicht immer die volle und ganze Autorität der heil. Schrift feſthielt. Weil Gott unbegreiflich iſt, darum muß auch die Offenbarung ſeines Weſens Unbegreifliches enthalten. Die Wunder im Alten und Neuen Teſtamente waren mir bis dahin in keiner Weiſe anſtößig geweſen, und ich glaubte, daß ſie nothwendig in der Bibel müßten vorhanden ſein. Das ganze Leben des Heilandes, ſeine Geburt, ſein Leiden und Sterben, die Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur iſt ein Wunder der Barmherzigkeit Gottes, und daher ſind die Wunder, die er gethan hat, nothwendige Offenbarungen ſeiner göttlichen Natur. Weil ich faſt den ganzen Tag in der Univerſität war und von einem Auditorium ins andere ging, ſo kam ich mit ziemlich verworrenen Eindrücken in meine große Einſamkeit zurück.

Ganz ähnlich ging es mir des Sonntags. Ich beſuchte eine Kirche nach der andern, hörte den alten Jänicke,

Schleiermacher, Strauß, Theremin und den jugendlichen Couard, aber der Entſchluß, wen ich regelmäßig hören wollte, kam ſehr langſam zu Stande. Jänicke predigte in ſehr populärer und einfacher Weiſe; Schleiermacher redete von der Liebe Gottes, die uns durch Chriſtum geoffenbaret iſt.

Auch wurde es mir ſehr ſchwer mich zu entſcheiden, zu welcher Verbindung unter den Studenten ich mich halten wollte. Ein Student, den ich regelmäßig im Collegio bei Neander fand, beſuchte mich und forderte mich auf, mit ihm in die Kneipe zu gehen, in der ſich Burſchenſchafter verſammelten. Nicht Alle, aber die Meiſten gehörten der theologiſchen Fakultät an. Ein fröhlicher Geiſt, aber doch ein durchaus ſittlicher Sinn war hier vorherrſchend; was dieſer Verbindung einen beſonderen Reiz gab, beſtand darin, daß ſie ſehr überwacht wurde. Man argwöhnte, daß die Mitglieder politiſche Tendenzen verfolgten. Es war derſelbe Geiſt, den ich auf dem Gymnaſium bei den Turnern hatte kennen gelernt; etwas Anſtößiges hörte ich nicht. Es war wohl die Rede vom einigen Deutſchland, von Unterdrückung der Freiheit, von Tyrannei und Knechtſchaft und dergleichen Dingen. Es wurde auch ſehr dahin gewirkt, Tugend und Frömmigkeit zu üben und ſich von Gemeinheiten und Sünden fern zu halten. Ein ernſter Sinn war durchaus fühlbar. Ich ſchrieb an meinen Vater, und er mißbilligte meinen Anſchluß an die Verbindung nicht, warnte aber, daß ich mich nicht um Dinge bekümmern ſollte, die ich nicht verſtehe. Seine Antwort war ausführlicher, als wie es ſonſt ſeine Gewohnheit war.

Einmal wurde verabredet, einen gemeinſamen Ritt nach Cöpenick zu unternehmen; es verſammelten ſich zu dem Ende etwa zwanzig Mitglieder des Vereins, einige aber waren ſehr wenig geübte Reiter. Auf der Hälfte des Weges kam hinter uns her ein Königlicher Wagen, und wir ſahen, daß in demſelben der König ſaß, neben ihm ein Adjutant. Wir hielten ehrerbietig ſtill an der Seite des Weges und der Königliche Wagen fuhr vorüber. Einer von uns hatte ein Pferd, das nicht ſtehen wollte und gegen den Willen des Reiters voranlief, wie ein Vorreiter. Der Wagen fuhr ſchnell, und der arme Reiter verlor alle Gewalt über ſein Pferd, verlor ſeine Mütze und klammerte ſich ängſtlich an den Sattel und die Mähne. Der König lachte über dieſen ſeltſamen Vorreiter. In Cöpenick angekommen, beſuchten wir den Garten, der an dem Schloſſe lag, in dem mehrere Demagogen eingeſperrt waren. Einige von uns kannten mehrere der Gefangenen und äußerten ſich ſehr unwillig darüber, daß die jungen Männer ſo langen Unterſuchungen unterworfen und als Verbrecher behandelt würden. Als wir gegen Abend zurückreiſen wollten, war die Zugbrücke aufgezogen und die Polizei forderte die Erkennungskarten. Wenige Tage darauf wurden wir vor das Univerſitätsgericht geladen und verhört. Der Richter mochte mir wohl anſehen, daß ich ganz unverdächtig ſei. Nach einer kurzen Verwarnung erhielt ich meine Karte zurück und wurde entlaſſen.

Ein anderes Ereigniß hat ſich meinem Gedächtniſſe ſehr eingeprägt. Eine große Zahl von Studenten hatte beſchloſſen, dem Profeſſor Schleiermacher zur Feier ſeines

Geburtstags einen Fackelzug zu bringen. Die Polizei gab aber nicht die Erlaubniß, den Zug durch die Wilhelmsſtraße zu führen, ſondern geſtattete nur, vom Thiergarten aus durch den Garten des Buchhändler Reimer zu ziehen, in deſſen Hauſe Schleiermacher wohnte. Er erſchien auf dem Balkon und hielt eine kurze Anſprache. Da ſtand der kleine Mann, und der Herbſtwind ſpielte mit ſeinen weißen Haaren. Neben mir befand ſich ein Student, der mir als ein liebenswürdiger und ſehr ernſter Mann bekannt war. Plötzlich warf er ſeine Fackel auf die Erde und rief ſehr laut: „Sieh' da Oſſian auf der Haide!“ Ich begleitete ihn in ſeine Wohnung, er blieb aber dabei, daß er nicht Schleiermacher, ſondern Oſſian geſehen habe. Bei wiederholtem Beſuche mußte ich mich überzeugen, daß er von einer geiſtigen Verwirrung in die andere verfiel. Sein Vater kam und nahm ihn mit nach Hauſe. So viel ich erfahren habe, iſt er auch nicht wieder zur vollen Klarheit gekommen. Seine Lieblingsbeſchäftigung war: Holz ſägen und ſpalten. Auf einer Reiſe hatte ich ſpäter Gelegenheit, ihn zu ſehen. Er erkannte mich und wir weinten Beide. Schleiermacher bedankte ſich bei der nächſten Vorleſung, indem er bedauerte, daß die Polizei nur erlaubt habe, ihm die Ehrenbezeugung von hinten zu erweiſen.

In dem letzten halben Jahre hatte ich eine freie Wohnung bei einem Manne, der am Alexanderplatze ein Haus bewohnte und ſich damit beſchäftigte, auf chemiſchem Wege Mineralwaſſer herzuſtellen, auch aus Grüneberger Wein Champagner zu machen. Ich lernte den Mann kennen im Monbijou-Garten, wo er gewöhnlich auf derſelben Bank

ſaß, auf die ich mich auch ſetzte. Er las die Ethik von Schwarz und wir kamen ſehr bald auf Glaubensſachen zu ſprechen. Eines Tages kam er in Begleitung ſeiner Frau und Beide luden mich ſehr freundlich ein, in ihrem Hauſe zu wohnen. Ich nahm das Anerbieten an. Täglich laſen wir zuſammen den Römerbrief, den ich gerade zu der Zeit bei Neander hörte und beſprachen uns beſonders über den kleinen Lutheriſchen Katechismus, wie auch über die Auguſtana. Mein Wirth glaubte an die Seelenwanderung und behauptete, daß man es wohl an dem Menſchen bemerken könne, in welchem thieriſchen Körper vorher ſeine Seele gelebt habe. Einmal ſtanden wir am offenen Fenſter, vor dem zwei Männer beſchäftigt waren, den Rinnſtein zu reinigen, und als er ſah, mit welcher Behaglichkeit ſie dieſe unſaubere Arbeit verrichteten, wollte er erkennen, daß ſie früher Schweine geweſen ſeien. Er ſprach dabei ſehr lebhaft, ſo daß die Männer es hörten und ſich ſehr beleidigt fühlten und nur durch Geld konnten beſänftigt werden. Mein Wirth beſuchte ſehr fleißig das nahe gelegene Königſtädtiſche Theater, wurde auch oft von den Schauſpielern und Schauſpielerinnen beſucht. Weil er die Muſik ſehr liebte, ſangen ſie und tranken dabei Champagner. Ich lernte bei der Gelegenheit mehrere Schauſpieler kennen, und die abſchreckende Vorſtellung, die ich vom Theater hatte, veränderte ſich darum ſehr, weil dieſe Leute, wie es ſchien, ſehr fröhlich waren, und unſittliche oder zweideutige Aeußerungen habe ich nie von ihnen gehört. Im Nebenhauſe wohnte eine jüdiſche Familie, mit der mein Wirth Umgang hatte. Als ich ſchon Paſtor in

Berlin war, fuhr ich einmal im Omnibus, mir gegenüber ſaß eine Dame, die mich ſehr viel anſah. Als ich ein Geſpräch mit ihr anknüpfte, fragte ſie nach meinem Namen, weil ſie glaube mich zu kennen, und ſo erfuhr ich, daß ſie eine Tochter aus jener jüdiſchen Familie ſei. Sie war damals ein kleines Mädchen von fünf bis ſechs Jahren und war jetzt an einen Juden, der im Thiergarten eine Villa beſaß, verheirathet. Ich beſuchte die Familie und der Mann äußerte ſich dahin, daß er ebenſo wenig ein rechter Jude ſei, wie ſein Nachbar (ein Mann mit einem berühmten Namen) ein rechter Chriſt. Er ſprach ſich beſorgt aus, was aus ſeinen drei Söhnen werden werde. Sein Vater, der ein ſtrenger Jude ſei, habe ihm alle Morgen die Geſetzestafel umgehängt und er habe müſſen die Gebote herſagen, und am Abend ſei ihm der Gebetsriemen um die Stirn gelegt. Des Vormittags habe er die Gebote im Sinn gehabt, und des Nachmittags habe ihn die Furcht vor Gott bewahrt. „Meine Kinder die wachſen nun auf ohne Geſetzestafel und ohne den Gebetsriemen.“ Der Mann beſuchte ſehr fleißig die Matthäuskirche. Er wollte ſich und ſeine Kinder gerne taufen laſſen, konnte ſich aber zunächſt nicht dazu entſchließen, weil er ſeinen Vater, der in Breslau lebte, nicht betrüben wollte, und auch wohl beſorgte, daß er ihn enterben werde.

So gingen die drei Jahre der Univerſitätszeit zu Ende. Nach und nach hatte ich faſt nur noch theologiſche Vorleſungen gehört und war zu dem Entſchluſſe gekommen, zunächſt die theologiſchen Prüfungen zu beſtehen. Beſonderen Einfluß übte auf mich der Profeſſor und Hof-

prediger Strauß aus, der in seinen Vorlesungen über praktische Theologie und in seinem Seminar, sowie auch in den wöchentlichen Versammlungen in seinem Hause in begeisterter Weise über das Leben eines Pastors sprach; auch las ich gern die von ihm herausgegebenen Glockentöne. Als ich die letzten Ferien in der Heimath zubrachte, mußte ich mich überzeugen, daß mein lieber Vater ganz damit zufrieden war, daß ich in kurzer Frist das erste Examen absolviren solle. Die Ideale des Lebens eines Pastors auf dem Lande erfüllten meine Seele, wenn auch der Vater sagte: „Deine Träume werden ihre lebendigen Farben bald verlieren, du aber trachte darnach, ein rechter Pastor zu werden und suche vor Allem deine eigene Seele zu retten. Nur wer selbst in den Wegen des Heils wandelt und lebt, kann auch Anderen den rechten Weg zeigen."

Die wichtigsten und entscheidenden Schritte im Leben geschehen nicht immer nach menschlicher Ueberlegung und Erwägung der Verhältnisse und Umstände, sondern es giebt eine unsichtbare Hand, die mächtiger ist, als alle Entschlüsse des Menschen, durch die der Mensch geleitet wird. Durch allerlei Umstände und Ereignisse wird man gedrängt und geschoben, dahin zu gehen und das zu thun, was man nicht von vornherein gewollt hat. Gott der Herr redet nicht allein durch sein Wort, sondern auch durch Fügungen und äußerliche Dinge. Wohl dem Menschen, der Gottes Willen recht erkennt und versteht, was er in der Entwickelung des Lebens zu uns sagt. Mit Mutterhänden leitet er die Seinen stetig hin und her. — Daß ich nicht zu großen Dingen bestimmt sei, hatte ich von meinem Vater oft und

viel gehört; hatte auch erkannt, daß ich bei mäßigen Gaben und Talenten mein Ziel nicht hoch ſtellen dürfe, ſondern nur durch treuen Fleiß und ehrliche Gottesfurcht meine Gaben entwickeln und gebrauchen könne, und ſo war ich dahin gekommen, viel und oft an das ſtille und verborgene Leben eines Paſtors auf dem Lande, als an ein ſchönes Leben zu denken.

Was Er ſich vorgenommen
Und was Er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu ſeinem Zweck und Ziel.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

3 2044 054 747 7

BÜCHSEL, Karl.
Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

BX
8080
.B84
1886
v.3